Schiller's Gedichte

erläutert und auf ihre

Veranlassungen und Quellen zurückgeführt,

nebst

Variantensammlung und Nachlese

von

Heinrich Viehoff,

Professor und Director der höhern Bürger- und Provinzial-Gewerbeschule zu Trier.

Zweiter Theil.

Neue, größtentheils umgearbeitete Auflage in drei Bänden.

Stuttgart.

Ad. Becher's Verlag.

1856.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

1795.

1796.

Zweiter Theil.

Der dritten Periode erste Abtheilung:

Das Jahr der Ideendichtung

und

das Epigrammenjahr.

1795 und 1796.

Das Jahr der Ideendichtung.

Poesie des Lebens.

An ***.

1795.

Mit der vorliegenden poetischen Epistel kehrte unser Dichter aus seiner langen Laufbahn philosophischer Selbstverständigung auf die Bahn der Poesie zurück, ohne sich jedoch sofort den schwerfälligern Schritt der Philosophie abgewöhnen zu können. Ueber die Zeit, wann das Gedicht entstanden ist, gibt ein Brief an Goethe vom 12. Juni nähere Auskunft. „Der Uebergang von einem andern Geschäft," schrieb Schiller, „war mir von jeher ein harter Stand, und jetzt vollends, wo ich von Metaphysik zu Gedichten hinüberspringen soll. Indeß habe ich mir, so gut es angeht, eine Brücke gebaut, und mache den Anfang mit einer gereimten Epistel, welche Poesie des Lebens überschrieben ist, und also, wie Sie sehen, an die Materie, die ich verlassen habe, gränzt. Könnten Sie kommen und Ihren Geist auch nur sechs Wochen lang, und nur so viel ich davon in mich aufnehmen kann, in mich hauchen, so würde mir geholfen sein." Der Dichter fühlte selbst nur zu sehr, wie schwer sich in ihm der Genius von den Fesseln der Philosophie losrang, und mußte es sich um so deutlicher bewußt werden, je näher er Goethe's freies, heiteres Schaffen beobachten konnte. Ist aber der Stoff des

vorliegenden Gedichtes noch der Philosophie, womit er sich zuletzt beschäftigt hatte, entlehnt, so beruht die Form *), die ganze Behandlungsart vorzugsweise auf der rhetorischen Form der Distribution, d. h. der Specialisirung, der Zerlegung eines umfassendern Gedankens in seine einzelnen Theile, weßhalb Körner (Briefw. mit Schiller IV, 126) es mit Recht als „zur rhetorischen Klasse gehörig" bezeichnet, und Hoffmeister es zur zweiten Gattung der Schiller'schen Ideenpoesie zählt, derjenigen, welche sich auf die Subordination der Vorstellungen gründet, welche „das Ideale als ein Allgemeines und das Reale als ein Besonderes auffaßt, so daß sie im Verhältniß der Ueber- und Unterordnung stehen." — Der Text des Gedichtes, im J. 1798 retouchirt und 1799 erschienen, bietet keine Varianten.

„Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trüg'rischem Besitz die Hoffnung hintergehn?
Entblößt muß ich die Wahrheit sehn,
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
Soll gleich den freien Geist, den der erhab'ne Flug
Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden;
Er lernt sich selber überwinden,
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Noth
Nur desto unterwürf'ger finden.
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Nothwendigkeit?" —

In diesem ersten Abschnitt läßt der Dichter einen schroffen Realisten die poetische Anschauung des Lebens und der Welt angreifen. Der

*) In gewisser Beziehung, als Epistel nämlich, schließt sich das Gedicht auch der Form nach an seine letztere Beschäftigung an. In den ersten Monaten des Jahres hatte er die letzte Abtheilung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen geschrieben.

„strenge Freund" (V. 15) ist einer der von Schiller im 26. Briefe über die ästhetische Erziehung geschilderten Sittenrichter, die dem Zeitalter nicht bloß den falschen, sondern auch den aufrichtigen Schein verargen, d. h. nicht nur den heuchlerischen logischen Schein, den man mit der Wahrheit verwechselt, sondern auch den arglosen ästhetischen, den man von der Wahrheit und Wirklichkeit unterscheidet. „Sie greifen," sagt Schiller, „nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt und die Armseligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur Schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt; aber es verdrießt sie nicht minder, daß man auch Schein vom Verdienste fordert, und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt." Sie halten es für nöthig, sich bei Zeiten an den Anblick der nackten Wirklichkeit zu gewöhnen, damit man dann um so leichter sich in die Strenge des Sittengesetzes und die Härte der Nothwendigkeit füge. — Darauf erwiedert nun der Dichter: Eine so kalt realistische Ansicht streift dem Leben alles Erfreuende, alles Reizende ab. Bei einer solchen Gesinnung ist Liebe unmöglich, deren Begeisterung ja nur durch Ideale, nicht durch das, was die Wirklichkeit bietet, hervorgerufen wird. Schöne Kunst kann nicht mehr bestehen, da sie ja nur auf dem ästhetischen Scheine beruht.

15. So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Porte
Verwerfend hin auf Alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schaar,

Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still traurend nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die gold'ne Leier,
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarb'ner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn, die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht;
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

Die Horen (V. 20), ursprünglich die personificirten Jahres- und Tageszeiten, erscheinen später bei Dichtern häufig als Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen, und als solche, wie hier, in Gesellschaft der Chariten (V. 22). Vor einer streng realistischen Lebensanschauung, ist also der Gedanke, entschwindet Schönheit und Anmuth. Daß die Horen und die Schwestergöttinnen, die Grazien, zwischen den Musen und Apoll aufgeführt sind, zeigt, daß hier das Schöne der Kunst, insbesondere der Poesie, gemeint ist. Warum ist aber Hermes und sein Caduceus erwähnt? Wahrscheinlich sagt der Vers 24: Auch das Wunderbare flieht vor der nüchternen Betrachtung des Realisten. Ueber den „Wunderstab" vergl. Aen. IV, 242:

Jetzo faßt er den Stab, der erblichene Seelen vom Orkus
Aufruft oder hinab in den traurigen Tartarus sendet,
Schlummer gibt und enthebt, und vom Tod auch die Augen entsiegelt,
u. s. w.,

Die Reihenfolge der Ideen in der letzten größern Hälfte des Gedichts scheint mir nicht die glücklichste zu sein: mitten zwischen den

detaillirenden, distribuirenden Gedanken steht ein allgemein zusammenfassender (V. 25 bis 27). Außerdem enthält das Folgende gewissermaßen Wiederholungen des Frühern; vergl. z. B. V. 28 bis 31 mit V. 18 f. — Wenn Körner (Briefw. mit Schiller, IV, 126) das Gedicht als „Fragment eines idealisirten Briefes im höchsten poetischen Schmuck" charakterisirt, so ist dagegen zu erinnern, daß die Epistel ihre Aufgabe löst und vollkommen abgerundet erscheint, wenn sich gleich nicht läugnen läßt, daß poetische Episteln gewöhnlich einen reichern und mannigfachern Inhalt haben.

Verwandten Inhaltes mit unserer Epistel ist eine kurz nachher entstandene lyrische Produktion, das Ideal und das Leben, der wir bald begegnen werden. Aber welch ungeheurer Fortschritt gibt sich dort in der Sprache und der ganzen künstlerischen Behandlung des Stoffes kund! Wie schnell hatte Schiller's poetischer Genius seine Kraft wieder gesammelt!

Die Macht des Gesanges.

1795.

Diese treffliche Ode, die den Anfang des Musen-Almanachs auf das Jahr 1796 bildet, gehört zu den Stücken, womit Schiller seine neue Dichtungsperiode eröffnete. Humboldt hatte sie, wie aus seinem Briefwechsel mit dem Dichter erhellt, den 18. August 1795 bereits im Manuscript gelesen; und Schiller muß sie ihm schon vor dem 9. August zugesandt haben; denn unter diesem Datum schickte er das Reich der Schatten (das Ideal und das Leben), wofür Humboldt erst am 21. August dankte. Hoffmeister führt unsere Ode als das erste Beispiel derjenigen Art poetischer Veran-

schaulichung an, die des Dichters Ideen durch das denselben Aehnliche, welches ihm die reale Welt darbietet, oder welches er zu diesem Zwecke bildet, individuell zu machen sucht. „Goethe vergleicht gerne (sagt er) einen geistigen Zustand, ein inneres Erlebniß mit Erscheinungen der materiellen Welt; Schiller sucht häufiger ein sinnliches Substrat für eine Idee; und da das Ueberirdische unerschöpflich ist und nichts Entsprechendes in der Körperwelt findet, so läßt er öfters mehrere Bilder und Gleichnisse auf einander folgen, ja er stellt bisweilen eine Idee durch ein ganzes Gedicht in einer Reihe von Gleichnissen dar. Hier tritt nicht selten der Fall ein, daß uns seine glühende Phantasie rasch und jählings von einem Bilde zu einem zweiten und dritten ganz ungleichartigen hinüberreißt, so daß wir in einer gewaltsamen Aufregung gehalten, und die Einheit der Anschauung und ein ruhiger, gleichmäßiger Eindruck gestört werden. In der Macht des Gesanges sind alle Ideen an eben so viele Gleichnisse geknüpft." Indem so die erste Strophe das geheimnißvolle Entstehen der Poesie durch das Hervorbrechen eines Felsenstroms versinnlicht, dem der Wanderer mit wollustvollem Grausen lauscht: bezeichnet sie zugleich bestimmt, welche Art der Dichtkunst es sei, deren Macht unsere Ode vorherrschend feiert. Es ist nicht die gesammte Poesie, namentlich nicht die spielende, gefällige, anmuthreiche, liebliche, sondern die großartige, erhabene, die heroisch-epische, die höhere tragische Poesie, die Hymne und Ode, was Hoffmeister mit Recht als etwas den Dichter sogleich Charakterisirendes hervorhebt. Weniger kann ich, beiläufig bemerkt, seiner Ansicht beipflichten, wenn er auch im Mädchen aus der Fremde die Poesie als etwas Erhabenes aufgefaßt findet. Denn heißt es gleich dort:

Eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit,

so ist doch die Poesie in jener Allegorie als ein schönes Mädchen dargestellt, die mit dem Frühlinge erscheint, deren Nähe beseligend

wirkt, welche Blumen mitbringt und vor allen die Liebenden mit ihren Gaben bedenkt, — lauter Züge, die weit weniger auf die erhabene Dichtkunst hindeuten, als wenn es hier heißt:

1. Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Die zweite Strophenhälfte schildert die Wirkung der erhabenen Poesie auf den Hörer und knüpft dabei die Idee von dem geheimnißvollen Ursprung der Poesie an ein ähnliches Bild, wie im Grafen von Habsburg:

Wie in den Lüften der Sturmwind saus't,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braus't,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt.

Es ist derselbe Gedanke, den auch im Mädchen aus der Fremde die Strophe ausspricht:

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Humboldt urtheilt (in seinem zwölften Briefe an Schiller) über die erste Strophe unsers Gedichtes: „Das große und schauervolle Bild am Eingange bereitet die Seele prächtig zu der ernsten und feierlichen Stimmung vor, die das Ganze hervorbringen muß, und die gleich anfangs durch die edle Einfachheit der Anwendung des Bildes

in den Versen 9 und 10 so sehr befestigt wird.“ Dann sagt er weiter, zur zweiten Strophe übergehend: „Die gleich darauf folgenden Verse eröffnen dem Geist auf einmal eine unabsehliche Tiefe:

2. Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.“

Ursprünglich muß, wie aus Humboldt's Briefe hervorgeht, der erste Vers eine etwas andere Form gehabt haben; statt „furchtbarn Wesen“ hieß es damals Mören; und da das Wort vermuthlich den Reim bildete, so wird auch der dritte Vers wenigstens anders gelautet haben. Vielleicht hießen die vier ersten Zeilen:

Verbündet mit den furchtbarn Mören,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann das Lied des Sängers hören
Und seinem Zauber widerstehn?

Humboldt wünschte das Wort weg, theils, weil es ihm „fatal klang“, theils weil es den Meisten unverständlich sein werde, da die römische Mythologie es nicht kenne. Schiller gab dem Wunsch seines Freundes nach, und, wie ein nachbessernder Dichter häufig einen Fehler mit einem schlimmern vertauscht, so gerieth Schiller vielleicht jetzt erst auf die unrichtige Satzverbindung in den vier ersten Zeilen, wovon sich freilich auch in andern Stellen seiner Gedichte Beispiele genug finden. Dem Sinne nach schließt sich nämlich der abgekürzte Satz „Verbündet mit den furchtbarn Wesen“ an den Genitiv Sängers, während er grammatikalisch zu „Wer“ (Vers 3) gezogen werden muß. — „Die furchtbar'n Wesen“ sind, wie der Zu-

satz in Vers 2 zeigt, die Parzen. Inwiefern ist ihnen der Dichter verbündet? Am nächsten läge es wohl, sich den Zusammenhang so zu denken: Im Schooß der Parzen liegt für uns Glück und Unglück, Schmerz und Freude; sie stürzen mit allmächtiger Hand den Menschen vom Gipfel des Glücks in gränzenloses Unglück und erheben ihn wieder aus dem Staub zu glänzenden Höhen. Ihrer Gewalt gleicht die Herrschaft des Dichters über die menschliche Brust; auch er weckt Furcht und Hoffen, Liebe und Abneigung, Schmerz und Freude, wie es ihm gefällt, in unserm Herzen. — Anders faßt Götzinger die Verbindung auf; er sagt: „Der Dichter steht mit den Parzen, den Schicksalsgöttinnen, im Bündniß, d. h. er erregt und leitet unsre Gefühle, Gedanken und Bestrebungen, von denen unser Schicksal abhängt." Dieselbe Ansicht entwickelt Humboldt ausführlich und tiefer begründend im obenbezeichneten Briefe: „Das geheime Leben (sagt er) und die innere Kraft jedes Wesens, von welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind, und auf deren unmittelbarem und insofern unerkanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen: diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen, und auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillt im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ausmacht, und da jene Kraft zugleich die Ursache aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so eignet er sich nun, gleichsam durch ein Einverständniß mit ihr, jenes wunderbare Vermögen an, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen. Denn daß er das Letztere nicht thut, sagt der Rest der Strophe so schön. Seine Macht ist ein Zauber, er beherrscht das bewegte Herz, also durch die eigne Kraft desselben und steht zwischen Ernst und Spiel in der Mitte. Die beiden letzten Verse sind unglaublich schön und malerisch. Die Leichtigkeit, welche vorzüglich in dem Ende dieser Strophe herrscht, hilft den schauervollen Eindruck vermehren, welchen die beiden folgenden Strophen machen." Humboldt faßt demnach

den Begriff des Schicksals ganz anders, als wir es oben bei der ersten Deutung thaten, nicht als den Inbegriff dessen, was dem Menschen Beglückendes und Niederbeugendes durch eine seiner Kraft überlegene höhere Gewalt widerfährt; sondern er sieht vielmehr als die Quelle des menschlichen Schicksals eben die eigenste innerste Kraft des Menschen an, welche auch der Born seines moralischen Werthes, der Sitz seiner Freiheit ist. Wenn diese Auffassungsweise schon deßhalb, weil der Vertraute von Schiller's Denk- und Ausdrucksweise sie ausspricht, unsre volle Aufmerksamkeit verdient, so gewinnt sie dadurch noch mehr für sich, daß es sich aus ihr erklärt, warum Schiller die Funktionen der Parzen, wenn er sie mit der Idee von der Wirkung der Poesie auf den Menschen in Verbindung bringt, mehrmals mit den Funktionen der Furien oder der Nemesis vertauscht, z. B. in den Kranichen des Ibykus, wo hierüber ein Mehreres. — Mit den Kranichen steht überhaupt die Macht des Gesanges in enger Beziehung. „Dieselben Ideen," sagt Götzinger, „die er dort in einem epischen Bilde versinnlichte, hat er hier in lyrisch-beschreibenden Bildern zu verkörpern gesucht. Die neunzehnte Strophe der Kraniche: „Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet u. s. w." gehört ganz in die Ideen unsers vorliegenden Gedichtes. Auch die Sprache ist ganz die nämliche: dieselbe einfache Pracht, dieselbe feierliche Haltung, erhabene Ruhe und epische Ausführlichkeit, die dort herrschen, finden sich auch hier; und offenbar hat Schiller in der Macht des Gesanges die tragische Poesie ebenfalls besonders vor Augen gehabt." — Ueber den Götterboten Merkur oder Hermes (ψυχαγωγός, Νεκροπομπός) sagt Virgil in der Aen. IV, 242 u. ff.:

Drauf ergreift er den Stab, womit er vom Orkus die blassen
Seelen ruft und andre zum traurigen Tartarus hinschickt,
Schlummer gibt und benimmt und die Augen im Tode verschließet.

„Ihm gleicht der Dichter", interpretirt Götzinger, „denn er macht das Herz erstarren und läßt es wieder freudig schlagen". Vielleicht

ließe sich die Stelle auch so erklären: Wie Hermes die Seelen der Verstorbenen, nach Belieben, jetzt zum schauervollen Tartarus hinab, jetzt in die glanzvollen Regionen des Lichtes hinauf führt, so erschließt der Dichter bald vor uns die Abgründe grausenvoller menschlicher Schicksale, bald erhebt er uns zu den glänzenden Höhen menschlicher Verherrlichung.

3. Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt;
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

4. So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Man könnte eine Periode, die durch zwei ganze Strophen eines nur aus fünf Strophen bestehenden Gedichtes hindurchläuft, verhältnißmäßig zu lang finden; in der That sollte man ein solches Gleichniß eher in einem epischen Gedichte als in einem lyrischen erwarten; allein eben daß die Vergleichung nach der Weise der epischen Poesie behandelt ist, indem Vorder- und Nachsatz durch Hauptsätze getrennt sind, die das herbeigezogene Bild selbstständig ausführen, läßt das Ganze nicht als ein großes zusammengehöriges Glied

erscheinen. — Die Wirkungen, die hier dem Gegenstande wie dem Bilde, dem Gesange wie dem unvorhergesehenen ungeheuren Schicksale zugeschrieben werden, sind lauter Züge, die das Erhaben charakterisiren. Zeigt sich dem Menschen etwas wahrhaft Erhabenes, sei es nun etwas Unfaßbares, das ihn an die Schranken seiner Vorstellungskraft, sei es ein Phänomen der verderbenden Natur, welches ihn an seine physische Ohnmacht erinnert: so muß natürlich der Eindruck, den jede meß- und faßbare, irdische Größe macht, verschwinden. Das entzückende Bewußtwerden der hohen dämonischen Freiheit in uns, welches wir dem Erhabnen verdanken, die begeisternde Wahrnehmung, daß an das absolut Große in uns selbst die Natur in ihrer Grenzenlosigkeit nicht reicht, läßt die alltägliche irdische Freude nicht neben sich bestehen; in dem Augenblicke, wo der Mensch seine reine Geisterwürde entdeckt, kann er nicht noch Heuchelei und Verstellung pflegen wollen; das Schicksal fürchtet er nicht mehr, denn er hat eine Kraft in sich gefunden, die an keine Naturbedingung gebunden ist; über die sinnliche Welt emporgehoben, fühlt er sich nur noch dem Gesetz der Geister verpflichtet; kein Kummer kann ihn mehr erreichen, selbst die Rührung, die der Anblick des Erhabenen erzeugt, erhöht den Genuß; denn mit dem Gefühl der Schranken und Gebrechen, das der physische Mensch in uns beim Erhabenen empfindet, wächs't das Gefühl der Unabhängigkeit und Kraft auf Seiten des moralischen Menschen.

5. Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz;
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Wenn die vorigen Strophen mehr auf die sentimentalische Poesie hindeuteten, welche aus der Erhebung zum Ideal hervorgeht und den Menschen aus der Wirklichkeit in eine höhere Welt des schönen Scheins führt: so läßt sich diese Strophe näher auf die naive Poesie beziehen, die aus der Nachahmung einer schönen Wirklichkeit entsteht, eines Zustandes, wo der Mensch noch mit allen seinen Kräften zugleich als harmonische Einheit wirkt, einer Welt, deren natürliche Wahrheit und Einfalt gegen den trügerischen Schein und die Künstlichkeit der Kulturwelt kontrastirt. Doch bemerkt Schiller ausdrücklich in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, daß er die Natur als die einzige Flamme ansehe, aus der sich überhaupt der Dichtergeist nähre. „Aus ihr (sagt er) schöpft er seine Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen." Diesem aber erscheint, wie es in einer frühern Stelle heißt, die Natur als eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unsrer Freiheit hinaus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und hören im Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme."

Zusätzliches. An Körner übersandte Schiller am 17. August 1795 das Gedicht, mit der Bemerkung, daß Reinhardt es komponirt habe, und der Anfrage, ob Körner sich nicht daran versuchen wolle. In des Letztern Antwort vom 2. September heißt es in Beziehung auf unser Gedicht: „Die letzte Strophe ist köstlich. Im Ganzen vermisse ich Einheit. Das Bild in der dritten Strophe hat etwas Störendes. Im Anfange erkannte ich die Stelle wieder, die Du in den Künstlern voransetzen wolltest." Hierauf erwiederte Schiller am 8. September: „Darüber wundere ich mich, wie Dich die dritte Strophe aus der Macht des Gesanges stört, die gewiß die beste

darin ist, und die eigenthümliche Macht der großen *) Dichtkunst treu ausdrückt. Ihr Ton ist derselbe der vier ersten Strophen, wo Alles auf das Fühlbare hinausläuft. Eher könnte man die letzte Strophe für die vorhergegangenen vier andern zu schmelzend finden. **) Die Einheit des Liedes ist ganz einfach diese: Der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her."

Pegasus im Joche.

1795.

Pegasus im Joche oder, wie die Ueberschrift im Musen-Almanach für das Jahr 1796 heißt, Pegasus in der Dienstbarkeit, muß mit dem vorhergehenden Gedichte ungefähr gleichzeitig entstanden sein. Schiller hatte es schon vor dem 9. August 1795 im Manuscript an Humboldt übersandt, und dieser schrieb darüber am 18. August: „Der Pegasus hat mich überrascht und ist Ihnen göttlich gelungen. Ich kannte Sie in dieser Gattung noch nicht. Aber die Erzählung eilt sehr leicht und unterhaltend weiter, die Schilderungen sind überaus lebendig und charakteristisch, und das Ende von den Worten an: Kaum fühlt das Thier u. s. f. ist majestätisch und verräth unverkennbar Ihre Hand." — Die beiden vorher besprochenen Gedichte liegen mit diesem gewissermaßen in demselben Kreise: die poetische Ansicht des Lebens, im Gegensatz zu

*) Der Dichter meint wohl die erhabene Dichtkunst.

**) Wir haben oben schon auf den verschiedenen Charakter dieser Strophe hingedeutet.

der streng realistischen, die Macht der Dichtkunst, die den Menschen zur Natur zurückführt, und das Loos des Dichters beschäftigen Schiller's Gedanken in dem Zeitpunkt, wo er seine neue dichterische Laufbahn beginnt.

Der ursprüngliche Schluß des Gedichtes war, wie wir aus Schiller's Briefwechsel mit Körner und Humboldt sehen, von dem jetzigen verschieden. Körner schrieb den 2. September: „Pegasus ist ein angenehmes Produkt. Nur würde ich es anders schließen: etwa mit dem Hungertode des Pegasus — die Erscheinung Apolls am Ende will mir nicht recht gefallen." Schiller antwortete am 8. September: „Pegasus wird da geschlossen werden, wo Apoll ihn besteigt. Apoll ist darin eine unentbehrliche Figur, und der Hungertod würde zu platt endigen. Aber das ist eine gegründete Kritik, daß die Moral des Stücks in dem Munde Apolls wegbleiben sollte." Wir sehen also, daß in der ersten Anlage des Stückes Apoll am Schlusse redend eingeführt war und den Sinn des Ganzen aussprach. Humboldt erklärte sich in einem Briefe vom 22. September mit der Aenderung des Schlusses einverstanden. „Wie er da war," schrieb er, „gefiel er mir außerordentlich. Aber ob er nicht in Rücksicht auf das Ganze besser wegbliebe, fiel auch mir schon ein. Wie Sie es jetzt gemacht haben, ist es sehr gut." Das Weggelassene muß jedenfalls im Tone des jetzigen Schlusses gehalten gewesen sein, da Humboldt ja das ganze frühere Ende als „majestätisch" bezeichnet.

1. Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln,
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß es zu verhandeln.

Die Theilung der Erde lehrt, daß der Dichter bei der Ausspendung der irdischen Güter von Zeus vergessen, und dafür zur Theilnahme an seinen Himmelsfreuden eingeladen worden sei. Aber Zeus

nahm ihm nicht die irdischen Bedürfnisse, und so treibt ihn oft der Hunger, seinen poetischen Genius in die Dienstbarkeit zu geben, seine edle Himmelsgabe zum irdischen Markt zu bringen. — Haymarket, ein Flecken in England, ist gut gewählt, da dort auch „andre Dinge" edler Art, nämlich Weiber sich in Waare verwandeln. Nach einem uralten Recht darf dort Jeder sein Weib, wenn es die eheliche Treue verletzte, an einem Stricke zu Markte führen und zum Verkauf aussetzen. — „Der Musen Roß", das Flügelroß des Perseus, der Pegasus, ist bekanntlich das Sinnbild des poetischen, oder überhaupt des künstlerischen Genius.

Hell wieherte der Hippogryph
Und bäumte sich in prächtiger Parade;
Erstaunt blieb Jeder stehn und rief:
Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Daß seinen Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Race, sagen sie, sei rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und Keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Muth.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen,
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen.
Der Täuscher, hoch vergnügt, die Waare loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!"
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Die geistige Kraft und Gluth, die sich in genialen Menschen ausspricht, bewundern auch die prosaisch Gesinnten; nur die Erhebung zum Ideal („das Flügelpaar") ist es, was ihnen mißfällt und bedenklich scheint, ohne dies würden sie das Genie für ein herrliches Werkzeug zu jedem Geschäfte halten. Wohlüberlegt hat der Dichter einen Mann von geringer Welterfahrung, einen Pachter, zum Käufer des Musenrosses gemacht; zugleich entsteht nun der Kontrast,

daß der königliche „Hippogryph“ (eine Zusammensetzung von ἵππος, Pferd, und γρύψ, der fabelhafte Vogel Greif, Herod. III, 102) gerade zu den gemeinsten Beschäftigungen gebraucht wird.

Das edle Thier wird eingespannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde,
Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen,
Der Koller gibt sich mit den Jahren.

Mit Recht nennt Humboldt die Schilderungen charakteristisch, namentlich bildet der Pachter mit seiner kurzsichtigen Frohmüthigkeit, die sich nicht gleich durch eine unglückliche Erfahrung aus dem Felde schlagen läßt, mit seinen geschwätzigen Selbstgesprächen einen schönen Gegensatz zu dem stummen, instinktartig dunkeln, aber gewaltigen und glühenden Entgegenstreben des Götterthiers, wobei die von den Griechen gewählte Versinnlichung des genialen Triebes sich als eine sehr glückliche erweis't. — Unbildlich ausgedrückt, würde dieser Abschnitt lauten: Hat es nun endlich einer gewagt, den genialen Kopf, den Dichter, zu einem gewöhnlichen Geschäft in Dienst zu nehmen, so zeigt sich bald, wie untauglich er dazu ist; ungewohnt der langsamen Regelmäßigkeit, des ermüdenden Einerleies seines neuen Berufs, stürmt er überall gegen die Schranken desselben an, und indem er das Geschäft genialisch behandeln will, bringt er Alles in Unordnung. Aber wenn er allein nicht brauchbar ist, wird er nicht vielleicht als Gehülfe Anderer gute Dienste leisten? Vielleicht ersetzt er mit seinem unruhigen Thätigkeitstrieb, wenn dieser gehörig geleitet wird, mehrere Arbeiter zugleich? Und dann wird

sich die übersprudelnde Kraft mit wachsendem Alter auch wohl mäßigen. — Aehnliche Hoffnungen hegte der Pachter von seinem Flügelrosse.

Der Anfang ging ganz gut. Das leicht beschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und, treu der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohl gerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

Eine Zeit lang mag die Zusammenpaarung des Genius mit der Routine gute Früchte tragen; so lange das Geschäft dem genialen Kopfe noch etwas Neues bietet, arbeitet er mit Interesse und Erfolg. Aber bald däucht ihm das Ziel, das ihm seine Vorgesetzten stellten, zu niedrig und gemein; höhere Plane ins Auge fassend, und ungewohnt, auf dem festen Boden der Erfahrung und des Herkommens zu bleiben, schlägt er neue noch unversuchte Bahnen ein; sein Beispiel reißt die Mitarbeiter fort, die seine Geistesüberlegenheit anerkennen und auf ihn mehr als auf die Vorgesetzten hören, und so geräth das ganze Geschäft durch ihn an den Rand des Verderbens.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen,
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht;
So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen!
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Thier,
Eh' noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ich hab's, ich hab's gefunden!

Ruft Hans; jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen;
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt, das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt, und sich im Staube windet.
Verwünschtes Thier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen,
So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm!
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Hilft auch die Verbindung des Genies mit eingeübten Arbeitern nicht, so läßt es sich vielleicht durch Hunger so weit zähmen, daß es sich zu einer im Sinne der Welt nützlichen Beschäftigung versteht. Wirklich kann die Noth die edelsten und genialsten Geister zwingen, sich in die Beschäftigungen der beschränktesten und gewöhnlichsten Köpfe zu fügen; aber damit hat die Welt nichts an ihnen gewonnen, denn der Gram über das verfehlte Dasein zehrt bald ihre ganze Kraft auf und macht sie nun zu Allem untüchtig. Wohl demjenigen, dem, ehe noch seine Kraft ganz gebrochen ist, ein rettender Engel erscheint, welcher des Gebeugten Werth und Bestimmung erkennt und ihn in eine angemessene Lage zu versetzen vermag! — „Tollwurm" in Vers 48 bezeichnet nicht etwa das Pferd selbst, sondern seine Unbändigkeit, seine vermeintliche Krankheit der Raserei, die oben Vers 22 „Koller" genannt wurde.

Indem er noch in seines Zornes Wuth
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemuth
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.

Die Zitter klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an Einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun?
Gib Acht, du sollst dein Wunder schaun!

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band,
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einem Mal in majestät'schen Wogen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh der Blick ihm folgen kann,
Verschwindet es am fernen Aetherbogen.

Die einzigen Aenderungen, die der Dichter später mit dem Texte vornahm, betreffen den Vers 89 und den Schlußvers. Jener heißt jetzt:

Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen —

Dieser:

Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Der Satz in den Versen 79 und 80 steht auf der Gränze der Fragesätze und der bedingenden Vordersätze, daher die schwankende Interpunktion nach Vers 80 (? oder ,); vergleiche Theil I, S. 250, Anm. zu Str. 17. — Wer ist der lustige Gesell, der flink und wohlgemuth die Straße hergezogen kommt? Die Beschreibung erinnert auf den ersten Blick an einen wandernden Sänger, einen Troubadour; ein paar Stellen im Humboldt-Schiller'schen Brief-

wechsel sprechen es aber bestimmt aus, daß Apoll damit gemeint sei. In dem Briefe vom 7. September 1795 sagt Schiller: „Pegasus werde ich doch noch da schließen, wo das Pferd mit Apoll in die Lüfte geht". In der That wurde Apoll auch von den Alten als ein blondgelockter Jüngling (flavicomus, auricomus, χρυσόκομος, κόμαιθος), oft mit einem goldenen Diadem um die Locken und einer Lyra im Arme dargestellt. Hoffmeister gedenkt hiebei Goethe's, der den Werth unsres Dichters zu würdigen wußte, und von dessen Meisterhand geleitet, sich der niedergedrückte Genius leicht, schnell und königlich zu seiner Ideenwelt emporhob. Ueberhaupt ist in dem Schicksale des Pegasus, wie auch Schiller's Jugendfreund Streicher bemerkt, das Loos unsers Dichters selbst mit unverkennbaren Zügen gezeichnet. „Ohne eigene Erfahrung," sagt er, „hätte Schiller in späterer Zeit seinen poetischen Lebenslauf in der herrlichen Dichtung, Pegasus im Joche, unmöglich so natürlich darstellen können, daß derjenige, der mit seinen Verhältnissen vertraut ist, sich Alles auf den Verfasser recht gut deuten kann." In seiner Jugend war er gezwungen gewesen, gegen Neigung und innern Beruf die Arzneikunst auszuüben; in Jena mochte manche prosaische Natur, die ihm als Kollege beigesellt war, seinen Dichtergenius dämpfen; Entbehrung und Armuth, so wie den Druck der Arbeit hat er zur Genüge kennen gelernt. Um so mehr ist es zu bewundern, daß über die ganze satyrische Fabel, wie über die Theilung der Erde, ein so leichter Ton, ein so heitrer, gefälliger Humor ergossen ist, dem man durchaus nicht die Bitterkeit schmerzlicher Erinnerungen ansieht. Der Quäler des Pegasus ist nicht etwa mit Ingrimm geschildert; Apoll redet ihn selbst mit „Freund" an, und zürnt weniger über seine unwürdige Behandlung des Götterthiers, als er seine Täuschung mitleidig belächelt. So erfüllte Schiller in diesem Stücke die Forderung, die er in der Recension Bürger's an den Dichter überhaupt stellt, daß er aus einer sanften und fernenden Erinnerung dichten müsse, indem das Idealschöne

schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt, möglich werde.

Der Tanz.

1795.

Die Elegie der Tanz befand sich, wie die beiden vorhergehenden Stücke, in der Gedichtsendung, worüber sich Humboldt in seinem Briefe vom 18. August 1795 ausführlich verbreitet, und die unser Dichter schon vor dem 9. August an ihn geschickt haben muß. Sie gehört also, ihrer Entstehung nach, spätestens dem Anfange Augusts an. Hatte sich Schiller in den drei vorher besprochenen Gedichten auf dem Felde der Reimpoesie, wo er längst heimisch war, gehalten, so sehen wir ihn hier zu unserer Verwunderung auch das elegische Versmaß mit Virtuosität handhaben. Das Metrum ist meistens so glücklich behandelt, und in Rhythmus und Wortklängen zeigt sich so viel malerische Kraft, daß in dieser Beziehung kaum eines der spätern im heroischen oder elegischen Versmaß gedichteten Stücke Schiller's dem unsrigen den Vorrang streitig machen kann. Der Dichter scheint aber auch gerade in dieser Hinsicht großen Fleiß auf das Gedicht verwandt und sich mit klarem Bewußtsein die Aufgabe gestellt zu haben, in der Schilderung selbst die anmuthige, gefällige Bewegung und den mannigfaltigen Reiz des geschilderten Gegenstandes nachzuahmen. Uebrigens wird sich bei der unten folgenden Betrachtung des Einzelnen zeigen, daß das Stück nicht gleich in der vollendeten Gestalt, wie wir es jetzt in der Gedichtsammlung finden, aus der Werkstätte des Dichters hervorging. In dem an Humboldt eingesandten Manuscripte lauteten mehrere Verse anders, als in dem Musen-Almanach für das J. 1796, worin das Gedicht zuerst erschien,

und der Text des Letztern weicht noch bedeutend von unserm jetzigen ab.

Ueber den gemeinsamen Charakter der Poesien, welche Schiller's Genius in der uns jetzt beschäftigenden Entwicklungs-Epoche in so reicher Fülle ausströmte, äußerte sich Goethe damals in einem Briefe an ihn auf folgende Art: „Ihren Gedichten habe ich auf meiner Rückkehr hauptsächlich nachgedacht; und ich möchte sagen, sie sind nun, wie ich sie vormals von ihnen hoffte. Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nun im vollkommensten Gleichgewicht; und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf." Auch im vorliegenden Gedichte zeigt sich diese Verbindung von Poesie und Philosophie, wie sie Schiller's Dichtergenius überhaupt charakterisirt, in ausgezeichnetem Grade. An das lebendig dargestellte Bild eines leichten, anmuthigen Spiels knüpft sich eine erhabene, tiefsinnige Idee. Sehr treffend bemerkt Hoffmeister, es vereinige sich in diesem Gedichte der Poet mit dem Denker und dem Menschen so sichtbar, daß man einem jeden gleichsam seinen Antheil ausscheiden könne. „In den wechselnden Erscheinungen," sagt er, „hält der Denker das gleiche, stetige Gesetz fest; als Dichter trägt er die Weltordnung in das flüchtig bewegte Spiel des Augenblicks, und als Mensch bezieht er die in ein kleines Bild zusammengezogene Idee des Universums auf unsere Veredlung." — Der Text nach dem Musen-Almanach heißt:

1. Sieh, wie sie durcheinander in kühnen Schlangen sich winden,
   Wie mit geflügeltem Schritt schweben auf schlüpfrigem Plan!
Seh' ich flüchtige Schatten, von ihren Leibern geschieden?
   Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt?
5. Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch durch die Luft schwimmt,
   Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischen Wellen;
   Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Keinen drängend, von Keinem gedrängt, mit besonnener Eile,

Schlüpft ein liebliches Paar dort durch des Tanzes Gewühl.
Vor ihm her entsteht seine Bahn, die hinter ihm schwindet;
Leis, wie durch magische Hand, öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh! jetzt verliert es der suchende Blick; verwirrt durcheinander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich;
Nur mit verändertem Reiz stellt sich die Ordnung mir dar.
Ewig zerstört und ewig erzeugt sich die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.

So weit geht der erste Theil des Gedichtes, der rein beschreibende, der indeß schon in den letzten Zeilen durch einige inhaltschwere Ausdrücke (z. B. Stürzt der Bau dieser *Welt*, *Ewig* zerstört und ewig erzeugt sich die drehende *Schöpfung*) auf die sogleich anzuknüpfende erhabene Idee vorausdeutet. Vers 1—5 heißen jetzt:

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Drehen! Den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt
u. s. w.

In der neuen Lesart ist zuvörderst die Versbewegung bei weitem expressiver; zumal ist sie im jetzigen Vers 1 ausgezeichnet malerisch. Dann ist auch die Kakophonie „Sieh, wie sie" *) vermieden; auch war im frühern Vers 2 die Auslassung des *sie* anstößig. „Befreit

*) Körner, der am 9. September eine Composition des Tanzes an Schiller sandte, bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Bei der ersten Zeile des Tanzes scheint mir die Daktyl: *sie durchein* etwas hart. *Sieh, wie sie* möchte ich auch nicht scandiren, weil es einen Uebelklang macht. Bei *verwirrt durcheinander* (V. 13) ist der Daktyl nicht auffallend, weil die Sylbe *wirrt* eine entschiedene Länge hat, auch nicht so weich ist, als: *sie*."

von der Schwere des Leibes" ist ein kräftigerer Ausdruck und fließt metrisch schöner, als der entsprechende frühere. In Vers 4 nach der neuern Lesart wird der Phantasie ein neues gefälliges Bild geboten, während das Bild in dem alten Vers 4 zu allgemein bezeichnet war, um nothwendig die Vorstellung der Tänze der Abgeschiedenen hervorzurufen. Dazu kommt, daß der jetzige Vers 4 einen sehr lieblichen Klang hat, der besonders auf Rechnung des vorherrschenden l zu setzen ist (Schlingen, Mondlicht, Elfen, luftigen). — Das Bild vom Rauch in Vers 5 scheint mir nicht glücklich gewählt zur Vergegenwärtigung der hüpfenden Taktbewegung des Fußes. — Der Schluß des Vers 7 heißt jetzt „... des Takts melodischer Woge." Nach der ersten Bearbeitung, in dem von Schiller an Humboldt gesandten Manuscript lauteten die jetzigen Verse 6 und 7:

Wie sich der leichte Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischen Wellen.

Humboldt nennt sie Vers 4 und 5; wahrscheinlich fehlten damals noch die beiden Verse: „Seh ich flüchtige Schatten u. s. w." Uebrigens bemerkt er noch in seinem Briefe an Schiller vom 18. August 1795 hinsichtlich der damaligen Verse 4 und 5: „Sie haben in diesen Versen ein Bild im Pentameter angefangen und im Hexameter vollendet. Dieß halte ich gegen die Natur des Silbenmaßes. Der Pentameter gehört so genau zum Hexameter, daß in ihm nichts Neues anfangen darf, es müßte denn auch wieder in ihm schließen. Das Beispiel werde ich hierin für mich haben; und auch ohne Rücksicht auf irgend eine Regel, deren ich mich hier nicht so bestimmt erinnere, eilte meine Zunge im Lesen unwillkürlich vom Schluß des dritten Verses zum vierten über, da sie doch nun, dem Sinne nach, inne halten muß." Hieraus ersehen wir, daß in der ersten Anlage des Gedichtes auch der jetzige Vers 5 (damals V. 3) anders heißen mußte; und wir haben vielleicht der kritischen Bemerkung Humboldt's die Einschiebung des nicht ganz schicklichen Bildes vom Verfließen

des Rauches in die Lüfte zuzuschreiben.*) Humboldts Vorwurf ist nun beseitigt, das Bild beginnt jetzt mit dem Hexameter. Will man nun auch noch tadeln, wie Götzinger es thut, daß das Bild mit dem dritten Distichon beginnt, und mit dem Hexameter des vierten endigt, so nimmt man es wohl etwas strenge, zumal da sich der folgende Pentameter, dem Sinne nach, ziemlich an seinen Hexameter anschließt. In den Lauten der beiden Anfangswörter dieses Pentameters („Säuselndes Saitengetön") herrscht viel Klangmalerei; deßgleichen in den nächsten Versen, zumal nach der folgenden neuern Lesart:

Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
Schwingt sich ein muthiges Paar dort in den dichtesten Reihn.
Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet,
Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh! jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirr durcheinander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich,
Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.
Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung.
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.

Im ersten dieser Verse wirkt besonders der schwerfälligere metrische Gang in „Macht durchreißen" sehr ausdrucksvoll zur Bezeichnung des Kräftigen, Angestrengten, und zwar um so ausdruckvoller, als Schiller in seinen Hexametern und Pentametern nicht, wie Voß, sehr häufig Wörter gebraucht, deren Ueberton in die Thesis fällt. — An Vers 11 tadelt Götzinger, daß der Gedanke nicht die angemessene Sprachform habe. Der Adjektivsatz, „die hinter ihm schwindet", wie das Adjektiv, bezeichne ein am Gegenstande haftendes

---

*) Bei der Wiederdurchsicht des früher Geschriebenen ist es mir wahrscheinlicher geworden, daß in der ersten Anlage das Gedicht mit den drei Anfangsversen des Gedichtes im Musenalmanach begann, und daß sich daran sogleich die Verse: „Wie sich der leichte Kahn" u. s. w. anschlossen.

Merkmal, einen Nebenbegriff, der mit dem Substantiv zu einem Begriff verschmilzt. Nun sei es aber unmöglich, das Attribut schwindend zu einem Begriff zu verbinden mit Bahn in dem Satze „die Bahn entsteht"; denn bei der Anschauung des Entstehens könne die Anschauung des Schwindens noch nicht vorhanden sein. Dagegen läßt sich fragen: Warum soll es dem Deutschen, zumal dem Dichter, nicht eben so gut gestattet werden, als dem Lateiner, einen Satz, der ursprünglich ein Hauptsatz ist, in Form eines Relativsatzes einem vorhergehenden anzuknüpfen, wenn dadurch keine irrige Auffassung des Zusammenhanges veranlaßt wird? Wie oft fährt nicht der Lateiner mit qui, quae fort, wo das logische Verhältniß der Sätze et is, et ea verlangte? Und dann fragt sich, ob nicht hier sogar in der Verbindung der Sätze eine eigene Schönheit liegt, indem der Dichter dadurch, daß er das Successive in der Form des Simultanen darstellt, das rasche Folgen des Schwindens auf das Entstehen recht energisch bezeichnet. — Vers 13 hieß nach der ersten Anlage im Manuscript, welches Humboldt vor sich hatte:

Jetzt, jetzt verliert es der Blick u. s. w.

Humboldt bemerkt dazu: „In diesem Verse fällt das zweite jetzt, kurz gebraucht, ein wenig hart auf. Zwar läßt sich seine Kürze dem Accent nach vertheidigen, da der Gedanke forttreibt; aber die Quantität ist so sehr dawider, daß ich glaube, es findet hier eine Ausnahme statt." Sehr expressiv ist der Päon tertius am Versschlusse. — Zum neueren Vers 17 „Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig" vergleiche hinsichtlich der Wortstellung den V. 33 des Spaziergangs:

Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,

über den Schiller selbst sagt, daß er ihm ausdrucksvoll erscheine, indem durch die Einfassung des Uebrigen zwischen die beiden Endlos sich gleichsam ein geschlossener Kreis bilde, und hier doch etwas

Unendliches, Ewiges, in seinen Anfang Zurücklaufendes dargestellt werden solle. — „Die drehende Schöpfung", offenbar für die sich drehende Schöpfung, ein Sprachgebrauch, der sich mehrmals in Schiller's Jugendgedichten und häufig bei Lateinern und Griechen findet (z. B. Virg. Aen. I, 104 tum prora avertit st. avertit se). Weniger zu entschuldigen ist die Freiheit, die sich Schiller bei diesem Worte in den Kranichen des Ibykus genommen: „Und schauerlich gedreht im Kreise", für sich drehend.

Sprich, wie geschieht's, daß, rastlos bewegt, die Bildungen schwanken,
Und die Regel doch bleibt, wenn die Gestalten auch fliehn?
Daß mit Herrscherkühnheit einher der Einzelne wandelt,
Keiner ihm sklavisch weicht, Keiner entgegen ihm stürmt?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust und die gesetzlose zähmt.
Und der Wohllaut der großen Natur umrauscht dich vergebens?
Dich ergreift nicht der Strom dieser harmonischen Welt?
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen wälzt in künstlich schlängelnden Bahnen?
Handelnd fliehst du das Maß, das du im Spiele doch ehrst?

Vers 19 hatte, wie aus Humboldt's Briefwechsel hervorgeht, zuerst im Manuscript folgende Form:

Sprich, was macht's, daß in rastlosem Wechsel die Bildungen schwanken —

Jetzt lautet Vers 19 — 22:

Sprich, wie geschieht's, daß, rastlos erneut, die Bildungen schwanken
Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
Jeder, ein Herrscher, frei nur dem eigenen Herzen gehorchet
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?

Vers 27 — 28:

Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls?
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs?

Vers 31 und 32:

> Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
> Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß?

Außerdem hat der Dichter in Vers 26 „gesetzlose" in „verwilderte" verändert. — In dem ältern Vers 20 war das Verhältniß der Gedanken zu einander bestimmter durch Konjunktionen ausgesprochen, als im jetzigen. In diesem bezeichnet „Ruhe" das Bleibende in dem Wandelbaren, die „Ordnung", das stille Gesetz (Vers 16 und 18). — Der jetzige Vers 21 hat einen bessern metrischen Bau als der ältere, und fügt noch einen bedeutsamen Gedanken bei: „nur dem eigenen Herzen gehorchet". — „Die einzige Bahn" (Vers 22 neuerer Form) ist die einzig mögliche, ohne die Ordnung des Ganzen zu stören. Was übrigens Schiller hier des Wohllauts mächtiger Gottheit zuschreibt, das sagt er anderswo von Sitte, Sittengesetz, Vernunft; vergl. z. B. im eleusischen Feste Str. 26:

> Und allein durch seine Sitte
> Kann er frei und mächtig sein.

Und in der That ist es ja auch nur das lebendig im Herzen sprechende Moralgesetz, was Schiller hier durch „Wohllaut" bezeichnet. Indem der Mensch sich freiwillig dem göttlichen Gesetze unterwirft, wird er frei und stark, „frei durch Vernunft, stark durch Gesetze" (Künstler, V. 7). — Zu Vers 23 bemerkt Götzinger richtig, daß „Wohllaut" hier nicht der passendste Ausdruck sei. Schiller meint damit wohl die gesammte Musik, die durch eines ihrer Elemente, den Rhythmus, das regellose Springen, worin sich nur übermüthige Kraft und Lustigkeit äußert, zum geselligen Tanze ordnet. — Zu Vers 25 („Die, der Nemesis gleich u. s. w.") vergl. Herder's Abhandlung Nemesis, in den antiquarischen Aufsätzen: „Die Göttin des Maßes und Einhalts ist Nemesis," die strenge Aufseherin und Bezähmerin der Begierden, eine Feindin alles Uebermuthes und Uebermaßes in menschlichen Dingen, die, sobald sie die-

ses gewahr wird, das Rad drehet und das Gleichgewicht herstellt. Wäre mir der Ausdruck erlaubt, so würde ich sie mißbilligende Göttin des Uebermuthes nennen, die dem Sterblichen folgt und ihm die kleinsten Ueberschreitungen ernst verdenket. Vergleiche die beiden Epigramme aus der griechischen Anthologie:

1.

Warum, o Nemesis, hältst du das Maß und die Zügel? Damit du
Handlungen gebest Maß, Worten anlegest den Zaum.

2.

Nemesis bin ich und halte das Maß. Was bedeutet das Maß denn?
Allen sagt es an: Schreite nicht über das Maß.

Wie in Vers 27 und ff., so wird auch in einem schönen griechischen Epigramm die Bewegung des Weltgebäudes als durch Musik und Tanz geregelt dargestellt, (s. Herder zur schönen Literatur und Kunst X, 120):

Der Chortänzer.

Fröhlich blick' ich hinauf zum Chor der frohen Gestirne,
Führ' auf Erden, wie sie droben am Himmel, den Chor;
Blumenumkränzet das Haar, mit musikalischem Finger,
Rühr' ich ein Saitenspiel, rege die Herzen mit ihm.
Und so leb' ich ein schönes, ein Sternenleben. Der Weltbau
Ohne Gesang und Tanz könnte bestehen nicht mehr.

In Vers 30 („Nicht der wirbelnde Tanz u. s. w.") scheint mir das Adjektiv wirbelnd nicht sehr passend gewählt, da es um die Darstellung des Tanzes als einer geregelten, gesetzmäßigen Bewegung zu thun ist. — Im jetzigen Schlußverse des Gedichtes erinnert die kühne Vorsetzung des Relativsatzes („Das du im Spiele doch ehrst") an die freie Konstruktion der Alten.

Nicht uninteressant wird für den Leser Humboldt's Urtheil über dieses Gedicht sein, wie es sich in dem schon erwähnten Briefe an

Schiller findet: „Der Tanz ist vortrefflich, und es kann leicht an bloß subjektiven Gründen liegen, wenn ich ihm die Macht des Gesanges vorziehe. Er hat einen so großen philosophischen Gehalt, und das Bild der Tanzenden ist göttlich schön gemalt und voll Leben. Der Bewegung und Leichtigkeit der ersten Hälfte, die vorzüglich in einzelnen Versen („Säuselndes Saitengetön u. s. w., Stürzt der zierliche Bau u. s. w.") unübertrefflich ausgedrückt ist, stellt sich die Festigkeit und der Ernst der zweiten prächtig entgegen. Auch wird es Ihnen dadurch auf eine in der That ganz vorzügliche Art eigen. Die Idee drückt die Individualität Ihres Geistes, der immer in dem Verwirrten das Gesetz aufsucht, und das Gesetz wieder in scheinbare Verwirrung zu verbergen sucht, sehr treffend aus, und selbst die Bilder, die Sie brauchen, gehören, wie ich mich aus Gesprächen erinnere, zu denen, die Ihnen am geläufigsten sind. Es hat meiner Phantasie, seit ich jetzt von Ihnen getrennt bin, das lebhafteste Bild von Ihnen gegeben, und ist mir darum doppelt werth." — In Humboldt's Briefwechsel mit Schiller findet sich auch die Bemerkung, daß der Tanz ein Lieblingsgedicht Herder's gewesen sei. Humboldt erklärt sich dieses so: „Die Harmonie in scheinbarer Verwirrung, vorzüglich auf das Weltall bezogen, ist eine bei Herdern oft wiederkehrende Idee, und auch der Vortrag, ein Gleichniß, das zu einer kürzern Anwendung führt, ist ganz in seiner Manier. Hätte das Gedicht nicht eine Klarheit, eine Kraft und Grazie, die es nur Ihnen eigen macht, so hätte ich es ohne Anstoß für ein Herder'sches nehmen können." — Brief an Schiller vom 22. September 1795.

Die Antike an den nordischen Wanderer.

1795.

Nachdem Schiller einmal sich mit dem elegischen Versmaße befreundet hatte, wozu vielleicht die von Goethe ihm mitgetheilten römischen Elegien den Anstoß gaben, entstanden rasch nacheinander mehrere größere und kleinere Gedichte dieses Metrums, zu welchen letztern auch die *Antike an den nordischen Wanderer*, oder, wie es im Septemberheft der Horen 1795 heißt, *an einen Wanderer aus Norden* gehört. Humboldt gedenkt ihrer in dem mehrerwähnten Briefe vom 18. August 1795: „Die Antike ist ein prächtiges Stück. Ihr ernster scheltender Ton macht eine große Wirkung, und sie erregt eine Menge von Betrachtungen über die Gegenwart und die Vergangenheit und die unwiderruflichen Wirkungen der Zeit, die sich in eine Art der Wehmuth auflösen." Sie spricht den Gedanken aus, daß das Verständniß der Antiken, überhaupt des klassischen Geistes uns mehr durch die ganz verschiedene Denk- und Sinnesweise unsrer Zeit, als durch die Entfernung von den klassischen Ländern erschwert werde. — Der Text in den Horen zählt vier Distichen mehr, als der gewöhnliche:

Ueber Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
 Ueber der Alpen Gebirg trug dich der schwindlige Steg,
Mich in der Nähe zu schaun und meine Schöne zu preisen,
 Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt;
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich heil'ge berühren,
 Aber bist du mir jetzt näher und bin ich es dir?
Hinter dir liegt zwar dein neblichter Pol und dein eiserner Himmel,
 Deine arkturische Nacht flieht vor Ausoniens Tag;
Aber hast du die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten,
 Die zwischen dir und mir finster und traurig sich thürmt?

Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels,
Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl?
Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Joniens Sonne;
Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch.

In der neuen Form, worin das Stück nur aus den drei ersten Distichen besteht, macht es einen schärfern epigrammatischen Eindruck; die Ausbildung des Grundes, warum der Beschauer der Antike ihr durch räumliche Nähe nicht näher gekommen sei, wird dem Leser überlassen. — „Eisern" heißt der nordische Himmel wohl im Vergleich mit dem schön dunkelblauen Himmel Italiens, wegen seiner trübern, schmutzigern Farbe. Oder hätte der Dichter auch daran gedacht, daß er oft statt milder Regen rauhe Schlossen und Schneestürme sendet? — „Arkturisch" nördlich, vom Gestirn Arkturus. „Ausonien", ursprünglich der Theil Italiens zwischen dem Appennin und dem untern Meer, später das ganze Land. — „Die Alpenwand des Jahrhunderts", die von der Weltanschauung der klassischen Zeit ganz verschiedene Weltansicht unserer Tage, die sich wie eine ungeheure Schranke zwischen uns und den Denkmälern jener Zeit aufthürmt. — Daß der Dichter indeß unter den nordischen Wanderern auch Ausnahmen statuirte, zeigt schon das Epigramm der griechische Genius an Meyer in Italien. Von solchen glaubte er, sie müßten auf rationalem Wege den nordischen Fluch lösen, und das spätere Bekanntwerden mit griechischer Kunst und Natur könnte die Befreiung nur vollenden, nicht aber allein bewirken; etwas anderes sei es, wenn man die entscheidenden Jahre der ersten Geistesentwicklung in einer solchen Umgebung verlebt habe. „Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden," schreibt Schiller an Goethe den 23. August 1794, „und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umringt, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung

der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebähren. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außenher durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde; und so mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, welches Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigiren." —

Würden.

1795.

„Auf ähnliche Weise, wie in der Macht des Gesanges, ist der in diesen schönen Distichen niedergelegte Gedanke gleichsam ganz Gleichniß". — Das Gedichtchen wird bereits in Humboldt's Briefe vom 18. August 1795 erwähnt, mit der Bemerkung, daß in demselben der schöne epigrammatische Sinn überrasche. Es erschien zuerst im Musen-Almanach 1796. Selbst diese wenigen Verse glaubte der Dichter nicht ohne alle Veränderung in die Sammlung aufneh-

men zu dürfen; „es ist mir unmöglich,“ sagt er in einem Briefe, „etwas ungeändert zu lassen, so lange ich es besser machen kann.“ Der ältere Text heißt:

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt, —
 Hell wie von eigener Glut flammt der vergoldete Saum,
Aber die Welle flieht mit dem Strom, durch die glänzende Straße
 Drängt eine andre sich schon, schnell, wie die erste, zu fliehn, —
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen,
 Nicht der Mensch, nur der Platz, den er durchwandelte, glänzt.

Die Vergleichung ist nach der von den epischen Dichtern des Alterthums zuerst begründeten Weise behandelt. Zwischen Vorder- und Nachsatz sind (V. 2—4) selbstständige Sätze, welche das Bild weiter ausführen, eingeschoben. Die speciellere Anwendung und Deutung solcher einzelnen Züge des Bildes wird meist dem Leser überlassen; so auch hier: Wie die reflektirende Welle uns oft mit Eigenlicht zu glänzen scheint, so unterliegen wir einer ähnlichen Täuschung in Betrachtung hoher Würdenträger, deren persönlicher Würde wir oft zuschreiben, was nur ihrer Stellung gebührt. V. 3 heißt jetzt:

Aber die Well' entführet der Strom u. s. w.

Vers 6:

Nicht er selbst, nur der Ort, den er u. s. w.

Cäsur, Wohlklang, Vermeidung der Wiederkehr desselben Wortes waren die Aenderungsmotive.

Der Sämann.

1795.

Das Gedichtchen wird in Humboldt's Brief vom 18. August 1795 mit der Bemerkung hervorgehoben, daß ihm der Ausdruck in demselben besonders vollendet scheine. Es wurde zuerst im Musen-Almanach 1796 veröffentlicht, und zwar in einer mit der jetzigen gleichlautenden Form:

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen,
　Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
　Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

Wir sollen es nicht unterlassen, unsere Kräfte der Pflege des Guten und Schönen zu widmen, wenn auch die Gegenwart uns keine Frucht verspricht. „Der reine moralische Trieb," heißt es im 9. Brief über ästhetische Erziehung, „ist auf's Unbedingte gerichtet; für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Gib also, werde ich dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edlen Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen." Hoffmeister vergleicht diese Distichen schön mit einer Pflanze, deren Blumen und Blätter lieblich auf der Oberfläche des Wassers ruhen, deren Stengel aber aus unsichtbarem Abgrunde das Leben zieht.

Die zwei Tugendwege.

1795.

Gleichfalls in Humboldt's Briefe vom 18. August 1795 erwähnt, und also wohl im Juli, oder spätestens Anfangs August entstanden:

Zwei sind der Pfade, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt,
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend;
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.

Man kann wohl nicht umhin, Hoffmeister's Erklärung: „Der Glückliche kann sein Leben schön ausbilden, der Leidende kann ihm duldend eine erhabene Gestalt geben" als die richtige anzunehmen; indeß hat der Spruch doch etwas Befremdendes. Die Tugend des Glücklichen, die hier mit der des Leidenden ziemlich in gleiche Reihe gestellt ist, erklärt Schiller anderwärts für verdächtig und unzuverlässig. „Man sagt richtig, daß die ächte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glücklich nenne ich den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Versuchungen zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringen. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, unmittelbar mit der göttlichen Majestät des Gesetzes zu verkehren, und, da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen." (Ueber

die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.) Hiernach läge es nahe, den letzten Vers so zu deuten: Wohl demjenigen, der nicht immer glücklich ist, sondern dem auch durch das Unglück Gelegenheit geboten wird, die Würde seiner Bestimmung zu erfahren! Allein dies würde eher durch „auf beide" ausgedrückt werden. — Das Epigramm stand zuerst im Musen-Almanach für das Jahr 1796. Statt „Pfade" in Vers 1 schrieb der Dichter später „Wege".

Das Höchste.

1795.

Mit dem vorigen Gedichtchen ungefähr gleichzeitig entstanden (s. Humboldt's Brief an Schiller vom 18. August 1795).

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend, — das ist's!

„Der Mensch sollte der Schöpfer seiner Glückseligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hätte, sollte den Grad dieser Glückseligkeit bestimmen. Er sollte den Stand der Unschuld, den er verlor, wieder aufsuchen lernen durch seine Vernunft, und als ein freier vernünftiger Geist dahin zurückkommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich, wäre es auch nach späten Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntniß und der Freiheit hinauf arbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetz in seiner Brust eben so unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instinkte gedient hatte, als die Pflanze und das Thier diesem noch dienen." (Etwas über die

erste Menschengesellschaft u. s. w.) Daraus erklärt sich Schiller auch, warum wir oft der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Kindern u. s. w. eine Art von Liebe und rührender Achtung widmen. „Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unsrer verlornen Kindheit und unsrer höchsten Vollendung im Ideale." (Ueber naive und sentiment. Dichtung.) — Zuerst in den Horen 1795 (St. 11).

Das Unwandelbare.

1795.

Das Epigramm ist in den Inhaltsverzeichnissen irrthümlich dem Jahre 1796 zugeschrieben; es wird schon in Humboldt's Briefe an Schiller vom 18. August 1795 erwähnt und erschien im Musen-Almanach für das Jahr 1796.

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit." — Sie sucht das Beständ'ge.
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

Was Schiller hier unter Treue versteht, sagt die letzte Strophe der ungefähr derselben Zeit angehörigen Ideale:

Beschäftigung, die nie ermattet,
u. s. w.

treu ausdauernde Thätigkeit, beharrliches Streben nach Einem Ziele, wodurch die Vergangenheit mit der Gegenwart verbunden, und, wie Hoffmeister schön interpretirt, in die Gegenwart mit herübergenom-

men wird. Die erste Hälfte des Epigramms erinnert an Goethe's Spruch, Entschuldigung überschrieben:

Du verklagest das Weib, sie schwanke von Einem zum Andern?
Tadle sie nicht, sie sucht einen beständigen Mann.

Zeus zu Hercules.

1795.

Mit den vorigen zusammen erwähnt in Humboldt's Briefe vom 18. August 1795, und zuerst veröffentlicht im Musen-Almanach für das Jahr 1796:

Nicht aus meinem Nektar hast du die Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang.

Wenn in dem später (Theil III) zu besprechenden Gedichte „Das Glück" die Seligkeit der Göttergünstlinge erhoben wird, welche die Charis erlangen, ehe sie die Mühe bestanden, so erkennt dagegen dieses Epigramm den Werth des Mannes an, der „durch der Tugend Gewalt" sich zu Götterhöhen emporschwingt. Das Edelste und Höchste, das Göttliche im Menschen, sittlichen Werth, kann uns kein Gott verleihen; wir müssen es durch eigene Kraft erringen.

Sprüche des Confucius.

1795 (und 1799?)

Nur der erste der Sprüche des Confucius gehört der Zeit an, womit wir uns jetzt beschäftigen; er ist in Humboldt's Briefe vom 18. August 1795 erwähnt, und ward im Musen-Almanach 1796 zuerst veröffentlicht. Den zweiten Spruch schreibt Hoffmeister dem Jahre 1799 zu; gedruckt erschien er zuerst im Musen-Almanach für das Jahr 1800. Vermuthlich dichtete ihn Schiller später als ein Seitenstück zum ersten, und er gehört auch dem Inhalte nach wahrscheinlich unserm Dichter ganz eigen an, während der erste wohl einer dem alten chinesischen Weisen (geb. 551 v. Chr.) zugeschriebenen Gnome nachgebildet worden.

1.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt;
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt;
Keine Reu', kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen.

Das Bisherige lehrt schon indirekt, wie wir uns gegen die dreifache Zeit zu verhalten haben: Wir sollen nicht die säumende Zukunft mit Ungeduld herbeisehnen, denn dadurch verzögern wir nur ihren Schritt; wir sollen uns nicht den Genuß der rasch dahineilenden Gegenwart durch furchtsames Bedenken und Besinnen verkümmern, denn wir bringen sie dadurch nicht zum Stehen; wir sollen

die Vergangenheit nicht bereuen und zurückwünschen, denn wir wecken sie dadurch nicht aus ihrer Erstarrung. — Aussetzen könnte man vielleicht an den Gedanken in Vers 2 und 3, daß sie nicht allgemein gültig sind, wie es in einem solchen Spruche wünschenswerth ist. Die Zukunft kommt nur dem, der frohen Tagen entgegensieht, zögernd hergezogen, und das Jetzt entflieht nur dem Glücklichen schnell; ja mit dem schnellen Fliehen der Gegenwart ist streng folgerecht das zögernde Nahen der Zukunft aufgehoben. — Der Dichter leitet aus dem Obigen folgende Lebensregeln her:

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That!
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

Wenn wir unsere Lebensreise beglückt zu vollenden wünschen, so müssen wir bei unserm Thun und Handeln die Zukunft zwar beachten, aber dann auch frisch zur Ausführung schreiten und nicht immer den kommenden Tag zum Vollzieher unserer That nehmen wollen; wir müssen, wenn wir auch die Gegenwart genießen sollen, doch unser Herz nicht zu fest an den jetzigen Augenblick hängen; wir müssen sorgen, daß wir uns der Vergangenheit gerne erinnern, daß sie uns nicht durch Reue zur Feindin wird.

2.

1. Dreifach ist des Raumes Maß.
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge fort ins Weite,
Endlos gießet sich die Breite,
Grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,

Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Weite dich entfalten,
Mit allfassendem Gefühl,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

In V. 2 und 3 ist der Ausdruck etwas überladen, besonders ist die Wiederholung des „fort" ein Flecken. — „Weite" in V. 10 ist in den Sammlungen in „Breite" verändert, und V. 11 „Mit allfassendem Gefühl" ganz weggelassen. — In V. 10 und 11 sehen wir gegen Erwarten die Entfaltung in's Breite von demselben Dichter empfohlen, der in Breite und Tiefe die Concentration der Kräfte auf den kleinsten Punkt als das Mittel preis't, etwas Treffliches und Großes zu leisten. Wenn uns jene Lehre mehr an Goethe erinnert, der sich „weite Welt und breites Leben" lobt, obgleich er andrerseits den Werth der Schiller'schen Beschränkung auf's Kleine wohl anerkennt, z. B. im zahmen Xenion:

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß: —

so charakterisirt dagegen das Hinabsteigen in die Tiefe, das Suchen der Wahrheit im Abgrunde vorzugsweise unsern Dichter, während das durch die Längendimension symbolisirte Streben, das rastlose Vorwärtsdringen, beiden Dichtern gleichmäßig zukam. Goethe sagte:

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,

Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Und bekannt sind die Schiller'schen Verse:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört
u. s. w.

An einen Weltverbesserer.

1795.

Der ursprüngliche Text (in den Horen 1795, St. 9) lautete:

Alles, sagst du mir, opfert' ich hin, der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.
Soll ich dir sagen, Freund, wie Ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und für's Wohl der Menschengeschlechter
Laß du das liebe Geschick walten, wie gestern, so heut.

Später nahm Schiller das Epigramm, wie auch einige andere dem J. 1795 angehörige, unter die Votivtafeln auf (s. Taschenausg. 40 B. 1, 417), die mit Unrecht in der Leipziger Ausgabe insgesammt dem Jahre 1796 zugetheilt sind. Der Anfangs- und der Schlußvers wurden auf folgende Weise geändert:

„Alles opfert' ich hin", sprichst du, „der Menschheit zu helfen
u. s. w.
Laß du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern, so heut.

Humboldt gedenkt des Spruches in dem Brief vom 18. August 1795 mit den Worten: „An dem Weltverbesserer hat Freund F. etwas zum Vorschmack bis die Romanze (siehe die Erläut. zum Gedicht die Weltweisen) fertig wird.“ Wahrscheinlich zielte das Epigramm auf Fichte's Reformationsplane, die nicht selten auf die Erfahrung keine Rücksicht nahmen. Humboldt hebt besonders Vers 6 als „so schön und rund gesagt“ hervor, so wie er das ganze Epigramm „voll kernichter Weisheit“ findet. Die ästhetischen Briefe lehren, was dem Freunde der Wahrheit und Schönheit noch zu thun übrig bleibe, wenn es gleich ein eitler Versuch ist, den formlosen Stoff der moralischen Welt unmittelbar umbilden zu wollen. „Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.“ — „In deinem engen Leben“ (V. 7), in deinem stillen, nur einen kleinen Kreis umspannenden Leben. — „Wenn er sie mag“ ist ein bedeutsamer Zusatz; man soll sich nicht mit seiner Hilfe aufdrängen, wie es die Kosmopoliten zu thun pflegen.

Das Ideal und das Leben.
1795.

Mitten zwischen die zahlreichen kleineren Stücke, womit Schiller, nach einer fast sechsjährigen Pause, sich auf's Neue zum Dichter einweihte, fällt als eine umfassendere und großartige Komposition das Ideal und das Leben, oder, wie es zuerst überschrieben war, das Reich der Schatten. Welchen Werth der Dichter selbst auf diese Arbeit legte, zeigt der Eingang seines Briefes an Humboldt vom 9. August 1795, womit er ihm das Gedicht übersandte. „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie Alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein, und lesen es ihr vor. Es thut mir leid, daß ich es nicht selbst kann, und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal wieder hier sein werden. Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben und deren Ihr letzter Brief mich versicherte, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik sein. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen im Zweifel; auch könnte es leicht sein, daß ein Anderer, als Sie und ich, noch Einiges deutlicher gesagt wünschte (eine Vermuthung, die sich bald nachher bei Körner bewährte, s. unten). Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen.... Senden Sie mir das Gedicht mit rückkehrender Post wieder. Michaelis erhält es nicht, auch ist es für eine Almanachs-Arbeit zu gewichtig. Für den Almanach werde ich aber doch, da ich einmal im Zuge bin, noch Einiges hinwerfen; und überhaupt bin ich fast entschlossen, die nächsten zehn

Monate fast nichts als Poeterei zu treiben. — Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäfte der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmer mehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat."

Daß die „Klarheit und Leichtigkeit" des Gedichtes wirklich so groß sei, läßt sich billig bezweifeln; in der That aber verdankte Schiller dasselbe ganz seinem „sauren Wege durch die Aesthetik"; es ist, wie Hoffmeister es treffend bezeichnet, „die Blumenkrone der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Die ästhetische Welt des Scheins und Spiels, der reinen Formen, wie sie besonders gegen das Ende dieser Briefe entwickelt wird, erscheint hier sichtbar vor unsern Augen, so weit sie es werden kann. Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt, ist das Thema des wunderbaren, einzigen Gedichts, in welchem jede Zeile, jedes Beiwort einen metaphysischen Hintergrund hat."

Aehnlich wie in Würde der Frauen, ist durch das ganze Gedicht die Figur der Antithese durchgeführt. Das Ideal, oder wie es im Gedichte heißt, „des Ideales Reich, der Schönheit stille Schattenlande, der Schönheit Sphäre, die heitern Regionen der reinen Formen" bilden einen Gegensatz zum Leben, zur Erscheinungswelt, „zu der Sinne Schranken, des Todes Reichen". — Die älteste Ueberschrift in den Horen vom Jahr 1795 „das Reich der Schatten" war einer Mißdeutung fähig, wie sie denn auch von weniger umsichtigen Lesern wirklich mißdeutet worden. Bezeichnender war der Titel, den das Stück in der ersten Ausgabe der Gedichtsammlung führte: „Reich der Formen". Dennoch änderte der Dichter denselben noch einmal, in den gegenwärtigen, eben weil durch das ganze Gedicht der Darstellung des Reichs der Formen die der Sinnenwelt kontrastirend gegenübersteht. — Der Text nach den Horen lautet:

1. Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Homer schon nennt die Götter leicht lebend (ῥεῖα ζώοντες Od. IV, 805), freilich nicht ganz in dem tiefen Sinne, wie Schiller es hier meint. Diesem ist das Leben der Götter ein Leben des Spiels, worin die Forderungen der sinnlichen Natur und die Aussprüche des Sittengesetzes nie in Konflikt gerathen. Gefühl und Vernunft sind bei ihnen in schönem Einklang, und weder wird das rege Herz von der ernsten Vernunft in sklavischen Fesseln gehalten, noch läßt sich diese von stürmischen Empfindungen meistern und verführen. Die Götter empfinden weder „die Nöthigung der Natur, noch die der Vernunft" (Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen). So sind unserm Dichter also die Götter das, was der Mensch zeitlebens streben soll zu werden — Ideale, worin der Streit der beiden Naturen des Menschen in eine schöne Harmonie aufgelös't ist. — Auf den ersten Anblick könnte es scheinen, als ob die Erwähnung der ewigen Dauer der Götterjugend unwesentlich für die Hauptidee des Stückes sei; allein sie bildet einen antithetischen Zug zu der steten Wandelbarkeit „des Reichs des Todes". Der Mensch wird, wie die Götter, ewig jung und wandellos, wenn er sich über den sinnlichen Trieb erhebt und den „Formtrieb" (12. Brief) in sich walten läßt, den Trieb, der bestrebt ist, „den Menschen in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen und bei allem Wechsel des Zustandes seine Person zu behaupten." — Die Ruhe, der Seelenfrieden der

Götter ist nicht durch Bändigung oder gar durch Ausrottung des sinnlichen Triebes errungen. Natur und Vernunft stehen bei ihnen in einem schönen Verhältnisse. Vergleiche den Schluß des fünfzehnten Briefes: „Die Griechen ließen sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei u. s. w."

2. Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.

Diese Strophe ließ Schiller aus der Sammlung weg. Wir werden gleich die tadelnswerthen Einzelnheiten kennen lernen, welche wahrscheinlich den Dichter bestimmt haben, sie zu streichen. Es fragt sich aber, ob nicht durch das Wegfallen dieser ganzen Strophe dem Stücke ein größerer Mangel erwachsen ist, als jene Einzelnheiten waren. Die folgende Strophe: Wollt ihr schon u. s. w. tritt nun unerwartet früh ein und trifft einen unprädisponirten Leser. Aus der Betrachtung des seligen Zustandes der Götter muß sich erst der sehnsuchtsvolle Wunsch nach einem gleich glücklichen Loose entwickeln; daran knüpft sich dann die Frage, ob denn gar keine Möglichkeit gegeben sei, daß der Mensch sich zu einem solchen Zustand hinaufschwinge; und nun die Antwort: Wollt ihr schon u. s. w. — Das Bild in Vers 2 und 3 ist offenbar eben so wenig glücklich gewählt, als das gleich folgende; es hat mit der dadurch bezeichneten Sache zu wenig Uebereinstimmendes in den Verhältnissen der Theile. Der

durch das Bild zu versinnlichende Gedanke war nämlich: Läßt sich denn von uns Menschen das Sinnenglück nur mit dem Seelenfrieden und umgekehrt dieser nur mit jenem erkaufen? Müssen Natur und Vernunft denn ewig Krieg im Menschen führen, und kann ein Frieden nur mit der Niederlage einer von beiden errungen werden? — Verhält sich nun etwa die Sinnlichkeit zum Sittengesetz, wie die Blume zur Frucht, oder gar wie die eine Hälfte der Mondoberfläche zur andern? — Die Frage, ob die Strahlenscheibe niemals voll werde, muß man allerdings bejahen. Die ganze Kugeloberfläche kann freilich nicht gleichzeitig von der Sonne erleuchtet werden; aber die Scheibe kann voll werden. — Im vorletzten Verse bezieht sich das Pronomen („ihren"), wie so oft bei Schiller, auf ein nachfolgendes Substantiv („der Zeit"). Der Sinn der beiden Schlußverse ist: Nur so lange der Mensch dem Sinnentriebe hingegeben ist, beherrscht ihn die Zeit. „Wo aber der Formtrieb die Herrschaft führt, da ist die höchste Erweiterung des Seins, da verschwinden alle Schranken, da ist der Mensch nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in ihm mit ihrer ganzen nie endenden Reihe" (12. Brief). Uebrigens greifen die beiden letzten Zeilen der nächstfolgenden Strophe vor:

3. Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Wollt ihr hier schon, sagt der Dichter, ein so freies, wandelloses Leben führen, wie die Götter, wollt ihr hier, in dem Reiche des ewigen Wechsels, erhaben über die Gewalt der Natur sein: so nehmt

kein sinnliches Interesse an den Dingen, sondern macht sie zum Gegenstand einer freien Reflexion und einer rein ästhetischen Theilnahme. Geht nicht auf den Besitz aus, sucht euch nicht der Materie zu versichern, sondern „schöpfet aus der bloßen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen" (über das Erhabene); ergötzt euch nicht an dem, was ihr empfanget, sondern an der Thätigkeit eures Geistes! Das sinnliche Interesse stumpft sich bald ab, das Interesse an der Form ist unvergänglich. Nur indem wir uns für den Stoff interessiren, werden wir der Natur unterthan, gleich wie Proserpina erst durch den Genuß des Apfels dem Orkus unwiderruflich anheimfiel. — Ueber die Mythe, worauf hier hingedeutet ist, siehe die einleitenden Bemerkungen zur Klage der Ceres. — Zu Vers 7 („der neunfach sie umwindet") vergleiche Virg. Aen. VI, 438 — et novies Styx interfusa coërcet.

4. Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In der Schönheit Schattenreich! *)

Den Parzen, dem Schicksale, der Vergänglichkeit, dem Tode unterworfen ist nur das Körperliche, das Objekt unsers sinnlichen Triebes. Aber das, worauf die Vernunftthätigkeit des Menschen gerichtet ist, was Schiller — das Wort freilich in einem sehr weiten Sinne fassend — Gestalt **) nennt, ist unvergänglich und nicht an das Dasein der Körperwelt gebunden; keinem Wechsel unterworfen

*) Jetzt heißt der Vers: In des Ideales Reich!

**) „Ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt." (15. Brief.)

(„frei von jeder Zeitgewalt") und nicht irdischer Natur („göttlich unter Göttern"). — Der Dichter spricht von der „Angst des Irdischen", weil das Gefühl der Vergänglichkeit und somit die Furcht vor dem Verluste mit dem sinnlichen Genusse unzertrennlich verbunden ist. — Warum die Sinnenwelt „das *enge, dumpfe* Leben" genannt wird, erläutert eine Stelle aus dem 12. Briefe: „Wo der sinnliche Trieb ausschließend wirkt, da ist nothwendig die höchste *Begränzung* vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als ein erfüllter Moment der Zeit u. s. w."

5. Und vor jenen fürchterlichen Schaaren
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht die Heimath zu verlieren;
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Diese und die folgende Strophe, welche sich in der ersten Ausgabe noch finden, sind in den spätern Ausgaben weggeblieben. In beiden ist allerdings Einiges einer Mißdeutung fähig; dennoch misse ich besonders ungern die zweite, die einen Hauptgedanken des Gedichtes recht auf die Spitze treibt. — Der Ausdruck „Schaaren" (V. 1) ist nicht zu billigen; die ewig wechselnden, nie befriedigenden Erscheinungen der Sinnenwelt sind im Vorigen nirgendwo als *Schaaren* dargestellt; daher paßt eine Rückweisung darauf nicht. — Der Vers „Brechet muthig alle Brücken ab" scheint zu der Ansicht zu führen, als rathe Schiller zur gänzlichen Ertödtung der sinnlichen Natur. Dagegen erklärt er sich aber ausdrücklich in den philosophischen Schriften, worin er denselben Gegenstand behandelt. Aus vielen hierauf bezüglichen Stellen wähle ich nur ein Paar aus: „Des Menschen Kultur wird also darin bestehen, erstlich dem

empfangenden Vermögen die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen und auf Seiten des Gefühls die Passivität aufs Höchste zu treiben; zweitens dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs Höchste zu treiben. Wo beide Eigenschaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Dasein die höchste Selbstständigkeit und Freiheit verbinden" (13. Brief). „Der Mensch soll nicht auf Kosten seiner Realität nach Form, noch auf Kosten der Form nach Realität streben" (14. Brief). Schiller scheint demnach hier nur jene vom Formtrieb nicht beschränkte Hingebung an die Sinnenwelt zu meinen. Indeß läßt sich nicht läugnen, daß an dieser, wie an mehrern andern Stellen, der vom Dichter gewählte Ausdruck über seine Meinung zweifelhaft lassen kann. Nach einigen Ausdrücken sollte man vermuthen, er verlange, daß der Mensch ausschließlich Geist zu sein sich bestrebe, daß er bloß den Formtrieb in sich walten lasse, daß er sein Augenmerk nur auf die Gestalt richte; und dann zeigt sich doch auch wieder, daß er will, der Mensch solle in „der Schönheit Sphäre" dringen, wo dem sinnlichen, wie dem Formtrieb sein Recht widerfährt, „wo die Form in unsrer Empfindung lebt, und wo das Leben in unserm Verstande sich formt" (15. Brief), wo das Gemüth sich in einer glücklichen Mitte zwischen Gesetz und Bedürfniß befindet. Wir werden später auf diesen Gegenstand zurückkommen. — „Zittert nicht u. s. w." (V. 4) d. h. fürchtet nicht, indem ihr euch von der Herrschaft des Sinnentriebes losreist, etwas zu thun, was der menschlichen Natur fremd und unangemessen sei; nur so könnt ihr einen Zustand erringen, dem kein Wechsel, kein Tod mehr drohet, während ihr in der Sinnenwelt dem Alles verschlingenden Grabe nicht zu entrinnen vermöget. — Um aber zu diesem glückseligen Zustande, in dieses freie Dasein zu gelangen, müßt ihr ein rein objektives Interesse an den Dingen nehmen, ihr müßt nicht nach dem Genuß und Besitz der Materie streben. Was ihr

als Individuen gewesen seid und noch seid, das gebet preis, d. h. von allen Beziehungen der Dinge zu eurem Empfindungsvermögen, den frühern wie den gegenwärtigen, sehet ab; haltet euch nur an die Beziehungen der Dinge zu euren Denkkräften; oder vielmehr, machet auch jene Beziehungen zu eurem Empfindungsvermögen zum Gegenstande der Reflexion. Stellt euch den Dingen als Gattung gegenüber; dieß könnt ihr nur mit der Reflexion, während ihr mit dem Empfindungsvermögen ihnen als Individuen gegenübersteht. — „Die Vergangenheit" (V. 10) ist nur auch wieder die Summe aller frühern sensuellen Eindrücke, aller frühern rein individuellen Beziehungen der Dinge zu uns.

6. Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt;
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

Indem wir Alles mit rein objektivem Interesse betrachten, wird jedem Gedanken sein Peinliches, jeder Erinnerung ihr Schmerzliches geraubt. Reue, Sorge, Trauer können nun nicht mehr Platz finden, indem diese etwas mehr voraussetzen, als eine bloße Betrachtung der Gestalt, der formalen Beschaffenheiten der Dinge. Drum nennt er die heitern Regionen der rein objektiven Auffassung der Welt „eine Freistatt, ein Heiligthum", ein heiliges Asyl. „Die Pflichten, die Schulden sterblicher Natur" sind eben jene Reue, Sorge, Trauer und alle die andern, Glück und Ruhe störenden Leidenschaften, womit wir dem irdischen Theile unseres Wesens einen Tribut bringen. — Von jener Höhe der reinen Reflexion und des freien ästhetischen Interesses betrachten wir nicht nur unsere äußern Zustände mit

bloß objektiver Theilnahme, sondern auch unsere innern. Wir empfinden hier nicht bloß jede Abhängigkeit von Andern, jedes beengende und fesselnde äußere Verhältniß nicht mehr als solche (V. 7), sondern selbst unser Herz mit allen Leidenschaften, denen es preisgegeben war, mit allen Vergehungen, wozu es uns fortgerissen hat, wird hier zum bloßen Gegenstande ruhiger Betrachtung.*)

7. Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen,
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheine**) hier der Sieg.

Zur Erläuterung der Anspielungen in Vers 4—8 vergleiche Virgils Aen. VI, 729 u. ff., wo Anchises seinen zur Unterwelt herabgestiegenen Sohn also belehrt:

Feurige Lebenskraft ist entflammt und himmlischer Ursprung
Jeglichem Keim, sofern nicht schädliche Stoffe sie zögern,
Nicht sie des Staubes Gelenk abstumpft und verwesliche Glieder.
Deßhalb Furcht und Begier, auch Schmerz und Freude; zur Luft nicht
Schau'n sie hervor, umschlossen von Nacht und blindem Gefängniß.
Ja, wenn das Leben sogar mit erloschenem Licht sie verlassen,
Doch nicht alles Verderb, nicht weicht den Armen von Grund aus
Alles verpestende Uebel des Leibs; an dem Innerstes hängt noch
Vieles, das lang anwuchs und bekleibt in zäher Vereinung.

---

*) Manche, die an Goethe's unbefangener Ruhe und scheinbarer Gleichgültigkeit, womit er in seiner Autobiographie und in andern Schriften von eignen Verirrungen spricht, Anstoß nehmen, werden hier vielleicht mit einiger Verwunderung Schiller's Theorie mit Goethe's Praxis übereinstimmend finden.

**) Jetzt: erscheinet.

Drum wird marternde Strafe geübt und das alte Verderbniß
Abgebüßet durch Pein. Denn Andere schweben gebreitet
Gegen der Wind' Anhauch, und Andern spület der Strudel
Haftende Sünden hinweg; noch Anderen brennt sie die Flamm' aus;
Alle wir dulden im Tode für uns. Durch Elysiums Räume
Schweben wir dann, und bewohnen, wir Wenige, Fluren des Heiles,
Bis langwieriger Tag, nach vollendetem Ringe der Zeiten,
All' anklebende Makel getilgt und völlig gekläret
Stellt den ätherischen Sinn und die Glut urlauterer Heitre.
Diese, nachdem sich der Kreis durch tausend Jahre gerollet,
Ruft zum lethäischen Fluß ein Gott in großem Getümmel,
Daß sie erinnerungslos die obere Wölbung des Aethers
Schaun und willig in andere Leiber zurückgehn.

„Sarkophag" (V. 7) bezeichnet ursprünglich eine (wie es heißt) fleischverzehrende Steinart (σαρκόφαγος sc. λίθος), eine Art Kalkstein, womit man der angedeuteten Eigenschaft wegen Särge auslegte; dann steht es für Sarg überhaupt. Hier bezeichnet es bildlich den Leib (bei Virgil corporeae pestes, noxia corpora, terreni artus moribundaque membra). — Die beiden Schlußverse heißen: Wenn im Leben, in der Wirklichkeit, der Kampf zwischen dem Form- und dem Sinnentriebe, zwischen der Vernunft und der Natur noch unentschieden schwankt, so ist hier, im Reiche des Ideals, der Streit entschieden.

8. Nicht vom Kampf der Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Schicksal *) euch in seine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,

---

*) Jetzt: Leben.

Dann erblicke*) von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

In Vers 1 vermisse ich eine adverbiale Bestimmung, etwa: auf immer. Der Sinn scheint doch zu sein: Nicht uns auf immer vom Kampfe zu entbinden, sondern nur, wenn wir erschöpft sind, uns zu erquicken, wehet uns hier der Siegeskranz. Das „hier" in Vers 3 bezieht sich, wie das „hier" am Schlußverse der vorigen Strophe, auf das Reich des Ideals. Der Gedanke des Dichters ist nämlich, wie Winckelmann richtig interpretirt: „Der Sieg, der euch im Reiche des Ideals erfreut, soll euch dem Kampfe des Lebens nicht entfremden. Kämpfen muß, wer lebt. Aber wenn euch dieser Kampf allen Muth nehmen will, dann erhebt euch in jene Region des Siegs, um euch zu neuem Kampfe zu stärken." — Die Worte „selbst wenn eure Sehnen ruhten" fasse ich so: Selbst wenn wir uns vom Kampfe ausgeruht und in der Erholung neue Kräfte gesammelt haben, vermögen wir doch der Gewalt des Lebens nicht zu widerstehen. Götzinger interpretirt: „Auch wenn der Mensch sich nicht äußerm Zwange als zweite Gewalt gegenüberstellt, wenn er also keinen Kampf beginnt, muß er dennoch den Zwang der Verhältnisse erleiden und die Abhängigkeit von Naturzwecken anerkennen und dulden." — Vergleichen wir mit dem Schluß der Strophe dasjenige, was Schiller in der Abhandlung über das Erhabene von dem Unterschiede des Schönen und des Erhabenen sagt, so könnte die eigentliche Grundidee des Gedichtes zweifelhaft erscheinen. Hier heißt es ausdrücklich: „Erblicket von der Schönheit Hügel u. s. w.", während andere Stellen unverkennbar den Gedanken aussprechen, daß man sich über die Sinnenwelt erheben solle. Vom Schönen sagt der Dichter in der bezeichneten Abhandlung, es sei ein Ausdruck der Freiheit, „aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt", und später

*) Jetzt: erblicket.

heißt es: „Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der Sinnenwelt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte." Wie läßt es sich nun vereinigen, wenn der Dichter das Reich des Ideals durch „der Schönheit stille Schattenlande, der Schönheit Hügel, der Schönheit Sphäre" paraphrasirt, und doch auch wieder von einer Erhebung über die Sinnenwelt spricht, wie sie offenbar das charakteristische Merkmal des Erhabenen ist? Diese Frage beantwortet sich, indem wir annehmen, der Dichter habe in diesem Stücke unter dem Schönen überall das Idealschöne verstanden, welches er ausdrücklich vom Schönen der Wirklichkeit unterscheidet, und von dem er sagt, daß „sich in ihm das Erhabene verliere". Damit übereinstimmend sagt Götzinger: „Das Schöne der Wirklichkeit beruht selbst auf der Bedingung des sinnlichen Stoffes; es schließt also wohl Frieden zwischen beiden Trieben, aber es macht den vernünftigen noch nicht zum Sieger, und, was das Schlimmste ist, es ist nicht immer vorhanden. Daher müssen wir uns zum Idealschönen flüchten, das uns nie fehlen kann. Das Idealschöne quillt aus dem Gemüthe, und Alles, wodurch die Schönheit in der Wirklichkeit getrübt und unvollkommen wird, verschwindet hier, weil es sich nicht an einen Stoff bindet."

9. Wenn es gilt zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt;
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Mit dieser Strophe beginnt die Entgegensetzung der Wirklichkeit und des Reichs des Ideals, welche sich durch acht Strophen hin-

durchzieht, von denen die mit **Wenn** anfangenden das wirkliche Leben, und die mit **Aber** beginnenden das Reich des Ideals von bestimmten Seiten schildern. Die Hauptgedanken dieser Antithese sind in kurzer Uebersicht folgende: Im wirklichen Leben ist ein stetes Ringen der Kraft mit der Kraft, der Schwache muß dem Starken erliegen (Str. 9); im Reiche des Ideals herrscht Ruhe und Friede (Str. 10); in der Wirklichkeit hat der Künstler, der ein inneres Bild an und in einem äußern Stoffe darstellen will, mit dem widerstrebenden, gegen die Form sich sträubenden Elemente zu ringen, auch der Forscher nach Wahrheit fühlt sich allenthalben durch die Schranken der Sinnlichkeit gehemmt (Str. 11); anders im Reiche des Ideals, wo das Bild geformt aus der Tiefe des Gemüths emporsteigt, wo es nicht der Masse mühevoll abgerungen werden muß (Str. 12); in der Wirklichkeit herrscht ein trauriges Mißverhältniß zwischen der Höhe und Heiligkeit des Moralgesetzes und unsrer schwachen sittlichen Kraft (Str. 13); im Reiche des Ideals ist der Streit zwischen dem Sittengesetz und der sinnlichen Natur des Menschen verschwunden. — Der erste Vers der 9. Str. heißt: Wenn es gilt, Gewalt, Einfluß, Herrschaft zu erringen und das Errungene zu beschirmen. Doch ließen sich die Worte auch so fassen: Wenn es gilt, **selbst** zu herrschen und **Andere** zu schützen. — In V. 4 („Da mag Kühnheit u. s. w.") ist der Singular „mag" fehlerhaft wegen des später folgenden Plurals „Wagen". — „Auf bestäubtem Plan" (V. 6), auf staubiger Rennbahn. „Hippodrom" (V. 8), die Bahn für das Wettrennen der Rosse und das Wettfahren. Vergleiche mit dieser schönen Stelle das Gedicht **Spiel des Lebens**, worin eine sehr ähnliche Schilderung vorkommt:

> Ein jeglicher versucht sein Glück,
> Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen;
> Der Wagen rollt, die Axen brennen,
> Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück
> u. s. w.

Wer hiemit eine schöne ausführlichere Darstellung eines antiken Kampfspieles zu vergleichen wünscht, der lese Il. XXIII, 255 u. ff. Ich entnehme daraus nur folgendes Bruchstück:

Alle zugleich auf die Ross' erhuben sie drohende Geißeln,
Schlugen zugleich mit den Riemen und schrie'n anmahnende Worte,
Heftiges Muths; und in Eile durchstürmeten jene das Blachfeld,
Schnell von den Schiffen hinweg; und empor stieg unter den Brüsten
Dick aufwallender Staub, dem Gewölk gleich oder dem Sturmwind,
Und wild flogen die Mähnen im wehenden Hauche des Windes.
Jetzo rollten die Wagen gesenkt an der nährenden Erde,
Jetzo stürmten sie hoch als schwebende. Aber die Lenker
Standen empor in den Sesseln; es schlug ihr Herz in dem Busen
Laut vor Begierde des Siegs; und jeglicher drohte den Rossen
Mächtiges Rufs, und sie flogen in stäubendem Lauf durch die Felder.

10. Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Die Vorsetzung des Relativsatzes in V. 1 und 2 macht die Konstruktion gezwungen. Die natürliche Stellung wäre: Des Lebens Fluß, der, von Klippen eingeengt, sich wild und schäumend ergossen, rinnt sanft und eben u. s. w. — „Schattenlande" nennt der Dichter (in V. 4) das Reich der Schönheit, weil es das Reich der Gestalt, der reinen Formen ist (vergleiche Str. 4, V. 6 und Str. 7, V. 4). — Aurora und Hesperus werden wohl nicht bloß als himmlische Erscheinungen, die sich auf den ruhigen Wellen des Schönheitflusses abspiegeln, angeführt, sondern als Lichterscheinungen zweier entgegengesetzten Tageszeiten scheinen sie auch eine Hin-

deutung auf die zwei entgegengesetzten Grundtriebe im Menschen enthalten zu sollen. Freilich wäre die Andeutung etwas fernliegend und das Bild nicht sehr treu. — Wenn im vorletzten Verse „die ausgesöhnten Triebe“, wie es wahrscheinlich ist, wieder die beiden Grundtriebe, den Formtrieb und den sinnlichen Trieb bezeichnen, so bildet diese Strophe kein so vollkommenes Gegenstück zu der vorhergehenden, wie dies bei den zwei folgenden Strophenpaaren der Fall ist. In Str. 9 war vom Ringen des Menschen mit dem Menschen um Glück, Ehre und Macht, und nicht zunächst vom Kampf der beiden Grundtriebe im Menschen die Rede; hier scheint der Dichter das Ausgesöhntsein dieser Triebe auf dem Gebiete der Schönheit zu meinen. Dann läßt sich Schiller hier auch einen Fehler zu Schulden kommen, der nicht gerade selten bei ihm ist, das plötzliche Abspringen von einem Bilde zu einem ganz verschiedenen, hier von dem Bilde eines Wagenrennens zu dem eines Flusses — da doch, bei der genauen Beziehung der beiden Strophen aufeinander, auch die Durchführung einer Allegorie wünschenswerth gewesen wäre.

11. Wenn das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Mit dieser Strophe wird es immer klarer, daß der Dichter, wenn er in unserm Stücke vom Gebiete der Schönheit spricht, immer das Idealschöne versteht. Denn in dieser und der folgenden Strophe stellt er offenbar das Schöne der Wirklichkeit dem Idealschönen gegenüber. Das Idealschöne lebt in des echten Künstlers Gemüthe, er sucht es in der Wirklichkeit an einem äußern Stoffe

darzustellen, und so entsteht das Schöne der Wirklichkeit. Letzteres nähert sich dem Idealschönen weniger oder mehr, erreicht es aber nie vollkommen. Bei der Darstellung des Schönen in der Wirklichkeit sind Fleiß und Mühe und ernstes Streben recht an ihrer Stelle; das Idealschöne ist die leichte Geburt eines Augenblicks. — Die Form „mit dem Stoffe zu vermählen", innig zu verbinden, ja den Stoff durch die Form zu vertilgen, ist die Aufgabe des Künstlers. „In einem wahrhaft schönen Kunstwerke soll der Inhalt nichts, die Form Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt" (22. Brief). — „Element" (V. 6) ist synonym mit „das Todte" (V. 1) und „Stoff" (V. 2). — Auch bei der Erforschung des Wahren (sagen V. 7 und 8) müssen wir von Stufe zu Stufe, von Schluß zu Schluß fortrücken, wir fühlen unsern geistigen Gesichtskreis allenthalben durch die Schranken der Sinnlichkeit beengt; auch hier gilt es also ernsten Fleiß, der vor keiner Mühe erschrickt. — Die Gedankenvertheilung in dieser Strophe scheint mir nicht lobenswerth zu sein. In den sechs ersten Versen ist von der Kunst, in den beiden folgenden von Wissenschaft, und dann wieder von der Kunst, und zwar von dem ersten und gröbsten Angriff auf die Materie die Rede, nachdem zuvor schon der Kampf des Geistes mit dem Stoffe umfassender bezeichnet worden.

12. Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Vergleiche mit dieser Strophe den Schluß des Gedichtes das Glück.

Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehst du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus ersteht wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt, aus dem unendlichen Meer.
Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Ferner die Gunst des Augenblicks:

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.
Langsam in der Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein u. s. w.

Schiller spricht in der zur Erläuterung vorliegenden Strophe nur von der Kunst. Wünschenswerth wäre aber auch die Erwähnung einer Geistesthätigkeit, die dem langsamen und mühevollen Erforschen des Wahren eben so gegenübersteht, wie das urplötzliche und leichte Entstehen des Idealschönen dem allmähligen und schwierigen Darstellen des Schönen in der Wirklichkeit. Jene Geistesthätigkeit ist das geheimnißvolle, plötzliche Schauen der Wahrheit, welches von der Verstandesthätigkeit, die Gedanken aus Gedanken herleitet, sehr verschieden ist. Goethe weis't darauf hin in den einzelnen Betrachtungen und Aphorismen über Naturwissenschaft im Allgemeinen: „Alles was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originellen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zur fruchtbaren Erkenntniß führt." Vergleiche das Schluß-Distichon der oben angeführten Stelle aus dem Glück. — Von „Zweifeln"

spricht der Dichter (in V. 7), weil bei der Darstellung des Schönen in der Wirklichkeit das Ideal sich oft in des Künstlers Innerem verdunkelt und so Schwanken und Unschlüssigkeit entsteht. Die Schlußverse sagen: An dem Idealschönen ist nichts Mangelhaftes, nichts, was an die Schranken der menschlichen Kräfte erinnert. Hinsichtlich des Ausdrucks vergleiche man Winckelmann's Beschreibung des vatikanischen Apoll, wo es ähnlich heißt: „Hier ist nichts Menschliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert." — Um diese und die vorhergehende Strophe zu erläutern, führt Götzinger das Beispiel eines Geschichtschreibers und eines Dichters an. Während jener nur mit Mühe und Anstrengung aus dem Chaos ungeregelter Stoffmassen das Bild der Weltgeschichte formen könne, schaffe dieser frei und leicht ein idealisches Gebilde. Das Beispiel ist unpassend. Auch der Dichter muß mühsam mit dem Stoffe ringen, auch sein Gebilde ist nur eine approximative Darstellung des Idealschönen.

13. Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat das Ziel erflogen,
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Humboldt gibt den Inhalt dieser und der nächsten Strophe in folgender Weise an: „Der bloß moralisch ausgebildete Mensch geräth in eine ängstliche Verlegenheit, wenn er die unendliche Forderung des Gesetzes mit den Schranken seiner endlichen Kraft vergleicht. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, wenn er sein Inneres, vermittelst der Idee der Schönheit, zu einer höhern Natur umschafft, so daß Harmonie in seine Triebe kommt, und was vorher

ihm bloß Pflicht war, freiwillige Neigung wird, so hört jener Widerstand in ihm auf (Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, Brief 13). — „Eure Tugend erblasse vor der Wahrheit Strahle" (V. 4), die den falschen Schimmer eurer Scheintugend zerstreut. — „Dies Ziel" (V. 7) der vollkommenen Erfüllung des Sittengesetzes. „Ueber diesen grauenvollen Schlund," den Abstand unserer geringen Kraft von der unendlichen Höhe des Sittengesetzes.

14. Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

„Die Freiheit der Gedanken" (V. 2) bezeichnet die Freiheit der ästhetischen Gemüthsstimmung. — „Die Furchterscheinung" (V. 3) ist wieder das durch seine unerreichbare Höhe schreckende Sittengesetz. — „Der ew'ge Abgrund" (V. 4), das, was er oben durch „grauenvollen Schlund" bezeichnete. — V. 5 und 6: Bringt mit dem göttlichen Sittengesetz („die Gottheit") euren Willen, eure Neigung in Einklang, so verliert es sein Uebermenschlich-Furchtbares; ihr werdet vertrauter mit ihm. — V. 7 und 8: Das Gesetz ist keine Fessel mehr für den, der es in seinen Willen aufgenommen hat, nur für den, der sich dagegen sträubt. Der Ausdruck „verschmäht" möchte wohl nicht ganz zu billigen sein. — V. 9 und 10. So wie der Widerstand der sinnlichen Natur im Menschen aufhört, legt das göttliche Moralgesetz seine schreckende Hoheit ab und nähert sich vertrauter dem Gemüthe.

15. Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Die vier ersten Verse spielen auf Laokoon, den Priester Neptuns, an, von dem indeß nicht erwähnt wird, daß er ein Sohn des Priamus gewesen sei. S. Aeneide II, 199 und ff. Die Beschreibung seines Kampfs mit den Schlangen möge der Leser in Schiller's freier Bearbeitung des zweiten Buches der Aeneide nachsehen, woraus wir ein paar Strophen entnehmen. Nachdem erst das Herannahen der Unthiere und ihre schreckliche Gestalt geschildert worden, heißt es weiter:

Der bloße Anblick bleicht schon alle Wangen,
Und auseinander flieht die furchtentseelte Schaar.
Der pfeilgerade Schuß der Schlangen
Erwählt sich nur den Priester am Altar.
Der Knaben zitternd Paar sieht man sie schnell umwinden,
Den ersten Hunger stillt der Söhne Blut,
Der Unglückseligen Gebeine schwinden
Dahin vor ihres Bisses Wuth.

Zum Beistand schwingt der Vater sein Geschoß,
Doch in dem Augenblick ergreifen
Die Ungeheu'r ihn selbst, er steht bewegungslos,
Geklemmt von ihres Leibes Reifen;
Zwei Ringe sieht man sie um seinen Hals, und noch
Zwei andre schnell um Brust und Hüfte stricken,
Und furchtbar überragen sie ihn doch
Mit ihren hohen Hälsen und Genicken.

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltsam zu zerreißen, strengt
Der Arme Kraft sich an, des Geifers Schaum besprengt
Und schwarzes Gift die priesterliche Binde.
Des Schmerzens Höllenqual durchdringt
Der Wolken Schoß mit berstendem Geheule;
So brüllt der Stier, wenn er, gefehlt vom Beile
Und blutend, dem Altar entspringt.

Das gewählte Beispiel könnte zu dem Irrthum verleiten, als ob hier wieder das Schöne der Wirklichkeit dem Idealschönen gegenübergestellt würde; allein, wie aus einer zur folgenden Strophe mitgetheilten Stelle erhellt, war es Schiller's Ansicht, daß die Darstellung des bloßen Leidens als solches immer unter der Würde der Kunst sei. — Der „heil'gen Sympathie" (V. 9), den schönen Empfindungen des Mitleids erliege „das Unsterbliche", die ruhige, freie Reflexion, der sittliche Widerstand.

16. Aber in den heitern Regionen,
Wo die Schatten selig *) wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr;
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

„Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst; aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie derselben äußerst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelligt dieses dadurch, daß sie uns die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustande des Affekts versinnlicht. Nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freie Prinzip in uns kenntlich u. s. w." (Anfang der Abhandlung

*) Jetzt: reinen Formen.

über das Pathetische.) „Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden“ ist also nicht so zu verstehen, als ob auf dem Gebiete des Ideals jede Darstellung des Leidens unstatthaft wäre; in rein idealischen Kunstwerken darf sich der Schmerz allerdings aufrichtig, wahr und tief eindringend aussprechen, allein diese Darstellung der leidenden Natur, die an und für sich ohne allen ästhetischen Werth wäre, soll nur ein Mittel zur Darstellung des „Unsterblichen“ (Str. 15, V. 10), des moralischen Widerstandes im Menschen werden. — V. 7—10. Der Regenbogen („Iris Farbenfeuer“) bildet sich bekanntlich durch Brechung des Sonnenlichtes in den Regentropfen, die er „duft'gen (d. h. duftähnlichen) Thau“ nennt. Der Ausdruck „Donnerwolke“ deutet leise auf die Gewitter furchtbargroßartiger menschlicher Geschicke hin, in denen sich die Freiheit des Menschengeistes am schönsten verklärt. Zur Erläuterung der ganzen Strophe vergleiche Jean Paul's Vorschule der Aesthetik I. §. 15: „Wenn der Genius uns über die Schlachtfelder des Lebens führt, so sehen wir so frei hinüber, als wenn der Ruhm oder die Vaterlandsliebe vorausginge mit den zurückflatternden Fahnen; und neben ihm gewinnt die Dürftigkeit, wie vor einem Paar Liebenden, arkadische Gestalt. Ueberall macht er das Leben frei und den Tod schön u. s. w.“

17. Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in den Acheront'schen *) Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

In dieser und der folgenden Strophe stellt der Dichter auf eine

*) Jetzt: des Todtenschiffers.

großartige Weise die Erhebung des Menschen von der Sinnenwelt zum Ideale unter dem Bilde des sterbenden Herakles dar. Herakles war der Sohn des Zeus und der Alkmene. Unvorsichtig verkündete und schwur Zeus, beim Herannahen seiner Geburt, den Göttern, der Knabe, der heute aus dem Geschlecht des Perseus, des Vaters des Alkäos, werde geboren werden, solle dieses Geschlecht beherrschen. Listiger Weise verzögerte Hera (Juno) die Entbindung der Alkmene, beschleunigte dagegen die der Nikippe von einem Knaben, dem Eurystheus, der ebenfalls aus Perseus Geschlechte war und folglich nach des Gottes Schwur der Gebieter des Herakles werden mußte. — „Des Feigen", des Eurystheus. — „In ewigem Gefechte" (V. 2); des Herakles Leben war fast ein steter Kampf. Am berühmtesten sind seine zwölf auf des Eurystheus Befehl unternommenen Arbeiten, worunter die ersten die Erlegung des nemäischen Löwen und die Vertilgung der lernäischen Hydra sind. — „Alcid", Alkides hieß Herakles als Enkel des Alkäos. — V. 5 und 6: Aus eigenem Antriebe, nicht auf des Eurystheus Befehl, vollführte Herakles die Befreiung der Alkeste, der Gemahlin Admets, aus der Unterwelt — „des Todtenschiffers" Charons. — „Der unversöhnten Göttin" (V. 8) Hera's, Juno's.

18. Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt;
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Des Herakles Gemahlin, Dejanira, hatte, durch eine boshafte List irre geführt, um seine Liebe zu gewinnen, ihm ein in Gift getauchtes Gewand geschickt. Da ihm dieses unerträgliche Qualen verur-

sachte, errichtete er auf dem Oeta einen Scheiterhaufen und verbrannte sich (Ovid's Metam. IX, 238 u. ff. Sophokles Trachin.). — „Der Gott" (V. 1), der Sohn des Zeus trennt sich gleichsam vom Sohne der Alkmene:

Unverkennbar dem Anblick
War des Herkules Bild, kein Zug der Aehnlichkeit bleibet
Ihm von der Muttergestalt; nur Jupiters Spuren behält er.
Ov. Metam. IX, 242.

So befreit sich auch, bei der Erhebung zum Ideale, das Göttliche in uns von den Fesseln des Irdischen. — „Fließt er aufwärts" (V. 5), eine schöne Bezeichnung für das leichte Emporschweben des vom Körper Befreiten. — Die Repetition des „sinkt" (V. 6), verbunden mit der Polysyndesie, stellt sehr malerisch das immer tiefere Hinabsinken des irdischen Traumlebens dar. — Bedeutungsvoll ist die Erwähnung der Hebe, der rosenwangigen Göttin der Jugend (V. 9), mit welcher, wie die Mythe erzählt, Herakles im Olymp vermählt wurde. Das Reich des Ideals ist ja das Reich einer ewigen Jugend; nur die Sinnenwelt ist dem Tode, der Vergänglichkeit preisgegeben. Hebe, die ehemalige Mundschenkin des Zeus, reicht dem Herakles den Nektar der Unsterblichkeit. Vergleiche den Schluß des Gedichtes der Besuch, wo der Dichter nicht in den Olymp erhoben wird, sondern die Götter zu ihm herniedersteigen und ihn mit Nektar laben.

Das vorliegende Stück zählt W. v. Humboldt, einer der kompetentesten Richter über den Werth poetischer Erzeugnisse, zu den vortrefflichsten Gedichten Schiller's. Wir glauben nichts dem Leser Unwillkommenes zu thun, wenn wir hier einen Brief dieses mit Schillern innig befreundeten Kunstrichters mittheilen, der für manche Stellen unsers Stückes einen guten Kommentar bildet. Humboldt schreibt an Schiller unter dem 21. August 1795:

„Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat

mich seit dem Tage, wo ich es empfieng, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts Anderes gelesen, kaum etwas Anderes gedacht; ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem andern Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe der Ideen enthält es, und so fruchtbar ist es (woran ich vorzüglich das Gepräge des Genies erkenne), selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin (?), in dem Umriß eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart und der Eigenschaften, die sie im Dichten voraussetzt, zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen studirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präcision der Begriffe die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen, und nie hat sich mir die Produktion des Genies so rein offenbart, als hier. Nachdem ich mir eine Zeit lang Gedanken und Ausdruck durch Raisonnement deutlich gemacht hatte, kam ein Moment, in dem ich es nahe empfand, wie es in Ihnen müßte emporgestiegen sein. Es ist schlechterdings mit keiner Ihrer früheren poetischen Arbeiten zu vergleichen. Die Künstler, so vortrefflich sie in sich sind, stehen ihm weit nach; und wenn auch in den Göttern Griechenlands, schon durch die Natur des Gegenstandes, eine blühendere und reichere Phantasie herrscht, so stehe ich nicht an, insofern sich beide Stücke, als poetische Produktionen, mit einander vergleichen lassen, auch hier diesem den Vorzug zu geben. Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchste Reife, und ist ein treues Abbild Ihres Wesens. Jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren ge-

weihten Momenten in mir erweckt. Derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth, und vor Allem dieselbe Tendenz, dies Alles, wie zu einer fremden überirdischen Natur in Eins zu verbinden, leuchtet daraus hervor. Indeß habe ich mich nicht durch seine hohe überraschende Schönheit zu einem Entzücken hinreißen lassen, das die Prüfung verwehrte. Auch ist es für einen solchen Eindruck nicht gemacht, und schwerlich ergründete der seinen tiefen Sinn, auf den es so wirkte. Man muß es erst durch eine gewisse Anstrengung verdienen, es bewundern zu dürfen. Zwar wird jeder, der irgend dafür empfänglich ist, auch beim ersten aufmerksamen Lesen den Gehalt und die Schönheit jeder Stelle empfinden; aber zugleich drängt sich das Gefühl auf, bei diesem Gedichte nicht anders, als in einer durchaus verstandenen Bewunderung ausruhen zu können. Ich habe es ganz zu vergessen gesucht, daß es ein Gedicht ist, ich habe den philosophischen Inhalt, den Zusammenhang der Gedanken, die Uebergänge vom einen zum andern, wie in einer Abhandlung zergliedert und geprüft, und ich fühle es deutlich, wie viel meine eigentliche Begeisterung dafür dadurch gewonnen hat. Ich bin allerdings auf Stellen gestoßen, von denen ich mir nicht sogleich deutliche Rechenschaft zu geben wußte. Aber bei wiederholtem Lesen und Nachdenken sind mir alle Zweifel verschwunden; ich glaube jetzt Alles zu verstehen, und nur ob eine einzige Stelle nicht noch bestimmter ausgedrückt sein sollte, will ich Ihnen zu bedenken geben. Daß dies Gedicht nur für die Besten ist und im Ganzen wenig verstanden werden wird, ist gewiß. Aber wie man es mit dieser Art Undeutlichkeit zu halten habe, darüber sind wir ja längst einig; und zu den Besten ist hier doch jeder zu rechnen, der einen guten gesunden Verstand mit einem offenen Sinne und einer reizbaren Phantasie verbindet. Zwar haben Sie recht, daß es Bekanntschaft mit Ihren Ideen, besonders mit Ihren Briefen brauchen kann, aber es bedarf ihrer nicht, und ruht in jedem Verstande auf sich selbst.

Dasjenige, wodurch die Deutlichkeit außerordentlich befördert wird, ist die Exposition in den vier ersten Strophen, die in der That zum Bewundern einfach und lichtvoll ist*). Von dieser hängt doch alsdann alles Uebrige schlechterdings ab. Sobald einmal die Hauptidee recht gefaßt ist, und für diese haben Sie auf eine Weise gesorgt, die keinen Zweifel mehr übrig läßt, so muß es jedem leicht werden, sich an ihr durch den Gang des Ganzen durchzufinden. Denn überall ist hernach das Gebiet des Wirklichen dem Gebiet des Idealischen so bestimmt entgegengesetzt, daß bei hinlänglich verweilender Aufmerksamkeit kein Irrthum darüber stattfinden kann. Dennoch sind gerade bei dieser Entgegensetzung die Stellen, bei denen der Ungeübte stehen bleiben wird, und die auch den Geübten verweilen können. Vorzüglich scheinen sie mir in der 14ten Strophe vorzukommen. Mein ganzer Zweifel beruht darauf, ob hier das Gebiet der Schönheit, das ästhetische Reich bestimmt genug angedeutet ist, oder ob die Ausdrücke, vorzüglich der Vers: „In die Freiheit der Gedanken" nicht ein wenig zu allgemein sei...... Zwar sichert theils der Geist des ganzen Gedichts, theils die Stelle: „Nehmt die Gottheit" u. s. w. den sehr aufmerksamen Leser, nicht in ein Mißverständniß zu verfallen; aber, und dies sollte doch sein, er wird nicht genöthigt, nur allein den rechten Sinn aufzufassen; er kann sich doch bei dieser Stelle noch immer bloß das denken, was Kant in seiner Sprache „einen reinen, guten Willen erlangen" nennt, und was Sie doch hier nicht meinen. Auch haben Sie in allen andern Stellen, wo die ähnliche Gedankenfolge war, die Schönheit entweder selbst genannt oder doch ganz bestimmt bezeichnet.... Ausgezeichnet sind die schöne Kürze der Exposition in der ersten Strophe „Zwischen Sinnenglück u. s. w.", die herrliche Anwendung der Fabel von der Proserpina, die göttliche Schilderung der Gestalt, die ganzen beiden Strophen „Wenn das Todte u. s. w."

*) Hinreichende Klarheit der Exposition ist es gerade, was ich vermisse.

und vor Allem die bewunderungswürdige Leichtigkeit in den Versen: „Nicht der Masse u. s. w.“, die Erhabenheit in der Stelle: „Nehmt die Gottheit u. s. w.“, und endlich der prächtige Schluß, der den Eindruck, den das ganze Gedicht auf die Seele macht, noch einmal und doppelt stark wieder gibt. Bewunderungswürdig ist es auch, wie Sie, ungeachtet des einfachen trochäischen Sylbenmaßes (was aber zu dieser Gattung überaus passend ist), doch den Gedanken auf eine so ausdrucksvolle Weise mit dem Sylbenfalle begleitet haben. Vorzüglich sichtbar ist dies in dem Verse: „Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt“ und in der ganzen Strophe: „Wenn es gilt, zu herrschen u. s. w.“ Auch auf kleinere Flecken habe ich Acht gegeben, aber doch nur wenige und unbedeutende gefunden, deren ich indeß doch erwähnen will, weil Sie es zu wünschen scheinen. Str. 2. Strahlenscheibe ist wohl nicht eigentlich gebraucht. So viel ich glaube, gebraucht man es nur für Flächen, und der Vollmond ist allerdings eine vollkommen erleuchtete Strahlenscheibe, wenn auch die andere Hälfte des Mondkörpers dunkel bleibt. Str. 4. eignet absolut und ohne Accusativ des Objekts ist zwar schwerlich dem Sprachgebrauch gemäß, scheint mir aber eine sehr zweckmäßige Spracherweiterung. „Die Angst des Irdischen“ ist ein prächtig gewählter Ausdruck, kein anderes Wort könnte Alles, was Sie hier sagen wollen, so treu und unmittelbar ans Gefühl legen. Str. 6. Sklave, schlafe. Str. 7. styg'schen. Str. 8. duft'gen. Str. 11. Nerve, unterwerfe. Str. 13. traur'ger.“

Auf diese Bemerkungen erwiedert Schiller:

„... Das, was Sie an der Strophe vom Sittengesetz tadeln, ist gar nicht ohne Grund, wenigstens vergleichweise mit den drei andern Strophen läßt diese den Gedanken etwas zweideutig. Anfangs hieß es:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke rc.

Alles dieses fand ich zu prosaisch und auch nicht anschaulich genug. Mir däucht, daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Aesthetische, als auf das rein Moralische hinweis't. Dieses wird durch den Begriff frei vorzugsweise bezeichnet.

Strahlenscheibe, statt Strahlenkugel ist kein Versehen, sondern eine Betrügerei von mir. Wenn Sie Acht geben, so werden Sie finden, daß in dieser Stelle zwei ganz verschiedene Sachen als Eine vorgestellt worden: Die Phasen des Mondes, und dann seine nothwendige Verfinsterung auf der Mitternachtseite, die auch beim Vollmond ist. Hätte ich also gesagt: wird die Strahlenkugel niemals voll? so hätte ich nicht von seinen Hörnern sprechen können; ich hätte sagen müssen: wenn des Mondes Eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Halbkugel Nacht sein? Aber da quälte mich der Reim zu sehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht der feinste ist *).

Eignet**), auf diese Art gebraucht, hat Lessing's Autorität für sich. Im Nathan ***) sagt er: „Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet?" Warum strichen Sie den Reim zwischen Sklave und Schlafe, Nerve und Unterwerfe an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit †), und für das Auge braucht der Reim nicht zu sein.

---

*) Oder vielmehr gar keiner ist.

**) Hölscher (in seinen Nachträgen zu meinem Kommentar, Archiv für das Studium neuerer Literaturen XV, 3, S. 335) macht noch aufmerksam auf Schlegel's Uebersetzung von Shakspeare's Macbeth, V, 3: „Weil's seiner Seele eignet"; Coriolan V, 2: „Eignet mir die Rache"; Wintermährchen III, 2: „Mehr, als mir eignet; Immermann's Theaterbriefe (1851) S. 67: „Aus den Halbtönen, die ihr eignen."

***) Akt III, Scene 1.

†) Hier bestätigt sich, was wir oben irgendwo äußerten, daß Schiller für die Aussprache der Konsonanten gar kein feines Ohr hatte.

Die Elisionen des i in stygischen u. s. w. sind freilich fatal, aber da sich alle Reimer von Anbeginn derselben bedienten, so erlaube ich mir es auch."

An Körner übersandte Schiller das Gedicht erst am 8. September mit der Bemerkung: „Das heutige Gedicht begleite ich nicht gern mit einem andern. Es muß Dich allein beschäftigen, und es wird es auch, wie ich vermuthe." Körner antwortete den 14. September: „Du hast wohlgethan, mir das Reich der Schatten allein zu schicken. Es hat auf ein Paar Tage lang mich fast ausschließend beschäftigt. In dieser Gattung — der philosophischen Ode — halte ich dich für einzig. Das Unendliche in der Betrachtung eines philosophischen Objekts scheint mir der Geist dieser Dichtungsart zu sein. Was hier unmittelbar dargestellt wird, ist der Zustand des betrachtenden Subjekts im Moment der höchsten Begeisterung. Durch Uebergewicht des Objektiven nähert sich diese Gattung dem Lehrgedichte; aber dies ist hier weit weniger der Fall, als bei den Künstlern. Pracht der Phantasie, der Sprache, des Versbaus ist nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern bloß Folge der exaltirten Stimmung des Dichters. Er dichtet für sich selbst — das Publikum behorcht ihn nur. — Um aber ein Werk dieser Art zu genießen, muß man den philosophischen Stoff selbst schon durchdacht haben; denn Belehrung darf man nicht erst vom Dichter erwarten, sonst geht die schönste Wirkung verloren. Dies schränkt das Publikum eines solchen Gedichtes auf eine kleinere Zahl ein. In dem gegenwärtigen Falle vermindert sich diese Zahl dadurch noch mehr, daß der Stoff ein eigenes und neues System ist, das Du in den ästhetischen Briefen entwickelt hast. Ueber diesen Stoff habe ich Dir nun sehr viel zu sagen, und ich hoffte in meine Ideen jetzt gleich so viel Ordnung zu bringen, daß ich es schon in diesem Briefe thun könnte. Aber es fordert mehr Zeit, wie ich finde. In Deinem System verkenne ich gewiß den Geist nicht, und ahne neue und wichtige Aufschlüsse über die interessante-

sten Gegenstände; aber ich vermisse noch hier und da Bestimmtheit und Evidenz."

Nach Humboldt's begeistertem Beifalle mochten Körner's Aeußerungen unserm Dichter etwas kühl erscheinen. „Es freut mich," schrieb er den 21. September, „daß die Schatten Dich befriedigt haben. Darin bin ich aber nicht Deiner Meinung, daß mein System über das Schöne der nothwendige Schlüssel dazu ist. Es harmonirt natürlicherweise ganz damit; aber im Uebrigen ruht es auf den kurrenten Begriffen (?), nur nicht auf den Sulzer'schen, davon es freilich, und zu seinem Glücke, der Antipode ist. Der Begriff des uninteressirten Interesses am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjekte des Schönen u. dgl. leiten und herrschen durch das Ganze. Ich möchte aber einmal Deine Zweifel gegen mein System genau wissen; denn ich kann mir noch keinen Begriff davon machen, was an meinem System noch unbestimmt und willkürlich sein könnte."

Warum unser Dichter selbst auf die vorliegende Produktion einen so hohen Werth legen mußte, ergibt sich näher aus Folgendem: Schiller war durchaus sentimentalischer Dichter. Was aber den Dichter zu einem sentimentalischen macht, ist die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideale, oder die Beziehung der Wirklichkeit auf eine Idee, während der naive Dichter sich auf eine möglichst vollständige Nachahmung der Wirklichkeit beschränkt. Das Ideal und das Leben stellt also das Charakteristische des sentimentalen Dichters, mithin die Eigenthümlichkeit Schiller's dar, und zeigt diese nicht etwa bloß in der Behandlungsweise eines bestimmten Stoffes, sondern die Darstellung jener Eigenthümlichkeit ist gerade der Gegenstand des Gedichts. Daher nennt auch Schiller das Ideal und das Leben ein Lehrgedicht (Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, 35), einen Inbegriff von Regeln, nach denen der sentimenta-

lische Dichter verfahre. Er beabsichtigte an dieses Gedicht noch ein anderes anzureihen, gewissermaßen ein angewandtes „Reich der Formen“, aber kein lehrendes, sondern ein darstellendes Gedicht, eine Idylle, wie er es nennt, welche die Vermählung des Herkules mit der Hebe zum Inhalte haben, also da fortfahren sollte, wo das Ideal und das Leben schließt. Von diesem Gedichte hoffte er, daß es Alles überbieten werde, was er je geschaffen. Er spricht sich darüber gegen Humboldt (Brief 35) mit wahrhafter Begeisterung aus: „Denken Sie sich den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem Allem mehr zu sehen. Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke u. s. w.“ Diese Aufgabe ist ungelös't geblieben, wie sie denn in der That auch unlösbar war. „Aus allgemeinen Ideen (sagt Hoffmeister) läßt sich noch weniger ein Gedicht schaffen, als aus bloßen Begriffen eine Philosophie entwickeln. Jene Meinung konnte vorübergehend auch nur unserm Schiller in den Sinn kommen; sie bezeichnet aber mehr als alles Andere seinen damaligen Standpunkt. Zu derselben Zeit, wo sich in Deutschland eine transscendente Philosophie zu bilden anfing, versuchte sich Schiller vorübergehend an einer sich versteigenden Dichtung, indem er auch in seiner Weise dem Zeitgeist einen kleinen Tribut brachte. So blieb denn das erste dieser metaphysischen Stücke (denn die unbedeutende Epistel Poesie des Lebens kommt nicht in Betracht und ward auch erst später gedruckt) auch das äußerste der ganzen Gattung. Höher vermochte sich seine Muse nicht zu erheben. Er konnte sein Talent nicht besser darthun, als daß er einem solchen abstrakten Gegenstand so viel Leben und Anschaulichkeit ertheilte; was aber dennoch nur einer Riesenkraft gelang, wie sie vor allen andern Dichtern ihm eigen war.“

Der Genius.

1795.

Im Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt wird dieses Gedichtes zuerst in einem Briefe vom 21. August 1795 Erwähnung gethan, wornach zu vermuthen, daß es spätestens gegen die Mitte Augusts entstanden ist. Die Quelle des Stückes haben wir in den kunstphilosophischen Betrachtungen zu suchen, die Schillern damals beschäftigten, und aus denen auch um jene Zeit der auf gleichen Grundideen, wie unser Gedicht, ruhende Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung entsprang. „Ich bin jetzt gerade", schrieb er am 7. Sept. 1795 an Humboldt, „bei meinem Aufsatz übers Naive, wo ich von dem Gegensatz zwischen Einfalt der Natur und Kultur viel zu sagen habe", denselben Gegensatz, welchen der Genius behandelt, mit dem Unterschiede jedoch, daß im Gedichte die Anwendung auf das Sittliche, in der Abhandlung auf das Aesthetische gerichtet ist. Aus diesem innigen Zusammenhang des Gedichtes mit den Ideen, die ihn damals so tief und anhaltend beschäftigten, erklärt sich auch des Dichters Vorliebe für das Stück; das Reich der Schatten ausgenommen, war es ihm zu der Zeit unter seinen Gedichten das liebste. Auch Humboldt lobte es sehr, obwohl er es, wie er später gestand, etwas zu scharf auf den Gedanken gerichtet fand. In einem Briefe an den Dichter sagte er: „Da die so natürliche Frage (ob nur die Wissenschaft zum Seelenfrieden führen könne) schon an sich so oft aufgeworfen wird, und die Lage der Zeit selbst die Beantwortung noch nothwendiger macht, so kann es ihr auch an allgemeinem Interesse nicht fehlen; und die Antwort ist zu einfach, um nicht ohne Mühe verstanden zu werden. Es lag wahrscheinlich nicht in Ihrem Plan, sonst hätte ich gewünscht, Sie hätten die Idee weiter verfolgt und wären auf die Frage gekommen, ob die Dauer einer solchen natürlichen, zweifellosen Unschuld wahr-

scheinlich oder nur möglich ist? was sie verbürgt? wozu eigentlich der Mensch als Mensch bestimmt sei? Die Behandlung wäre in einem Gedicht nicht leicht gewesen, hätte aber doch zu sehr poetischen und schön gegen einander kontrastirenden Gemälden Anlaß gegeben. Die Trockenheit, die allerdings, wie Sie sagen, dem Stoff Ihres Gedichtes eigen sein mag, haben Sie ihm durch die Behandlung gänzlich genommen. Die Schilderung der Natur ist sehr schön und anziehend, und auch die finstere Schule malt Ihre Hand der Phantasie in großen und prächtigen Bildern." Schiller antwortete: „Was Sie in diesem Gedichte noch ausgeführt gewünscht hätten, würde es dem Philosophen zwar befriedigender machen, aber seine einfache Form zerstören, und auch den poetischen Zweck beeinträchtigen. Die Auflösung soll durch das Herz, aber nicht durch den Verstand verrichtet werden; die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust jenes reinen Zustandes nicht schmerzt, und nur an diesen hält sich der Poet. Ich weiß nicht, ob ich mich hier deutlich genug mache, aber das fühle ich, ein jedes andere Denouement durch den Verstand würde den ganzen Geist des Gedichtes verändert haben." So zeigte uns Schiller auch hier, daß er, wie innig der Philosoph und der Dichter in ihm zusammenhangen mochten, doch in der Praxis die Forderungen beider sehr wohl zu sondern wußte. Hier im Gedichte, wo er durch die Darstellung des unentweihten Friedens der Natur im Gegensatz zu dem Zwiespalt der begonnenen, aber noch unvollendeten Kultur einen schönen Herzenseindruck erzielte, mußte er die von Humboldt gewünschten Untersuchungen, die ein bloßes Verstandesinteresse gewährt hatten, fern halten, und auch jene glückliche Zeit der Vormundschaft der Natur in einem günstigeren Lichte erscheinen lassen, als es der Philosoph hätte thun dürfen. Wirklich erklärt Schiller S. 1035 seiner Werke in E. B. diesen Abfall des Menschen von seinem Instinkte, der das moralische Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moralische Gute darin

möglich zu machen, für die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte. „Der Dichter, wie der Volkslehrer, hat Recht, sie einen Fall zu nennen; denn der Mensch wurde aus einem unschuldigen Geschöpf ein schuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrument ein unglücklicher Künstler; aber der Philosoph hat Recht, sie einen Riesenschritt der Menschheit zu nennen; denn der Mensch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geschöpf, aus einem Automat ein sittliches Wesen, und mit diesem Schritt trat er zuerst auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen wird."

Ursprünglich (in den Horen 1795, St. 9, S. 89) hieß die Ueberschrift Natur und Schule. Warum änderte wohl Schiller diesen Titel in den gegenwärtigen? Schon Humboldt's Aeußerungen über das Gedicht mochten ihn besorgen lassen, man werde in diesem eine in poetisches Gewand gekleidete philosophische Betrachtung des Verhältnisses von Natur und Kultur erblicken, und es verkennen, daß in dem Stücke keine zwei Gegenbilder aufgestellt werden, sondern die Schilderung der Schule nur den Schatten in dem lichtvollen Gemälde der seligen goldenen Zeit bilden solle. Um nun nicht auch noch durch die Ueberschrift eine zu sehr dualistische Auffassung des Stückes zu fördern, wählte er den mehr auf Einheit deutenden Titel Genius, womit er jenen „schützenden Engel" meint, der dem Herzen, das ihn nie verloren, ein sicherer Führer ist, als das Wort, welches der Weisheit Meister lehren.

Der folgende, aus den Horen entnommene Text ist in manchen Versen von dem gewöhnlichen abweichend und um mehrere Distichen länger.

1. „Ist es denn wahr' sprichst du, „was der Weisheit Meister mich lehren *),
„Das der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört?

*) Jetzt: „Glaub' ich", sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit u. s. w.

„Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
„Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
„Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
„Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
„Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
„Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
„Sage du mir's; du bist in diese Tiefen *) gestiegen,
„Aus dem modrigen Grab kamst du erhalten zurück;
„Dir ist bekannt, was die Gruft der dunklen Wörter bewahret,
„Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt!
„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es!
„Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht." —

Wen hat man sich unter dem Sprechenden, wen unter dem Angeredeten vorzustellen? Bei der Interpretation des Stückes in Schulen habe ich bemerkt, daß manche sich die Rede an den Genius gerichtet dachten, den sie dann freilich nicht, wie es oben geschehen, als den schützenden Engel, als „den Führer im eigenen Busen" (wie es in dem Einem jungen Freunde gewidmeten Distichon heißt), sondern als ein höheres, über das Wohl und Wehe der Menschheit aufgeklärteres Wesen betrachteten. Bei genauerer Ansicht ergibt sich indeß klar, daß der Dichter sich selbst durch einen andern, etwa durch einen jungen Freund anreden läßt, der sich von vielen Seiten zum Studium der Weltweisheit aufgefordert sah. Durch Kant hatte damals die Philosophie einen neuen gewaltigen Aufschwung genommen; die bessern Köpfe widmeten sich ihr mit Eifer; allgemein hörte man die Behauptung, daß nur durch sie ein fester Grund für Glück und Seelenfrieden gewonnen werden könnte. Der Dichter konnte wissen, was an dieser Behauptung Wahres war, er hatte um diese Zeit den Weg durch den größten und wichtigsten Theil der Philosophie zurückgelegt; drum wendet sich der Freund an ihn mit der Frage, ob es durchaus nöthig sei, den „nächtlichen Weg" durch die Wissenschaft zu nehmen, um zu fester Selbstberuhi-

*) Jetzt: Tiefe.

gung zu gelangen, wie es der Weisheit Meister lehrten, und eine Schaar von Lehrlingen mit gläubiger Zuversicht geläufig nachsprachen. So fasse ich nämlich das erste Distichon, welches indeß auch allgemeiner erklärt werden könnte: Soll ich überhaupt den Lehrern der Philosophie Glauben schenken? — „Die Tiefe, das modrige Grab" in Vers 9 und 10 sind nicht im eigentlichen Sinne zu verstehen; der Dichter erklärt sie gleich darauf selbst durch „die Gruft der dunkeln Wörter", womit offenbar die Philosophie gemeint ist; die Wörter, die Begriffe, die philosophischen Formeln nennt er „Mumien", weil sie nicht wie das lebendig und warm empfundene innere Gesetz zum Herzen sprechen, sondern kalt und starre sich an den Verstand wenden und durch diesen erst dem Willen den Impuls geben. — „Nächtlich" (V. 13) heißt der Weg der Wissenschaft, weil man das Dämmerlicht des Instinktes nicht als Führer dahin mitnehmen darf, sondern mit dem Verstande ein neues Licht erst suchen soll, ein Licht, dessen Erreichung noch dazu zweifelhaft bleibt; denn, wie Schiller anderswo sagt:

Manche giengen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur.

Eben darum, weil dieser Weg gefahrvoll ist, wird es auch besonders hervorgehoben, daß der Dichter „erhalten" aus der Tiefe zurückgekommen ist, ohne mit sich selbst ganz zerfallen zu sein. — Die Auskunft, die er dem Fragenden gibt, lautet:

Freund, du kennst doch die goldene Zeit? — Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und einfach*) erzählt —
Jene Zeit, da das Heilige noch in der Menschheit gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch der Instinkt sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Der **) Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,

*) Jetzt: kindlich.
**) Jetzt: Noch der u. s. w.

Da ein sichres Gefühl noch treu, wie am Uhrwerk der Zeiger,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies —
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten gesucht;
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.

Vers 17 und 18 heißen jetzt:

Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt.

„Im Leben“ ist auch besser gesagt; „in der Menschheit“ ist das Heilige noch jetzt, nämlich in der Vernunft; aber damals floß es aus dem Gefühl durch jede Lebensregung der Menschen. Statt „Instinkt“ wählte der Dichter „Gefühl“, wahrscheinlich, weil er jenes auffallendere Wort nicht zweimal in dem Gedichte brauchen wollte. Nun wurde aber auch statt „Gefühl“ in V. 23 ein anderes Wort wünschenswerth; und so änderte Schiller auch diesen Vers

Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk, —

wobei zugleich der Vortheil entsprang, daß auf den Sinn die Vergleichung mit dem Uhrzeiger besser paßt, als auf das mehr innerliche Gefühl. Auch hat der neue Vers einen bessern metrischen Fluß. — Vergleicht man die Sagen, welche „andre Dichter kindlich und rührend von dem goldnen Zeitalter erzählt haben“, z. B. Hesiod's Werke und Tage V. 97, Virgil's Landbau I, 125, Ovid's Metam. I, 89 f.; so zeigt sich, daß diese mehr den äußern Frieden, der in der Menschen- und Thierwelt, in der ganzen Natur damals herrschte, hervorheben, während unser Dichter das Charakteristische jener Zeit in den Seelenfrieden, in die Einheit des Innern setzt, worin sich „Verstand und Herz, Sinn und Gedanken“ noch nicht entzweiten. Doch deutet auch schon Ovid diesen innern Frieden in den Versen an:

Erst entsproß das goldne Geschlecht, das, von keinem gezüchtigt,
Ohne Gesetz, freiwillig der Treu und Gerechtigkeit wahrnahm.

Vers 19 und 20 enthalten einen schönen Gegensatz, ähnlich jenem in dem Lied an die Freude:

Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament.

„Der hüpfende Punkt", punctum saliens, im Ei, ist der Sitz der Lebenskraft, das Centrum für die Bildung des neuen Organismus. — „Profane" heißen die in ein Mysterium, eine Kunst, eine Wissenschaft nicht Eingeweihten. — „Bei Todten" (V. 26) gleichbedeutend mit dem obigen „bei den Mumien". — „Gleich verständlich für jedes Herz u. s. w.", d. h. wenn sich gleich damals Niemand über den Führer im Busen Rechenschaft zu geben wußte, so wurden doch seine Mahnungen und Warnungen von Jedem vernommen, ungleich den Formeln der Schule, die für die Mehrzahl unerklärliche Hieroglyphen sind.

Aber die glückliche Zeit ist nicht mehr. Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Einklang entweiht.
Wolkig fließt der himmlische Strom in schuldigen Herzen,
Lauter wird er und rein nur an dem Quell noch geschöpft.
Dieser Quell, tief unten im Schacht des reinen Verstandes,
Fern von der Leidenschaft Spur, rieselt er silbern und kühl.
Aus der Sinne wildem Geräusch verschwand das Orakel,
Nur in dem stilleren Selbst hört es der horchende Geist.
Aber die Wissenschaft nur vermag den Zugang zu öffnen,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.

Die fünf ersten Distichen dieses Abschnittes hat der Dichter zu folgenden drei zusammengezogen:

Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.

Die neueren Distichen sind vorzuziehen, weil sie bei größerer Kürze, den Gedanken eben so erschöpfend, wie die ältern, ausdrücken. — „Willkür" nennt der Dichter mit Recht jene Friedensstörerin, weil der Wille die Instanz war, die dabei entschied; doch bleibt es freilich schwer zu erklären, warum bei diesem ersten Abfall des Menschen vom Instinkt der Wille zugleich Partei nahm gegen die Vernunft und gegen den Naturtrieb, der damals ja noch mit der Vernunft im Einklang sein mußte. Wie dem auch sei, jetzt fließt der Strom des Sittengesetzes nicht mehr in der Brust, im Gefühl, in den Trieben, sondern nur noch im reinen Verstand, „dem stilleren Selbst". — Der Hexameter und der Pentameter des zweiten neuern Distichons sind wohl zu tautologisch: das Orakel ist ja doch nur die Stimme der Götter (das göttliche Moralgebot); entadelt ist hier synonym mit entweiht (nämlich durch Sinnlichkeit), und die Brust darf nur als Sitz des Gefühls, des Naturtriebes, nicht des stilleren Selbstes, das von ihr ja gesondert wird, aufgefaßt werden. — „Das mystische Wort" bezeichnet die schwerverständlichen philosophischen Formeln; sie müssen jetzt, wo das Gefühl uns nicht mehr jeden Augenblick das göttliche Gesetz vergegenwärtigt, zu Hütern, zu Aufbewahrern des aus dem Quell des Verstandes geschöpften Moralgesetzes dienen. — „Reines Herzens" (V. 39) sagt wohl etwas zu viel, redlichen Willens, redlichen Strebens nach Wahrheit bezeichnete wohl besser die dem Forscher nöthige Eigenschaft; wer reines Herzens ist, hat die schöne Natur noch nicht verloren, oder schon wieder gewonnen und braucht nicht beim reinen Verstande über das Sittlichgute anzufragen.

Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihre Stimme *) dir noch hell in der kindlichen Brust,

*) Jetzt: ihr Rufen.

Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut',
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz,
Nie der verschlag'ne Witz des Gewissens Einfalt bestricken,
Niemals, weißt du's gewiß, wanken das ewige Steu'r —
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren; sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit eisernem *) Stab die Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Herrschen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklets Regel,
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird die Herzen der Menschen **) Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt;
Aber blind erringst du, was wir im Lichte verfehlten,
Und dem spielenden Kind glückt, was dem Weisen mißlingt.

V. 41 — 50. Ausführung des Gedankens: Wenn in dir noch die goldene Zeit lebt. „Fromm" heißt der Instinkt (V. 42), weil er noch mit dem Sittengesetz im Einklang ist; „keusch" das Auge, weil die Sinnlichkeit es noch nicht zu Irrthum und Selbstbetrug verlockt hat; der Wahrheit Ruf tönt noch hell in der „Brust", d. h. gibt sich noch im Gefühl kund, nicht bloß im Verstande. „Der Empfindungen Streit" (V. 47) könnte befremden, nachdem bisher nur von einem Einklang oder Zwiespalt des Herzens und der Vernunft die Rede gewesen; allein im Zustande der unvollendeten Kultur entsteht auch oft Streit zwischen den Empfindungen, indem sie zum Theil für, zum Theil gegen die Vernunft Parthei nehmen. — V. 48. Das Herz, die Begierden verleiten oft tückisch den Verstand zu Trugschlüssen, zur Selbstberückung. „Den verschlag'nen Witz" möchte ich dagegen lieber als witzige, verschlag'ne Angriffe Anderer auf unser besseres Gefühl erklären. V. 49 und 50 hat der Dichter

*) Jetzt: ehr'nem,

**) Jetzt: den erstaunten Sinn.

aus den spätern Ausgaben weggelassen. — Mit der nun folgenden Schilderung einer Seele, worin der Instinkt noch der Vernunft gehorcht (V. 51—62), vergleiche man die Schilderung einer schönen Seele in dem Aufsatze über Anmuth und Würde, und die Charakteristik des Genius in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. Die Wissenschaft kann ein solches Gemüth nichts lehren, weil ihre Aufgabe ja nur ist, den Zugang zu dem entschwundenen reinen Quell des göttlichen Gesetzes zu öffnen, dessen Strom in einem solchen Herzen noch offen und hell daherfließt. „Des Gesetzes strenge Fessel" (Ideal und Leben) gilt nicht einem solchen Herzen; „denn ohne Scheu darf es dem Affekt die Leitung des Willens überlassen" (Ueber Anmuth und Würde), „seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und Geschlechter" (Ueber naive und sentimentale Dichtung). — V. 55 lautet jetzt:

Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort.

Das metrisch falsch gebrauchte Polyklet machte eine Aenderung nöthig. — V. 58. „Du nur merkst nicht u. s. w." Denselben Gedanken spricht Schiller in Anmuth und Würde so aus: „Die schöne Seele weiß niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit sein wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen." — Zum Schlußdistichon, welches vom Dichter später gestrichen wurde, vergleiche den bekannten Vers:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Schließlich noch Körner's Urtheil über unser Gedicht, das er in einem Briefe an Schiller vom 2. September 1795 ausgesprochen: „Mein Liebling (unter den ihm zugesandten Gedichten) ist Natur und Schule. Gedanke, Vortrag, Anordnung — Alles

gibt mir den höchsten Grad von Befriedigung. Der Versbau hat eine Pracht und einen Wohlklang, dergleichen ich noch nie in einer Elegie gefunden habe. Nur selten ist Goethe etwas Aehnliches gelungen." Schiller antwortete den 8. September: „Der Vorzug, den Du unter den gesandten (Gedichten) Natur und Schule gibst, stimmt ganz mit meinem eigenen Urtheile überein."

Die Ideale.

1795.

Einen eigenthümlichen, etwas fremdartigen Eindruck machen zwischen den um diese Zeit entstandenen Gedichten die Ideale, die um die Mitte Augusts 1795 oder gleich nachher gedichtet zu sein scheinen. Schiller sandte diese Produktion nebst einigen andern Gedichten am 21. August an Humboldt, indem er bemerkte, er habe seit seinem letzten Briefe einige fruchtbare Stimmungen erlebt, wovon die beiliegenden Gedichte die Früchte seien. Das Stück ist uns als ein sehr charakteristischer Repräsentant der besondern Gattung der Schiller'schen Gedichte, welcher Hoffmeister den Namen gemischte oder mittlere Klasse beigelegt hat, besonders merkwürdig. Wir werden hierüber weiter sprechen, nachdem wir das Einzelne näher betrachtet haben. — Nach dem Musen-Almanach für das Jahr 1796, worin das Stück zuerst erschien, lautet der Text:

1. So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens gold'ne Zeit?
Vergebens deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.

2. Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt;
Die schöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt sie schon erstarrt;
Mich weckt aus meinen frohen Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

3. Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geist;
Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung schöner Flor zerreißt.
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der feindlichen Vernunft zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

In Str. 3 V. 7 schrieb der Dichter später: „Der rauhen Wirklichkeit" st. „Der feindlichen Vernunft". — Die Ideale, deren Flucht in diesem Gedichte beklagt wird, sind nicht mit dem Ideal zu verwechseln, welches der Dichter in Ideal und Leben der Sinnenwelt gegenüberstellt. Unter jenen versteht er die gefühl- und phantasievolle Ansicht der Natur und des Lebens, den glühenden poetischen Drang der Seele, die kühnen Entwürfe und Hoffnungen, wie sie nur der feurigen Jugendzeit eigen sind, während in dem zweiten Gedichte „der Schönheit stille Schattenlande, die Freiheit der Gedanken, die heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen," einen Gegensatz zu der Erscheinungswelt, zum wirklichen Leben, „des Todes Reichen, der Sinne Schranken" bilden. — In der Sammlung der Gedichte ließ Schiller die zweite Hälfte der zweiten Strophe und die erste Hälfte der dritten weg und bildete aus dem Rest der beiden Strophen die neue zweite Strophe. Es ist leicht einzusehen, was den Dichter zu dieser Abkürzung bewog. Er fand ohne Zweifel, daß ohnehin schon die bildlichen Ausdrücke für den Gedanken „Die Ideale sind zerronnen" so sehr gehäuft und so

mannichfaltiger Art waren, daß die Phantasie, indem sie von einem Bilde zum andern fortgerissen wurde, eher verwirrt, als angenehm beschäftigt werden mußte.

4. Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr,

5. Bis, warm von sympathet'schem Triebe,
Sie freundlich mit dem Freund empfand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Die Mythe von Pygmalion, einem Könige in Cypern, der eine schöne Frauenstatue aus Elfenbein bildete, die auf seine Bitte von den Göttern belebt und dann seine Gattin wurde, hat A. W. Schlegel in einem eigenen Gedichte dargestellt (vergl. Ovid's Metamorph. X, 248 u. ff.). Die vier letzten Verse der Strophe 4 veränderte Schiller in der zweiten Ausgabe in folgende:

So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust.

Eine Aenderung der frühern Verse war freilich wünschenswerth. „Der Liebe Knoten" ist im Deutschen kein so gefälliger Ausdruck, als etwa im Französischen les noeuds de l'amour. — „Säule" brauchte der Dichter im Sinne von Bildsäule, mit Beziehung

auf die Statue des Pygmalion; allein der Sprachgebrauch hat das Wort in dieser Bedeutung nicht sanktionirt. — Am Ende der Strophe 4 findet ein sogenanntes Enjambement statt, der Satz schließt nicht mit der Strophe. — In Strophe 5 heißen in der neuern Ausgabe die beiden ersten Verse:

Und theilend meine Flammentriebe
Die Stumme eine Sprache fand —

Vers 4. „Und meines Herzens Klang verstand" ist etwas müßig nach dem Vorhergehenden, wodurch bereits die äußern Zeichen der Erwiderung seiner Gefühle angedeutet sind. — Ist „das Seelenlose" in Vers 7 identisch mit Baum, Rose, Quelle, die in den vorigen Versen erwähnt sind? Dann sind die Verse 7 und 8 müßig. Meint der Dichter aber damit die unorganische Welt, Stein und Felsen, dann ist erstens der Ausdruck nicht richtig gewählt, und zweitens wären statt eines Abstraktums, wie Götzinger richtig bemerkt, mehrere konkrete Begriffe zu wünschen gewesen, die dem Baum, der Rose gegenüber gestanden hätten. Der Sinn der beiden Verse ist übrigens: Das Seelenlose wurde beseelt durch den Wiederhall meines Lebens; es erschien mir beseelt, indem es meine Empfindungen wiederhallte, indem ich meine Gefühle darauf übertrug. Vergl. in Schlegel's Pygmalion die Strophe:

Seine Seele, die Erwidrung heischet,
Leihet der Geliebten, was sie fühlt,
Gern vom eignen Widerschein getäuschet,
Der um jene Jugendfülle spielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er sich so innig zu verweben,
Daß sein Herz, von Lieb und Lust bewegt,
Wie in beider Busen schlägt.

In den Versen, die Schiller früher einer jungen Freundin ins Stammbuch schrieb (s. Thl. I, S. 365 f.) spricht sich dieselbe Idee aus, so wie es auch in den Künstlern heißt, daß der Mensch den

Sphären s e i n e Harmonie geliehen. Ausführlicher ist diese Betrachtung der Natur in einem Briefe entwickelt, den er 1789 schrieb: „Nie habe ich es noch so sehr empfunden (heißt es darin unter Anderm), wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet — wie wenig sie doch für sich selbst zu geben im Stande ist, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur; die Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Wiederschein der innern Anmuth in der Seele ihres Beschauers, und großmüthig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserm eigenen Bilde überrascht."

6. Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg!
Wie wenig ach! hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!

Ich finde, daß man in Vers 2 „kreisend" allgemein im Sinne von parturiens, g e b ä h r e n w o l l e n d, genommen hat (so Götzinger, Willmann u. A.). Daß parturire, zu Deutsch k r e i ß e n und nicht k r e i s e n heißt, läßt sich nicht als Grund dagegen geltend machen, da in den ältern Ausgaben fast durchweg das Letztere statt des Erstern steht. Allein es würde doch offenbar eine irrige Verbindung von Begriffen sein, wenn ich sagen wollte e i n k r e i ß e n d e s A l l; die Dichterbrust ist kreißend, nicht das All. Wollen wir demnach dem Dichter nicht diesen Fehler beimessen, so müssen wir „ein kreisend All" als ein in kreisender Bewegung befindliches denken, welches durch den stürmischen, trüben Schöpfungsdrang der jugendlichen Dichterbrust noch in ungeregelten Bahnen umgetrieben wird. — In Vers 4 könnte man in „Wort" eine Andeutung der redenden Künste, in „Bild" eine Bezeichnung der bildenden und in „Schall" eine

Hinweisung auf die Tonkunst sehen wollen. Doch scheint mir das Gedankenverhältniß ein anderes zu sein. „In That und Wort" fasse ich als Bezeichnung einer einflußreichen, kräftigen Wirksamkeit im Leben durch Handlungen und Worte, durch Schaffen und Lehren; die letztere Vershälfte allein beziehe ich auf die künstlerische Produktivität und sehe in „Bild" eine Andeutung der bildenden, in „Schall" eine Andeutung der redenden Künste und der Tonkunst. Man könnte einwenden, das Gedicht habe, wie der Dichter selbst eingestanden hat, eine sehr individuelle Beziehung; daß Schiller aber in seiner Jugend großen Trieb zur bildenden Kunst in sich gefühlt habe, sei nicht bekannt; und so sei vielleicht der Ausdruck „Bild" von dichterischen Darstellungen zu verstehen. Indeß läßt das Verhältniß der Begriffe That und Wort, die sich gegenüber stehen, auf ein ähnliches von Bild und Schall schließen, während noch, bei der letztern Annahme, der Schall, als Bezeichnung der zunächst das Ohr in Anspruch nehmenden Künste, auch die redenden, mithin auch Dichtkunst und dichterische Bilder umfaßt. — Die zweite Strophenhälfte erinnert an das Distichon Erwartung und Erfüllung:

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

Die „Welt" in Vers 5 ist die Welt der Schöpfungen, die in des Dichters Brust schon in der Anlage lebten, ehe er sie zu Tage förderte, wie eine Blume in allen wesentlichen Theilen schon in der Knospe vorhanden ist, ehe diese sich entfaltet. „Wie wenig ach! hat sich entfaltet," wird demnach von Götzinger richtig interpretirt: „Was ich als Dichter groß und unendlich in mir fühlte, wie klein kam es heraus, als ich ihm Form gegeben hatte, und es nun als Kunstwerk da stand! Nicht davon spricht er, daß die äußere Welt vor seinem Blicke verschrumpft wäre, sondern davon, daß die bildende Kraft in ihm des im Busen Lebenden nicht mächtig werden

konnte, um es eben so großartig und lebendig darzustellen, als er es gedacht und gefühlt hatte.

7. Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwillt;
Es werfen Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn;
Er aber stürzt mit stolzen Masten
Sich rauschend in den Ocean:

8. So sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Ein reißend bergab rollend Rad,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Pfad.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhub ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Die erste dieser beiden Strophen hat der Dichter in der zweiten Ausgabe ganz weggelassen. So sehr es zu bedauern ist, daß sie gestrichen werden mußte, da sie für sich zu den schönsten lyrischen Stellen gehört, die Schiller gedichtet hat, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sie sich vor einer unbefangenen Prüfung nicht behaupten konnte. Die Vergleichung ist, nach Jean Paul's richtiger Bemerkung, unpassend, indem das ungeschwächte Fortströmen des Flusses bis zu seiner Mündung dem frühen Verschwinden der Jugend-Ideale widerspricht. — Die vier ersten Verse der achten Strophe änderte Schiller auf folgende Art:

Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!

Zur Tilgung des Verses „Ein reißend bergab rollend Rad“ bewog den Dichter wohl eine Bemerkung Humboldt's, der diesen Vers etwas hart fand.

9. Wie leicht ward er dahin getragen!
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Humboldt hebt diese Strophe als eine besonders wohlgelungene hervor. Ursprünglich stand in Vers 5 „die Minne mit dem süßen Lohne.“ Humboldt bemerkte gegen dieses Wort: „Statt Minne hätte ich Liebe gewählt; das erstere scheint mir mehr spielend als ernst, und dem Geiste dieses Stückes weniger angemessen.“ — V. 7 ist eine der wenigen Stellen in Schiller's Gedichten, wo er des Nachruhms als eines Leitsterns seines Lebens gedenkt.

10. Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich;
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

11. Des Ruhmes Dunstgestalt berührte
Die Weisheit, da verschwand der Trug.
Der Liebe süßen Traum entführte
Ach! allzuschnell der Hore Flug.
Und immer stiller ward's und immer
Verlass'ner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Die erste Hälfte der zehnten Strophe gehört zu den Stellen, welche Humboldt zu der Behauptung berechtigten, daß in diesem Stücke nicht die Gedrängtheit herrsche, die er bei Schillern gewohnt sei. — „Des Wissens Durst blieb ungestillt" zeigt, wie der letzte Vers in Strophe 9 zu verstehen ist: Er hatte die Wahrheit nicht etwa in vollem Glanze geschaut, er hatte nur fest gehofft sie in Sonnenklarheit zu schauen. Die vier ersten Verse der eilften Strophe erhielten später folgende Gestalt:

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht,
Ach! allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.

Daß die Hoffnung eine der treuesten Begleiterinnen des Menschen auf dem Lebenswege sei, spricht Schiller noch stärker in dem Gedichte Hoffnung aus:

Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben;
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben.

Im vorliegenden Stücke stellt der Dichter den Trost, den sie im spätern Alter bietet, absichtlich geringer dar, um den Werth der in den nächsten Strophen erwähnten zwei treuesten Lebensgefährtinnen desto mehr hervorzuheben:

12. Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

13. Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Bei Strophe 12 dachte der Dichter gewiß nicht bloß der zur edelsten Freundschaft verklärten Liebe, die er bei seiner Gattin fand, sondern auch der treuen, achtungsvollen Zuneigung, die ihm Männer wie Körner, Goethe und Humboldt zollten. — Vergl. zu dieser Strophe, was Tiedge von der Freundschaft singt:

Im Erdenthal ist Alles, Alles nichtig,
Die Zeit und das, was ihrer Saat entreift.
Die Liebe selbst, das Rosenkind, ist flüchtig,
So wie die Luft, die hin durch ihre Myrte streift.
Was Freundschaft thut und spricht, bleibt unvergessen;
Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben träuft;
Schön, wie Unsterblichkeit, geht sie durch die Cypressen,
Sie läutert jedes Herz, das ihre Glut ergreift.

Zu Strophe 13 Vers 3 bemerkt Humboldt: „Für Beschäftigung hätte ich ein anderes Wort gewünscht. Ist es nicht zu prosaisch und schon Thätigkeit lebendiger und mehr poetisch?“ Er nimmt aber selbst seinen Tadel halb zurück, indem er hinzusetzt: „Freilich drückt das erstere Ihren Gedanken passender aus.“ — Dann stehe hier auch noch sein Urtheil über den Schluß des Gedichtes: „Die beiden letzten Strophen, und vorzüglich die letzte, schildern auf eine überaus eigenthümliche Weise Ihr Leben und Ihre Individualität, diese fortwährende Geistesthätigkeit, die keiner Schwierigkeit erliegt, nie ermüdet, wie langsam auch der Fortschritt sei, und endlich immer zum Ziele gelangt.“ Einstimmend sagt Goethe über unsern Dichter:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Schiller spricht sich selbst über die stille Geschäftigkeit des wahrhaften gereiften Kunstgenies, im Gegensatze zu dem stürmischen Treiben eines jugendlichen Dilettantismus (in der Abhandlung über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen) so aus; „In des Jünglings Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt (vergl. oben ein kreisend All). Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche — und wie gefällt er sich nicht in seinen Geburten! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem Jünglinge, so wird zwar Anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu neuen Versuchen ermuntern. Er behorcht, wenn er zum Dichter geboren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohl bekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt.“ — Ver-

gleiche die Schlußverse, in denen die Zeit als unsere Gläubigerin dargestellt wird, die uns Minuten, Tage, Jahre zumißt, und bei der wir immer tiefer in Schulden gerathen, wenn wir nicht durch nützliches Wirken ihre Gaben kompensiren, und so auch wieder Minuten, Tage und Jahre von unsrer Schuldenliste streichen. — Auf eine etwas verschiedene Auffassung des Ausdruckes „Schuld der Zeiten" weist der Schluß der Abhandlung über das Studium der Universalgeschichte hin. „Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Wer könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm erregte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann?" Dieß geschieht, indem wir Minuten, Tage, Jahre zu nützlichem Wirken verwenden.

Das Gedicht machte auf Schiller's Freunde einen sehr verschiedenen Eindruck. Goethe wurde lebhaft davon ergriffen und stellte es unter den bis dahin gedichteten lyrischen Stücken von Schiller fast oben an. Humboldt war nicht dadurch befriedigt. In einem Briefe (vom 31. August 1795) an Schiller äußert er sich so darüber: „Die Ideale tragen das Gepräge der Stimmung an sich, in der sie, wie Sie mir schreiben, entstanden. Eine Wehmuth, die sich in Ruhe aufgelöst hat, ist über das Ganze verbreitet, und die glänzenden und lebendigen Gestalten, welche die erste Hälfte aufstellt, thun eine sehr gute Wirkung. Auch sind einzelne Stellen überaus glücklich. Dennoch hat dieß Gedicht, ich weiß noch selbst nicht warum, nicht ganz den Effekt auf mich gemacht, als Ihre übrigen Stücke. Ich bin es einzeln und sehr genau durchgegangen, und wüßte nichts, was ich, unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, tadeln könnte. Auch die strengste Kritik muß gewiß gestehen, daß

es ein sehr schönes Gedicht ist, und eben dies auch sagt mir mein Gefühl. Nur vermisse ich die gedrängte Fülle, den Schwung, den raschen Gang, mit Einem Wort den eigenthümlichen Charakter, an dem ich, auch unter lauter Musterwerken, doch Ihre Arbeit leicht erkennen würde. Freilich rührt dies wohl von dem Gegenstande selbst her, und in so fern dies ganz der Fall ist, entspringt der Eindruck, den es auf mich machte, aus einer einseitigen Beurtheilung. Nur ob jene Vorzüge nicht auch mit diesem Stoffe zu vereinen waren, darüber bin ich zweifelhaft, und nur auf diese Möglichkeit gründet sich meine Kritik. Wie es da ist, scheint mir die Wirkung weniger auf seinen dichterischen Vorzügen, als auf dem Interesse zu beruhen, welches eine so menschliche und das Gefühl so stark ergreifende Stimmung nothwendig mit sich führt. Es hat unläugbar, wie auch der Eindruck auf Goethe beweist, etwas sehr Rührendes; ich zweifle nur, ob dies Rührende nicht auf eine zu überwiegende Weise aus dem Stoff, und weniger aus der Form entspringt. Es hat einen so nahen Bezug auf Sie, die Empfindung ist so schön und natürlich, der Ausdruck so wahr, daß meinem Herzen kein anderes Stück Ihrer Hand eigentlich so werth ist. Auch unterscheidet es sich dadurch gar sehr von Ihren übrigen. Ueberall ist das Gefühl so viel sichtbarer, als die Phantasie. Nur ob dieser Eindruck ganz rein ist, ob das Gefühl, so wie es der Kunst eigen ist, durch die reine Form, oder auf einem unmittelbaren Wege zugleich rege gemacht wird? Das ist die Frage, und wenn meine Kritik irgend gegründet ist, so glaube ich, muß es hierin liegen. Ueber keines Ihrer Gedichte ist mir das Urtheil so schwer geworden, und doch, wie ich selbst fühle, so mißrathen. Ich stehe in einem Streite mit mir selbst; aber ich wollte Ihnen den Eindruck auf mich doch wenigstens historisch erzählen; wenn ich auch nicht davon Rechenschaft zu geben wußte.“ —

Auf diese Bemerkungen erwiederte Schiller: „Was Sie über die Ideale urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr

wahr, aber es wundert mich, daß Sie es mir als Fehler anrechnen. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle sein würde. Auch kenne ich unter Altem und Neuem aus diesem Genre nichts, dem Sie nicht eben diesen Vorwurf machen könnten. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich, und hat immer etwas Erschlaffendes; denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt ist dieses Gedicht mehr als ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzes, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß; es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art, vom innern Ueberfluß getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlechte nach, nicht Anspruch. Indessen begreife ich wohl, daß es auf Sie diese Wirkung haben mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das Energische und den Gedanken, als auf das Rührende geht; nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieser Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung selbst finden würden. Von Körner begreife ich nicht recht, daß ihm entgangen ist, warum ich dieses Gedicht matt schließe. Es ist das treue Bild des menschlichen Lebens. Mit diesem Gefühl der ruhigen Einschränkung wollte ich meinen Leser entlassen. — Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, diesem Gedicht mehr eine materielle, als formelle Kraft zuzugestehen, so ist doch etwas darin, was es dichterischer macht als alle übrigen. Vielleicht und vermuthlich aus demselben Grunde, woraus wir beide erklären, daß die Frauenform der Schönheit näher kommt, als die männliche, weil ceteris paribus, das materielle und passive Element der Schönheit vorzugsweise ihr eigen ist, und man die Auflösung weniger, als die anspannende Thätigkeit dabei missen könnte."

Eins der härtesten Urtheile, die über die Ideale gefällt wor-

den sind, ist wohl das von Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik (kurze Nachschrift oder Nachlese der Misericordias-Vorlesung über Schiller): „Schiller ist der poetische Gott und der Gottläugner zweier Parteien, also zugleich vergöttert und verläugnet. Für die Mittelmärker oder Deutschbritten sind Schiller'sche Gedichte, wie die Frauenwürde, die Freude, die Ideale hohe lyrische; denn sie stellen nicht die bloße Empfindung, sondern die Betrachtungen über dieselbe in guten Bildern dar, z. B. die Ideale. In der ersten Strophe geht die goldene Zeit des Lebens ins Meer der Ewigkeit, d. h. die Zeit der Ideale — dann heißen sie „heitere Sonnen, die erhellten." — Sogleich heißen die Ideale wieder Ideale, die zerronnen und sonst das trunkene Herz geschwellt. — Sogleich heißen sie eine schöne, aber erstarrte Frucht. — Sogleich Träume, aus denen der rauhe Arm der Gegenwart weckt. Sogleich wird die Gegenwart zu umlagernden Schranken. — Sogleich heißt das Ideale eine Schöpfung der Gedanken und ein schöner Flor der Dichtkunst. Am fehlerhaftesten ist die dritte und vierte Strophe, worin die vorigen Ideale darin bestanden, daß er, wie Pygmalion seine Bildsäule, so die todte Säule der Natur durch sein Umarmen zum Leben brachte, welches sie aber jetzt entweder wieder verloren oder nur vorgespiegelt. Das Folgende beschreibt bestimmter. Doch widerspricht das schöne Gleichniß vom Strom aus stillem Quell, der sich mit stolzen Masten in den Ocean stürzt, dem Untergange der Jugend-Ideale. Auch der Schluß tröstet mit seiner Anweisung an Freundschaft und Thätigkeit nur karg und unpoetisch. Die erste bildliche Hälfte seines Gedichtes konnte er so weit fortbauen und dehnen, als die Wirklichkeit Glanzgegenstände reicht, durch deren Erbleichung er den Untergang der Ideale ausdrückt; er hätte z. B. noch sagen sollen: Die festen Gebirge der Ferne schwimmen nun in der Nähe nur als Gewölke, in meinem Himmel — ferner: Die durchsichtigen Glanzperlen hat der Essig, die Feuer-Diamanten die Gluth des Lebens aufgelöset — ferner:

gesenkt stehen die Sonnenblumen meines Jugendtages jetzt in der kalten Mitternacht und können sich nach der vertieften Sonne nicht wenden — ferner: in der irdischen Nacht stand meine Zauberlaterne, aber ihr Licht und ihre Gestalten sind nun ausgelöscht — oder: einst schimmerte mir oben ein Wunderstern, welcher auf den neugebornen Heiland mit seinen Strahlen zeigte, aber er ist untergegangen, und nur die gemeinen Sterne der Zeit bleiben am Himmel."

Fassen wir schließlich kurz die wichtigsten Ausstellungen zusammen, so erklären sich erstens die von Humboldt ausgesprochenen Bedenken, wie Hoffmeister so klar entwickelt hat, aus dem Widerstreit des Inhaltes und der Form in diesem Gedichte. Humboldt sowohl als Schiller waren in der Theorie befangen, der Dichter müsse sich vor der Darstellung individueller Zustände hüten, er müsse alle Erlebnisse, alle Empfindungen zu einer solchen Allgemeinheit hinaufläutern, daß der Antheil des Individuums darin nicht mehr zu erkennen sei. Dieser Theorie zufolge konnten sie sich mit einem Gedichte, welches von so individuellen, subjektiven Zuständen wie das vorliegende, ausging, unmöglich ganz begnügen. Nichts destoweniger muß Humboldt sich gestehen, daß es ein sehr schönes Gedicht sei, ja, Schiller geht so weit, seiner eignen Theorie zum Trotze, zu behaupten, daß sich doch etwas darin befinde, was es dichterischer mache, als alle seine übrigen Gedichte. So wenig vermochte sein System das bessere Gefühl in ihm zu ersticken. In Jean Paul's Tadel, wegen Häufung ungleichartiger Bilder, mußten wir schon bei früheren Gedichten mehrmals einstimmen. Schiller mochte nachher auch wohl selbst diesen durch fast alle seine Jugendgedichte hindurchgehenden Fehler, der aus einer zu ungestüm schaffenden Phantasie entsprang, erkennen; und die Verkürzungen und Veränderungen, die das Gedicht von des Dichters Hand erfahren, erklären sich aus dieser erst spät gewonnenen Einsicht.

Das verschleierte Bild zu Sais.

1795.

Nicht minder, als das vorhergehende Gedicht, wenn gleich in anderer Weise, frappirt diese Parabel unter den damaligen poetischen Produktionen Schiller's. Sie muß ungefähr zu gleicher Zeit mit den Idealen entstanden sein; denn in demselben Briefe vom 31. August, worin Humboldt die Ideale bespricht, findet sich folgende Stelle, die ohne Zweifel sich auf unser Gedicht bezieht: „Heliopolis hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich begreife nicht, wie Herder den Sinn so mißverstehen konnte. Für mich liegt eine große und wichtige Wahrheit darin. Die Erfindung paßt sehr gut dazu, und die Erzählung ist sehr poetisch. Hätten Sie ihr, ohne zu großen Aufwand von Zeit und Mühe, noch den Reiz des Reimes (die Verse sind reimlos) geben können, so hätte ich es freilich noch vorgezogen. Indeß dient selbst dies zur Mannigfaltigkeit, die jetzt dem Gehalt und der Form nach unter Ihren Beiträgen (zum Musen-Almanach und zu den Horen) sehr groß ist." Dann wird das Gedicht weiter in einem Briefe Schiller's an Humboldt vom 7. September unter der Bezeichnung „Das verschleierte Bild" mit der Bemerkung erwähnt, daß er es bereits für das neunte Stück der Horen abgesandt habe. Hier finden wir denn auch das Gedicht in einer mit der jetzigen ganz gleichlautenden Gestalt.

Hinsichtlich der äußern Form unterscheidet es sich von den übrigen Stücken der Gedichtsammlung dadurch, daß es in reimfreien Jamben gedichtet ist. Man fühlt bei der Lektüre sogleich, daß diese Wahl des jambischen Fünffüßlers, des Verses der deutschen Tragödie, ein sehr glücklicher Griff war; der Dichter gewann dadurch eine freiere epische Bewegung und die Möglichkeit eines leben-

digern Wechsels von Erzählung und Dialog. Das Gedicht spricht uns wie eine jener ins Epische hinüberspielenden längern Reden des Dramas an, in deren Klasse die Botenerzählungen des antiken Dramas gehören, und könnte etwa an Lessing's Parabel von den drei Ringen in Nathan dem Weisen erinnern. Wenn der Dichter sich aber in kleineren Stücken den Reim und eine regelmäßige strophische Eintheilung erläßt, so kann man verlangen, daß er uns durch Formschönheiten anderer Art entschädige. Dies that unser Dichter wirklich, indem er namentlich in den Satzbau sehr viel Ausdruck und Mannigfaltigkeit brachte und die Verse durch Wohllaut und häufig wechselnde Cäsur hob, so daß sich das Gedicht zu einem Deklamationsstücke vortrefflich eignet.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Aegypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht Alles habe," sprach der Jüngling,
„Gibt's etwa hier ein Weniger oder Mehr?
Ist deine Wahrheit wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und Alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."

Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotonde still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?" —

„Die Wahrheit", ist die Antwort. — „Wie?" ruft Jener,
„Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?"

„Das mache mit der Gottheit aus," versetzt
Der Hierophant. „Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen, verbotnen früher hebt,
Der", spricht die Gottheit — „Nun?" — „Der *sieht* die Wahrheit." —
„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?" —
„Ich? wahrlich nicht! und war auch nie dazu
Versucht." — „Das fass' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte" —
„Und ein Gesetz," fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen."

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause.
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager,
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Inn're der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Widerhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme,
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sagt des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe. —
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf!
Er ruft's mit lauter Stimm': „Ich will sie schauen!“
Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun,“ fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?“
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem,“ dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.“

Sais (V. 2) war im Alterthum die wichtigste Stadt Unterägyptens, seit Psammetich Residenz. Das Mysterienwesen hatten die Griechen wahrscheinlich von den Aegyptiern überkommen. Worin die „geheime Weisheit“ der Priester (V. 3) bestanden habe, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen; vermuthlich waren es aufgeklärtere Religions- und Sittlichkeitslehren, Aufschlüsse über das jenseitige Leben, über Unsterblichkeit der Seele u. s. w. Die Einzuweihenden wurden erst allmählig, stufenweise mit den Geheimnissen bekannt ge-

macht, in dem Maße, wie sie sich der Weisheit würdiger erwiesen; sie mußten „Grade durchlaufen" (V. 4). „Hierophant" (V. 6) heißt der Interpret der heiligen Mysterien, der Vorsteher der Eleusinen und überhaupt der Oberpriester bei Gottesdiensten. — Das Doppelbild in Vers 14—17 ist sehr gerühmt worden. Vielleicht möchte aber nur der eine Theil das Lob ganz verdienen. Eine Harmonie wird durch das Wegnehmen eines Tons zerstört, in geringerem Maße gilt dies vom Regenbogen. Treffender ließe sich wohl das letztere Bild wenden, wenn man, mit Beziehung auf die Newton'sche Farbenlehre, sagte: Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen, so läßt sich daraus nicht mehr das reine weiße Licht gewinnen. Allein diese Worte hätten sich nicht dem hellenischen Jünglinge in den Mund legen lassen. — „Rotonde" (V. 19) Rundgebäude. — V. 50—58 ist eine Stelle, die den Meister in Schilderung romantischer Lagen und Empfindungen zeigt; jeder Zug gibt der Phantasie einen neuen kräftigen Anstoß; zugleich ist eine schöne Steigerung beobachtet, und wie der ganze Eindruck, den die Todtenstille des Ortes, die schauerlich widerhallenden Tritte, das gespenstisch bleiche Mondlicht machen, sich auf die weißverschleierte Riesenbildsäule, die aus dem dunkeln Gewölbe hervorschimmert, concentrirt; so bildet auch den Culminationspunkt des ganzen Satzgefüges der mystisch unbestimmte Ausdruck *die Gestalt*.

Fragen wir nach der *Bedeutung* des Gedichtes, das Manchem in sehr räthselhaftem Lichte erschienen ist, so haben wir die Antwort in den beiden Schlußversen zu suchen. Götzinger interpretirt richtig den vorletzten Vers: „Weh dem, der zu der Wahrheit durch *Schuld* zu gelangen *sucht*! Nicht der Besitz der Wahrheit, nicht die erlangte höhere Erkenntniß macht den Jüngling unglücklich, sondern der *Weg*, den er darnach einschlug; was er auf diesem Wege erfahren mochte, konnte nichts Erfreuliches sein." Schiller's Gedicht veranschaulicht also dieselbe Wahrheit, die der Volksglaube in der Sage von *Faust* und die heilige Schrift in

der Erzählung vom Baume der Erkenntniß versinnlicht haben, die ja auch beide aus einem zügellosen, hochmüthigen sündigen Streben nach Einsicht Elend und Verderben über den Menschen kommen lassen.

Götzinger weis't nach, daß unser Dichter die Idee von einem verschleierten Bilde aus Plutarch entlehnt habe. In seiner Schrift über Isis und Osiris heißt eine Stelle: „Das Heiligthum der Minerva in Sais (welche von Einigen für die Isis gehalten wird) hatte folgende Inschrift: Ich bin das All, das gewesen ist, das ist und das sein wird; noch nie hat ein Sterblicher meinen Schleier aufgedeckt."

Ilias.

Wie das nächstvorher besprochene Gedicht, so ist auch dieses Epigramm schon in metrischer Hinsicht bemerkenswerth, insofern darin statt der gewöhnlichen Distichen einmal eine Verbindung des Hexameters mit dem abgekürzten daktylischen Tetrameter angewandt worden, was außerdem nur noch in der schönsten Erscheinung der Fall ist. — Humboldt gedenkt dieses Epigramms in seinem schon erwähnten Briefe vom 31. August mit den Worten: „In der Ilias ist ein großer, und sogar historisch wahrer Gedanke sehr glücklich ausgedrückt." Veröffentlicht wurde es zuerst im neunten Stück der Horen 1795, und zwar in seiner gegenwärtigen Form:

Immer zerreißet den Kranz des Homer, und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur, und die Züge der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur.

„Zerreißet den Kranz", nämlich um ihn an mehrere Dichter zu vertheilen. Schon im Alterthum schrieben einige Gelehrten die Ilias

und Odyssee verschiedenen Verfassern zu und wurden deßwegen Chorizonten, d. h. die Trennenden genannt. Mit sehr triftigen Gründen belegte Fr. A. Wolf in seinen Prolegomenen zum Homer die Behauptung, daß weder die ganze Ilias, noch die ganze Odyssee Einen Verfasser habe, sondern jede aus der Zusammensetzung mehrerer sich einander fortsetzenden Gedichte entstanden sei, die sich durch Rhapsoden erhielten, bis die Pisistratiden das Ganze sammeln und ordnen ließen. — Daß diese große Frage, welche die letztverflossenen Decennien lebhaft beschäftigte, auch unsern Dichter nicht unberührt gelassen habe läßt sich denken, und dieser Anregung verdanken wir ein ernstes Epigramm, das obige, und mehrere scherzende Xenien. Dem Scharfsinn, womit Wolf seine Behauptung begründete, konnte Schiller seinen Beifall nicht versagen; dennoch sträubte sich sein Gefühl gegen diese Ansicht, wie denn auch überhaupt jenes Zerpflücken und Vertheilen des ewigstrahlenden homerischen Dichterkranzes dem Dichter- und Jugendgefühl zuwider sein mußte. Vergleiche Goethe's Gedicht Homer wieder Homer.

Der von Humboldt als „historisch wahr" bezeichnete Gedanke ist im zweiten Verspaare ausgedruckt. Die Ilias gehört, wie unsere Nibelungen, zur Volkspoesie. Die Volkspoesie aber ist in gewisser Hinsicht Naturpoesie; sie entwickelt sich, wie Vilmar treffend sie charakterisirt, aus dem dichterischen Vermögen, welches nicht einem Einzelnen, sondern einem ganzen Volke als köstliche Naturgabe verliehen ist, unbewußt und mit innerer Nothwendigkeit, ganz der Sprache selbst gleich, die bis auf einen gewissen Grad mit der Poesie geradehin zusammenfällt, wogegen die Kunstpoesie das Resultat der Betrachtung, des Sinnens, der Arbeit des einzelnen Dichters, nicht das Leben selbst, sondern der Widerschein des Lebens in dem Seelenspiegel des Individuums ist.

Das Kind in der Wiege.

1795.

Mit dem vorigen und dem nächstfolgenden Epigramm derselben Zeit angehörig, und mit ihnen zusammen in Humboldt's mehrfach angezogenen Briefe vom 31. August 1795 erwähnt, wo das „Wiegenlied" als „ein sehr schönes Epigramm im griechischen Sinne" charakterisirt wird.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Zur Erläuterung des vorliegenden und des folgenden Gedichts weis't Hoffmeister auf eine Stelle des Aufsatzes über naive und sentimentalische Dichtung hin, worin es heißt: „Besonders stark äußert sich die Empfindsamkeit für Natur auf Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engen Verbindung mit uns stehen und uns den Rückblick auf uns selbst und die Unnatur in uns näher legen wie z. B. bei Kindern und kindlichen Völkern. Nicht etwa, weil wir von der Höhe unserer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der Beschränktheit unsres Zustandes, welche von der Bestimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der grenzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinaufsehen, gerathen wir in Rührung. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deßwegen ein heiliger Gegenstand sein, ein Gegenstand, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet."

In dem obigen Distichon klingt indeß dieser hier so schön entwickelte Gedanke nur dunkel an. Es stand, wie das folgende Gedicht, zuerst im Musen-Almanach für das Jahr 1796.

Der spielende Knabe.

1795.

Spiele, Kind, in der Mutter Schooß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht.
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld; noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele, bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth.

Das sorgenlose Dasein des Kindes und seine freie, durch keine Pflicht beschränkte Thätigkeit werden in Kontrast gestellt mit dem kummer- und arbeitvollen Leben des Mannes. Der Dichter hätte vielleicht besser ein Kind gewählt, das nicht mehr „auf der Mutter Schooß“ spielt; aber er opferte wohl nicht gerne das schöne Bild der Mutter, die es über „dem Abgrund, dem fluthenden Grab“ des mühereichen, gramvollen Lebens hält. Sehr treffend wird in den drei letzten Distichen das Spiel, im Gegensatz zur Arbeit, charakterisirt. Die Thätigkeit ist Spiel, wenn sie aus keinem andern Bedürfniß, als dem der Thätigkeit hervorgeht, wenn nicht ein Mangel, sondern das frohe Gefühl der Kraft ihre Triebfeder ist; also Spiel ist eine freie Bewegung, die sich selbst Zweck und Mittel ist. In ähnlichen Zügen, wie die obige, schildert Schiller in den ästhetischen

Briefen (Br. 27) das Analogon menschlicher Spielthätigkeit, welches die Natur schon in das dunkle thierische Leben gestreut hat: „Wenn den Löwen kein Hunger nagt und kein Raubthier zum Kampfe herausfordert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand genießt sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Das Thier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist; es spielt, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt."

Der philosophische Egoist.

1795.

Schiller erwähnt des Gedichtes in einem Briefe an Humboldt vom 7. September 1795 als eines für die Horen bereits abgesandten. Es erschien im neunten Stücke derselben in folgender, von der jetzigen in einigen Versen abweichenden Gestalt:

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Hast du eine Mutter gesehn, wenn sie Schlummer dem Kinde
Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für das Sorglose sorgt,
Nährt mit ihrem eigenen Leben die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald Mutter,
Jetzt empfänget, jetzt gibt, nur durch Bedürfniß besteht?

Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund?
Willst, du Armer, stehen allein und allein durch sich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

Die Verse 5 bis 7 lauten jetzt:

Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme u. s. w.

Statt der falschen Interpunktion im vorletzten Verse: „Willst du, Armer, stehen 2c.", wie es in den Ausgaben von Schiller's Gedichten heißt, ist die obige aus den Horen wiederherzustellen.

In diesem und den beiden vorhergehenden Gedichtchen (so wie in dem Epigramm „Der Vater" aus dem folgenden Jahre) klingt das Vaterglück unsers Dichters an, der seit dem 14. September 1793 seinen erstgebornen Sohn Karl hoffnungsreich heranblühen sah. „Es war ein erhebender Anblick," erzählt sein Jugendfreund Conz, „den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgebornen, seinem Goldsohn, seinem Herzenskarl, wie er ihn nannte, zu beobachten." Aber wie alle seine individuellen Empfindungen, so knüpfte er selbst diese an allgemeine, hohe Ideen an. In Beziehung auf das vorliegende Gedicht ist zu bemerken, daß die Kantische Philosophie durch die starre Entgegensetzung der beiden Principien, die auf den Menschen wirken, einen Egoismus eigener Art hervorgerufen hatte. Indem sie lehrte, daß der sinnliche Trieb, die Neigung, die Forderungen der Natur die ewigen innern Feinde der Moralität und unaufhörlich geschäftig seien, den Willen in ihr Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen stehe: verdächtigte sie selbst Empfindungen und Affekte, die der edlere Mensch ohne Erröthen sich gestehen darf, und verleitete Viele, statt nach einer Aussöhnung der beiden streitenden Principien zu streben, den Triumph des göttlichen Theils auf die Unterdrückung

des sinnlichen zu gründen, und die Bande, die sie an die Natur knüpften, möglichst zu verringern oder aufzulösen. Die Folgen der kritischen Moralphilosophie bekämpfte nun Schiller sowohl in seinen philosophischen Aufsätzen, als in Gedichten. „Nimmer," sagt er in der Abhandlung über Anmuth und Würde, „kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte, nie die **mitwirkende** Partei, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumphe hergeben, der über sie selbst gefeiert wird." Statt solcher Gründe hält er im vorliegenden Gedichte jenen Egoisten das in rührenden Zügen entworfene heilige Bild der sich für ihren Säugling aufopfernden Mutter vor, und geht nur ganz am Schlusse zu dialektischer Bekämpfung des Gegners über.

Unsterblichkeit.

1795.

Mit dem vorigen zugleich in den Horen 1795 (St. 9) veröffentlicht.

Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

Wünschest du Unsterblichkeit, sagt unser Epigramm so identificire dich mit dem Ganzen; versenke das Gefühl für deine Individualität immer mehr in die Theilnahme am Ganzen. Je mehr dir dieses gelingt, desto gleichgültiger wirst du für persönliche Fortdauer, da ja das große Ganze, welches deine Wünsche, deine Bestrebungen in sich aufgenommen hat, dich, den Einzelnen, überlebt. In gleichem Sinne räth Schiller in der akademischen Antrittsrede, „an der un=

vergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen", und jene „wahre Unsterblichkeit, wo die That lebt und weiter eilt", zu erstreben. Schiller sah, wie Hoffmeister (Theil II, S. 333) ausführlicher entwickelt, die Idee der Unsterblichkeit als einen bloßen Beruhigungsgrund für unsern Trieb nach Fortdauer, also nur für unsere Sinnlichkeit, an. Allein wenn er auch als Philosoph bei der strengen Durchführung der Kant'schen Theorie des Erhabenen die Idee einer persönlichen Fortdauer ganz bei Seite liegen ließ, so scheint sich doch sein Gefühl nicht mit diesem Resultat, wenigstens nicht immer, befreundet zu haben. Ich erinnere nur an die Gedichte Thekla und Trost am Grabe.

Weisheit und Klugheit.

1795.

In Schiller's Brief an Humboldt vom 7. September 1795 als für die Horen abgesandt erwähnt, wo es in folgender Form erschien:

> Willst du, Freund, die erhabensten Höhn der Weisheit erfliegen,
> Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
> Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, von welchem du scheidest,
> Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug.

Der dritte Vers lautet jetzt:

> Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückfliegt.

Das Epigramm sagt uns: Die Klugheit des Realisten, die sich nur von einem nüchternen Beobachtungsgeiste und einer festen Anhänglichkeit an das Zeugniß der Sinne leiten läßt, sieht es als wahnsinnige Verwegenheit an, wenn ein idealisch strebender Mensch, von

dem Instinkt seines Genies geführt, neue, ungewohnte Bahnen mit Zuversicht einschlägt. Dem Letztern ruft hier der Dichter eine ähnliche Ermuthigung zu, wie in dem bald folgenden Columbus: „Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen... Traue dem leitenden Gott u. s. w." Hoffmeister nennt dieses Epigramm „die Ueberschrift zu Schiller's eigenem Leben." Auch er steuerte, ein anderer Columbus, einem Ufer zu, dessen Dasein die Klugheit nicht gelten lassen wollte. — In der Gedichtsammlung ist das Epigramm mit Unrecht unter die dem Jahr 1796 angehörigen Votivtafeln gestellt.

Odysseus.

1795.

Im Musen-Almanach 1796 zuerst erschienen und in dem Humboldt-Schiller'schen Briefwechsel erwähnt in einem Briefe Humboldt's vom 11. September 1795, der in den Versen „einen großen und tiefen Sinn" findet, ohne sich näher darüber auszusprechen. Unbegreiflich ist es, wie Hinrichs sagen kann, der Sinn sei einfach der, „daß der Mensch einsam und verlassen in der Irre ist, daß ein freundliches Geschick seine Unternehmungen im Leben begleiten muß, welches sich nicht erzwingen läßt." Damit ist ja nur ein Theil des Gedankens bezeichnet, und die Hauptpointe ist ganz übersehen. Hätte der Dichter die Möglichkeit eines solchen Mißverstehens geahnt, so würde er wohl nicht das Bild so rein hingestellt und einige auf die Anwendung leitende Spuren beigefügt haben. Läßt man indeß das Ganze unbefangen auf sich wirken, so tritt schwerlich einem eine andere Deutung entgegen, als diese: Odysseus, der die Meere durchkreuzt, um seine Heimath zu finden, ist ein Bild des Menschen, der

aus allen Kräften nach beglückenden Verhältnissen ringt. Nachdem er Jahre lang gerungen, gewährt ihm ein günstiges Geschick, ohne sein Zuthun, wie im Schlafe, wonach er so lange gestrebt hat, aber siehe! nun fehlen ihm die innern Bedingungen, seines Glückes froh zu werden, ja sogar die Fähigkeit, es zu erkennen.

Alle Gewässer durchkreuzt Odysseus, die Heimath zu finden;
 Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes,
 Selbst in des Aides Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste,
 Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht;

Die letzte Hälfte des ersten Verses stellte Schiller später so um:

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimat zu finden, Odysseus,

wodurch zugleich ein vollerer Versschluß und eine rundere Konstruktion gewonnen wurde. Vergleiche zum ersten Verse die Anfangsverse der Odyssee:

Sage mir, Muse, vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja zerstöret,
Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat,
Auch im Meere so viel herzkränkende Leiden geduldet,
Strebend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft.

„Scylla und Charybdis“ Klippen und Strudel in der Straße von Messina; s. Odyssee XII, 73 u. ff. Auch Homer schreibt der Scylla Gebell zu:

Drinnen im Fels wohnt Scylla, das fürchterlich bellende Scheusal,
Deren Stimme so hell, wie des neugeborenen Hundes.

Charybdis „schlurft das dunkle Gewässer“.

Dreimal strudelt sie täglich hervor und schlurfet auch dreimal
Fürchterlich!

„Des feindlichen Meers", die Gefahren und Drangsale, die der feindlich gesinnte Poseidon dem Odysseus auf dem Meer bereitete, s. Odyssee V, 290 u. ff. IX, 80 u. ff.; ferner entsteht nahe vor Ithaka ein Sturm durch die Neugierde der Gefährten des Odysseus, die den Zauberschlauch des Aeolus öffnen, X, 45; nachdem sie auf Thrinakria, durch Sturm ausgehungert, die dem Helios geheiligten Rinder geschlachtet, erregt auf dessen Bitte Zeus einen Sturm gegen sie, XII, 405 ff. — „Die Schrecken des Landes" z. B. des Kikonenlandes, wo des Odysseus Heer geschlagen wird, IX, 39 ff., des Lästrygonenlandes, wo eilf Schiffe vertilgt werden, X, 80. — Ueber die Höllenfahrt des Odysseus siehe den eilften Gesang der Odyssee. Zum letzten Verse vergleiche Odyssee XIII. Ein Schiff der Phäaken hat, des Königs Alkinoos Befehl zufolge, den Odysseus nach Ithaka gebracht:

Vers 116.

Jene, vom Schiff aussteigend, dem zierlichen, an das Gestade,
Hoben zuerst den Odysseus hervor aus dem räumigen Meerschiff,
Sammt dem leinenen Teppich und sammt dem gepriesenen Polster;
Ihn dann legeten sie, wie er schlummerte, nieder im Sande.

Vers 187:

.... Da erwachte der Held Odysseus
Schlummernd im Vaterland, und nicht erkannt' er die Heimat,
Schon so lang ihr entfernt, denn ihn hüllt in Nebel die Göttin
Ringsher, Pallas Athene, die Tochter Zeus, um ihn selber
Dort unkennbar zu machen u. s. w.

Vielleicht hätte Schiller auch noch das bei Homer Folgende benutzen können, daß Athene, die Göttin der Weisheit, es war, die den Odysseus später seine Heimat erkennen ließ. Allein dann hätte er wohl irgend ein bedeutendes Wort mit einflechten müssen und das Bild nicht so einfach hinstellen dürfen; „die hohe Simplicität" ist es aber gerade, wegen deren Herder unsern Dichter um den Odysseus beneidenswerth fand.

Die Johanniter.

1795.

Humboldt deutet auf dieses Gedicht in dem zum vorigen Epigramm erwähnten Briefe vom 11. September mit den Worten: „Die Ritter sind ja recht fromm geworden und machen niedliche bunte Reihe gegen das Ende des Almanachs hin mit den (Goethe'schen) Epigrammen." In dem Musen-Almanach für das J. 1796 lautet der Titel: Die Ritter des Spitals zu Jerusalem, und der Text, wie folgt:

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber schöner kleidet euch doch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die ruhmlose Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.

V. 5 heißt in der Gedichtsammlung:

Aber, ein schönerer Schmuck, umgibt euch die Schürze des Wärters,

eine Aenderung, wozu wohl die mangelhafte Cäsur im Anfange des alten Verses Anlaß gab. — Statt „ruhmlose Pflicht" in V. 8 lesen wir jetzt „niedrige Pflicht", vielleicht minder gut, da sich nun der Vokal i zu sehr im Verse häuft.

Hoffmeister stellt dieses Gedichtchen an die Spitze einer kleinen Gruppe kulturhistorischer Epigramme, die jedoch zum Theil dem folgenden Jahre angehören. Wir sehen, wie der Dichter aus den beiden Disciplinen, die ihn während seiner Selbstverständigungs-

Periode beschäftigt hatten, aus der Philosophie und Geschichte, jetzt den Stoff zu seinen Poesien entnimmt, während er selten, wie Goethe, aus dem frischen Born des Lebens schöpfte. War doch auch sein Leben vorzugsweise in der innern Welt, die er um so treuer entwickelte und nährte, je weniger ihm die Außenwelt an Stoff zuführte. In dem vorliegenden Epigramm hat er nur folgende Stelle aus seiner Vorrede zu einer Geschichte des Maltheserordens, nach Vertot von M. N. bearbeitet, in Verse gebracht: „Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und, anstatt sich die siegreiche Stirne mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht; wenn diese Löwen im Gefechte hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbstverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt, wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte, und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speise reicht, und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsere verzärtelten Sinne empören: wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren?" — Demuth und Kraft sind auch die beiden Tugenden, die im Kampf mit dem Drachen, aber im Streit miteinander, hervortreten. — „Akkon" gleichbedeutend mit St. Jean d'Acre oder Ptolemais, bis 1291 Sitz der Johanniter; später wurde es Rhodus.

Der Kaufmann.

1795.

Gleich dem vorhergehenden Epigramm kulturhistorischen Charakters:

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch gehört der Kaufmann, ihr Götter! Er steuert nach Gütern,
Aber, geknüpft an sein Schiff, folget das Gute ihm nach.

Zuerst im Musen-Almanach 1796. Vor der Aufnahme des Stücks in die Sammlung gab der Dichter dem Schlußdistichon folgende Gestalt:

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen,
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Zur Erläuterung der kulturhistorischen Wichtigkeit des Handels geht Schiller zum ältesten Handelsvolk, den Phöniciern, zurück, deren älteste Stadt Sidon war. Angeblich dehnten sie ihre Handelsfahrten bis zu den Zinninseln oder Cassiteriden aus, worunter man die Scillyinseln oder Britannien zu verstehen hat, und an die Nordufer Deutschlands, vielleicht gar zu den Ostseeküsten, um den Bernstein zu holen. Vergl. Goethe's Apologie des Handels in Wilhelm Meisters Lehrjahren (B. 1).

Würde der Frauen.

1795.

Neben den vorher besprochenen kleinern Produktionen, die er einzelnen glücklichen Stunden und Augenblicken mit leichter Mühe abgewinnen mochte, gestaltete sich aber in dieser fruchtbaren Epoche auch wieder eine größere Komposition: die Würde der Frauen. Wie die oben erwähnten Epigramme: der spielende Knabe, das Kind in der Wiege und der philosophische Egoist den glücklichen Vater durchblicken lassen, so fühlt man wohl, daß er in das vorliegende Gedicht das Glück, das er als Gatte genoß, mit tiefbewegtem und dankbarem Herzen ausströmte. Aber wie dort, so sind auch hier, nach Schiller'scher Weise, die individuellen Bezüge ausgelöscht, und die Huldigung ist den Frauen überhaupt dargebracht. — Das Gedicht ist vor dem 7. September 1795 entstanden, da Schiller in einem Briefe dieses Datums an Humboldt seiner mit den Worten gedenkt: „In der Würde der Frauen ändere ich noch die zwei vorletzten Verse der ersten Strophe, die theils ungeschickt, theils für die Exposition des Ganzen zu leer sind."

Es sei mir erlaubt, eine Erläuterung dieses Gedichtes, die ich vor vielen Jahren für ein Kränzchen zur gegenseitigen Erklärung deutscher Klassiker niederschrieb, hier aufzunehmen, wenn sie gleich, der Verschiedenheit des Tons wegen, sich etwas fremdartig unter den Bemerkungen zu den übrigen Gedichten ausnimmt:

„Bei didaktischen Gedichten von der Art des vorliegenden muß, wie mir scheint, der Interpret das Geschäft eines Auslegers im eigentlichen Sinn des Wortes, eines Auseinanderlegers, Entfalters übernehmen. Hier hat er nicht, um das Mißverständniß zu erleichtern, Erläuterungen aus der Geschichte, der Mythologie, der Geographie, der Grammatik u. s. w. zu liefern oder den nach Dichterweise künst-

lich und verschlungen dargestellten Gedanken in einfacherer Sprache wiederzugeben, sondern er muß vor Allem den reichen Inhalt, den fast jeder Satz einschließt, ausbreiten, in seine Theile zerlegen, entfalten und zur Anschauung bringen. Sehr oft ist der Inhalt selbst eines kleinen Satzes außerordentlich mannichfach und umfassend, ja unbegrenzt und unermeßlich; und so dürfte der Interpret nicht hoffen, seinen Gegenstand ganz zu erschöpfen, auch wenn er weit über die einer solchen Erläuterung angemessenen Grenzen hinausgehen wollte. Er wird aber auch schon seiner Pflicht genügen, wenn er den Inhalt in seinen Hauptzügen gibt und dem Leser bei seinem Bestreben, sich die im Gedicht nur massenweise angedeutete Fülle des geistigen Gehalts mehr im Einzelnen zu vergegenwärtigen, zu Hülfe kommt. Und in diesem Sinne mag denn auch die nachstehende Entfaltung des vielgepriesenen Gedichtes „Würde der Frauen“ Entschuldigung finden, wenn sie nicht Alles berührt, was sich bei des Dichters schönen Worten denken läßt.

Ehret die Frauen! Sie durchschlingen unser Leben mit vielen glücklichen Stunden und bereiten unserm Erdendasein manche Freuden höherer, himmlischer Art. Sie, die sich selbst an die Gesetze der Sitte, des Anstandes binden, sie achten sorgsam, daß überall Grazie und Zucht herrschend bleibe, daß Rohheit und Frechheit nicht aufkomme.

Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß Alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leichtverletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie Nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.
(Goethe im Tasso.)

Wenn der Mann eine Richtung des Wirkens und Strebens eingeschlagen hat, so stürzen alle Kräfte seiner Seele in einen Strom

zusammen, der ihn gewaltsam nach dieser Seite fortreißt. Wie leicht treibt ihn da seine ungezügelte Kraft über die Grenzen des Wahren und Rechten hinaus! Wie leicht raubt ihm sein ungeduldiges Streben, das Eigne geltend zu machen, die Fähigkeit zu besonnener, aufrichtiger Prüfung des Fremden! Wie leicht überschätzt er seine Sache, seine Parthei, seinen Beruf, seine Kunst, seine Wissenschaft, sein System!

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft.

Was ihm Ruhe des Urtheils, Konsequenz im Denken erschwert, ist eben die Leidenschaftlichkeit, mit der er Alles umfaßt:

Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.

Mit derselben Leidenschaftlichkeit strebt er stets in die Ferne. Goethe läßt im Tasso die Prinzessin sagen:

— — ihr strebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltsam sein.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchten,
Und wünschen, daß es uns beständig bleibt.

Die nächste Umgebung bietet den Wünschen des Mannes, seinem Wissensdurste nicht genug. Bis zu des Nordpols schiffezermalmenden Eisbergen, bis in den glühenden Sand Libyens treibt ihn sein rastloser Geist.

Gierig greift er in die Ferne.

Ja, die Kenntniß der Mitwelt genügt ihm nicht, bis in der Vorwelt dunkelste Sagenhallen zurück sucht sein forschender Blick zu dringen. Die fernste Anhöhe des gesellschaftlichen Lebens, das Höchste in Rang, Ansehen und Würden liegt seinen Wünschen nicht zu ferne,

Was ist natürlicher, als daß er bei so unbegrenztem Streben selten oder nie volle Befriedigung findet!

Nimmer wird sein Herz gestillt.

Wagt er es ja doch, selbst über Dinge Hypothesen aufzustellen, worüber wir ihrer Natur nach nichts wissen können; wagt er doch über die Zustände ferner Weltkörper zu träumen!

Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber wohl ihm, daß die Natur Empfänglichkeit für den „zauberisch-fesselnden Blick" der Frau in sein Herz gelegt hat! Aus dem ruhelosen Umherschweifen in Entwürfen und Träumen führt ihn die Frau zu behaglichem Genuß der Gegenwart, zu sanftberuhigenden Freuden des Familienvereins zurück. Es ist eine weise Veranstaltung der Natur, daß gerade die Zeit der sprudelnden Jugendkraft, wo den Mann sein Geist ins Unbegrenzte zu führen droht, auch die Zeit der erwachenden Liebe ist, die durch das Band der Ehe den Flüchtling an ein begrenztes Streben bindet:

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke.

Das Bild eines schönen Familienvereins wird ihm eine Mahnung, eine Warnung, auch seine Wünsche, seine Entwürfe, seine Ansprüche zu beschränken, nicht bloß für ganz entfernte, noch sehr zweifelhafte Freuden zu arbeiten, sondern auch, was die Stunde bietet, zu genießen:

Warnend zurück in der Gegenwart Spur.

So ist also die Frau bestimmt, den Mann aus seiner Ueberspannung zu einem natürlichern, einfachern Dasein zurückzuführen. Und in der That eignet sie sich trefflich dazu. Ungleich des Mannes stolzem Trachten, haben sich ihre bescheidenen Wünsche, ihre Bil-

dung, ihre Erziehung auf ein gemäßigteres Glück, auf einen engern Kreis bezogen. Wenn der Mann in seinem idealen Streben nicht selten auf das Bestehende, auf Meinung, Sitte, Religion zu wenig Rücksicht nimmt, so wehrt der Frau ihr sanfteres, schüchternes, schamhaftes Wesen, die Sitte zu verletzen. Und so ist sie der Natur und dem, was Gewohnheit und Brauch geheiligt, näher geblieben:

In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben! Diesen treibt es, den Kampf um Gut und Besitz mitzukämpfen; da begegnet seinem Streben feindlich fremde Eigensucht. Jener drängt sich auf die Bahn des Ruhmes, der Macht; da gilt es den Mitrenner zu überholen, den Glänzenden zu überglänzen, den Listigen zu überlisten. Ein Anderer fühlt von edlem Drange sich ergriffen, die Ideale seines Innern hinaus in die Wirklichkeit zu pflanzen; kühn muß er Hand an das Bestehende legen, das Scheu und Vorurtheil schützend umgeben; da durchkreuzt er feindlich eines Andern Bahn, der verschiedene entgegengesetzte Ideen zu verwirklichen trachtet:

Feindlich ist des Mannes Streben;
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben
Ohne Rast und Aufenthalt.

Und wie Manchem begegnet es, daß ihm mitten auf der Bahn seines Strebens eine andere Idee der Verwirklichung würdiger, ein anderer Preis lockender, ja oft das Entgegengesetzte wünschenswerther erscheint:

Was er schafft, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß . . .

Zufrieden mit dem Ruhm, ihr Hauswesen gut zu verwalten, die Kinder liebreich und verständig zu erziehen, dem Gatten eine erheiternde, tröstende, beschwichtigende, rathende Lebensgefährtin zu sein, — einem Ruhme, dessen Strahlen freilich keinen großen Kreis ausfüllen, sucht die Frau nicht ihr Glück in zeitlicher und räumlicher Ferne, sondern ist weise genug, die Freuden, welche der Tag, die Stunde, der Augenblick bringt, zu ergreifen. Ja, in ihrer liebreichen Sorgfalt für Gatten, Kinder, Freunde, ist es ihr ein angelegentliches Studium, wie sie das Leben mit erheiternden Besuchen, mit kleinen Familienfesten, mit mancherlei gesellschaftlichen Vergnügungen durchschlinge, und so die Eintönigkeit des Alltagslebens, den Ernst der Berufsgeschäfte mildere. Dabei sind die Frauen

Freier in ihrem gebundenen Wirken,

als der Mann. Während die Einrichtung des Staatslebens eine einseitige Entwicklung des Mannes fördert, während der Staat durch feste, strenge Formen die Richtung und die Grenzen seiner Thätigkeit bestimmt, ja nicht selten eine freiere, geistreiche Bewegung des Mannes selbst innerhalb der Grenzen des Amtes scheut und unterdrückt, weil er nicht weiß, ob nicht der ungeduldig brausende Geist überschäumen und ein Gährungselement für die Gesellschaft werden könnte: ist in dem beschränktern Wirkungskreise der Frau Vieles ihrem Gefühl, ihrer Einsicht ganz anheimgegeben. Herrscherin in ihrer Sphäre, ihren Geist nicht einem höhern, ihr unübersehbaren Plan leihend, ihre Thätigkeit nicht einem oft eigenmächtigen Willen unterordnend, kann sie tausend Bedürfnisse des Geistes und Herzens befriedigen, die der Mann zum Schweigen bringen muß.

Reicher, als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Der Beruf der Frau nimmt alle Kräfte des Geistes und Gemüthes gleichmäßiger in Anspruch, ladet zu ihrer harmonischen Entwicklung ein, und gewährt somit einen größern innern Reichthum, als der des Mannes. Das Haus, ihr Herrschgebiet, ist schon ein kleiner Staat, der seinen Gesetzgeber, Richter, Verwalter erfordert; in der Pflege und Erziehung ihrer Kinder durchdringen sich vielseitige Beschäftigung und mannichfacher Genuß aufs Innigste. Reicher ist demnach das Leben der Frau, ungeachtet dem Manne die endlosen Felder der Wissenschaft und Kunst zu Thätigkeit und Genuß offen liegen.

Auf einer feinern und zartern körperlichen Organisation ruht die größere Anlage des weiblichen Geschlechts zur Sympathie, besonders zur Theilnahme an fremdem Leiden:

Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen.

Nicht absichtlos hat der Dichter gerade die körperliche Aeußerung des Mitgefühls dargestellt: Es

Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen vom himmlischen Thau.

Einstimmend sagt ein anderer Dichter:

Des Weibes zarte Fiber bebt
Vom Hauch des Mitgefühles leicht;
In fester Männerbrust nur lebt
Ein Wille, den kein Jammer weicht.

Von der kräftigern, gröbern Organisation des Mannes ist sein kälteres, strengeres Wesen abhängig. Wenn auch der Dichter in der Stimmung einer begeisterten Vorliebe für die Frauen, aus welcher das vorliegende Gedicht geflossen, dem Manne Unrecht thut, indem er ihm alles Mitgefühl abspricht:

Streng und stolz sich selbst genügend
u. s. w.,

so ist es doch wahr, daß bei ihm nicht, wie bei dem Weibe, fremdes Leiden, fremder Schmerz sich sogleich der ganzen Sinnlichkeit bemächtigt.

Nicht in Thränen schmilzt er hin.

Er würde es als eine Entwürdigung seines Wesens ansehen, wenn seine sinnliche Erregbarkeit so wenig dem kalten ernsten Vernunftgesetze untergeordnet wäre, daß ihm, und wäre es auch durch das Leiden theurer Angehörigen, sogleich Thränen entlockt würden. Dazu kommt, daß sein Beruf, seine Beschäftigungen, seine Lebensrichtung immer mehr in ihm die Sympathie abstumpfen. Wie oft begegnen ihm starr gegen ihn auftretende Charaktere, gegen die er sich rüsten und wehren muß, indeß die Frau in ihrer Lebenssphäre, die sich nicht weit über Angehörige und Freunde hinaus erstreckt, mehr Liebe gibt und findet! Wie oft muß der Mann, wenn er bei seinen Entwürfen ein großes Ganzes im Auge hat, für das Wohl und Wehe der Einzelnen, selbst der Seinen, das Herz verschließen! Auch die Einseitigkeit seiner Beschäftigungen, die niederdrückende Einförmigkeit seines Amtes, das ewig nur Eine oder ein paar Geisteskräfte in Anspruch nimmt, während es die übrigen Anlagen des Innern ohne Nahrung läßt, muß immer mehr dazu beitragen, die reiche Fülle des Gemüthes, die schöne Empfänglichkeit des Herzens zu zerstören. So finden wir vollkommene Wahrheit in dem Ausspruch:

Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

So weit die Nachkommen der alten Germanen, bei denen schon die Frauen eines hohen Ansehens genossen, sich über Europa verbreitet haben, hat das weibliche Geschlecht eine früher beispiellose ausgezeichnete Stellung in der Gesellschaft gewonnen. Zu den Vereinen geselligen Vergnügens steht ihnen nicht nur, gegen die Sitte der hochgebildeten Griechen, der Zutritt offen; man würde dieselben so-

gar ihres schönsten Schmuckes beraubt, um ein bedeutendes Interesse ärmer finden, wenn die Frauenwelt davon ausgeschlossen wäre. Durch die Theilnahme eines so zarten, leichtverletzlichen, anmuthreichen Geschlechtes an dem geselligen Leben mußte sich natürlich die gesellige Sitte sehr modificiren. In einem Kreise, der bloß aus Männern besteht, mag oft größere Offenheit und Wahrheit herrschen; aber nicht selten werden auch die Vorzüge einer solchen Gesellschaft durch unzarte Rücksichtlosigkeit, Derbheit und Robheit ausgelöscht. Die Leidenschaft spricht sich unumwundener aus; Haß, Herrschsucht, Ruhmgier werden lauter.

Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Ueberhaupt wohin Fraueneinfluß nicht reicht, in dem reinen Herrschgebiet der Männer, in der Politik, im Kriege, im öffentlichen Staatsleben gilt das trotzige Recht der Stärke; die Stimme der Wahrheit und des Rechtes verhallen gar oft unter dem stürmischen Toben der Leidenschaft.

Mit dem Schwert beweis't der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.

Aber wo die Frauen Zutritt haben, in der Gesellschaft, da halten sie das Scepter der Sitte. Mit sanft überredender Bitte beschwichtigen sie, mit anmuthvoller Würde schüchtern sie die Leidenschaften ein. Die Zwietracht, die schon tobend ausbrechen will, flieht vor dem mit geheimnißvoller Macht umgebenen Bilde der Sitte zurück; der Affekt muß vor ihr einen ruhigern Ausdruck sich angewöhnen; Zorn, Haß, Neid, Stolz lassen sich durch sie wenigstens etwas von der Sprache der Sanftmuth, der Liebe, der Selbstverläugnung lehren; das Rauhe, das Rohe, das Streitvolle muß sich versöhnend in den lieblichen Formen des Anstandes verschließen.

In der ersten Anlage muß der Anfang des Gedichtes gleich doppelt bearbeitet gewesen sein. Humboldt schreibt unter dem 22. September an Schiller: Eben so gut ist Ihre Aenderung des Anfanges in der Würde der Frauen. Ich werde die erste abdrucken lassen, nicht die Variante, in der Eunomia und Cypria vorkommen. Sie scheinen mir die Wahl überlassen zu haben; aber ich wollte die Stelle:

Was die Männer mit Leichtsinn verschwenden

nicht fahren lassen. Es ist ein zu charakteristischer Geschlechts-Unterschied.

Der Musen-Almanach vom Jahr 1796, worin das Stück zuerst erschien, bietet folgende Varianten:

Str. 1, V. 4—6:

Sicher in ihren bewahrenden Händen
Ruht, was die Männer mit Leichtsinn verschwenden,
Ruhet der Menschheit geheiligtes Pfand.

Jetzt:

Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Str. 2, V. 3 und 4:

Und die irren Tritte wanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.

Jetzt:

Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.

Str. 5, V. 3:

Pflegen sie sorgsam mit liebendem Fleiß,

Jetzt:

Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß.

Str. 5, V. 5:

Reicher, als er in des Denkens Bezirken,

Jetzt:

Reicher, als er in des Wissens Bezirken,

Im Musen-Almanach folgten ferner auf die 5. Strophe (nach den Worten „Und in der Dichtung unendlichem Kreis") noch die Strophen:

Seines Willens Herrschersiegel
Drückt der Mann auf die Natur;
In der Welt verfälschtem Spiegel
Sieht er seinen Schatten nur.
Offen liegen ihm die Schätze
Der Vernunft, der Phantasie;
Nur das Bild auf seinem Netze,
Nur das Nahe kennt er nie.

Aber die Bilder, die ungewiß schwanken
Dort auf der Fluth der bewegten Gedanken,
In des Mannes verdüstertem Blick,
Klar und getreu in dem sanfteren Weibe
Zeigt sie der Seele krystallene Scheibe,
Wirft sie der ruhige Spiegel zurück.

Daß Schiller diese Doppelstrophe später wegließ, lag wahrscheinlich darin, daß ihm der ganze dadurch ausgesprochene Gedanke sowohl, als mehrere Ausdrücke nicht mehr beifallswürdig erschienen. Der Sinn ist offenbar dieser: Der Mann ist nicht im Stande, die Außenwelt rein objektiv aufzufassen, er überträgt auf Alles, was er sieht, zu sehr seine Subjektivität, seine Persönlichkeit; er sieht die Natur zu sehr, wie er sie sehen will, er drückt ihr zu sehr das Gepräge seines Willens auf; er faßt die Welt nicht mit ruhigem, vorurtheilsfreiem Innern auf, er sieht darin überall seine Ideen, die Ausgeburten seines Geistes; er, der in Wissenschaft und Kunst, in Philosophie und Poesie einen so eminenten Scharfblick und eine so reiche Fülle des Geistes zeigt, ist doch nicht fähig, seine nächste Um-

gebung richtig und unpartheiisch zu würdigen. Die reinere, ruhigere Seele des Weibes aber ist ein getreuer Spiegel der Welt und ihrer Erscheinungen. — Besonders tadelnswerth scheinen mir die Verse: „In der Welt verfälschtem Spiegel u. s. w." und „Nur das Bild auf seinem Netze". Mit Recht fragt Jean Paul in Beziehung auf das Letztere: Was ist denn jedes Sehen Anderes? Die Welt, als ein verfälschter Spiegel gedacht, worin nur des Mannes Schatten erscheint, ist ein sehr unklarer Gedanke; der Mann sieht vielmehr die Welt in dem verfälschenden Spiegel seines Innern.

Strophe 6 hieß früher:

Immer widerstrebend, immer
Schaffend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer,
Nicht den süß getheilten Schmerz,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht der Thränen sanfte Lust;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Fester seine feste Brust.

Jetzt:

Streng und stolz sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Str. 8, V. 1 und 2:

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke stürmisch Recht,

Jetzt:

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht.

Nach der jetzigen Schlußstrophe folgten früher noch die sechs nachstehenden Strophen:

Seiner Menschlichkeit vergessen,
Wagt des Mannes eitler Wahn,
Mit Dämonen sich zu messen,
Denen nie Begierden nahn.
Stolz verschmäht er das Geleite
Leise warnender Natur,
Schwingt sich in des Himmels Weite
Und verliert der Erde Spur.

Aber auf treuerm Pfad der Gefühle
Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
Das sie still, doch gewisser erringt,
Strebt auf der Schönheit geflügeltem Wagen
Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
Die der Mann nur ertödtend bezwingt.

Auf des Mannes Stirne thronet
Hoch als Königin die Pflicht;
Doch die Herrschende verschonet
Grausam das Beherrschte nicht.
Des Gedankens Sieg entehret
Der Gefühle Widerstreit.
Nur der ew'ge Kampf gewähret
Für des Sieges Ewigkeit.

Aber für Ewigkeiten entschieden
Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden;
Der Nothwendigkeit heilige Macht
Hütet der Züchtigkeit köstliche Blüthe,
Hütet im Busen des Weibes die Güte,
Die der Wille nur treulos bewacht.

Aus der Unschuld Schooß gerissen,
Klimmt zum Ideal der Mann
Durch ein ewig streitend Wissen,
Wo sein Herz nicht ruhen kann,

Schwankt mit ungewissem Schritte,
Zwischen Glück und Recht getheilt,
Und verliert die schöne Mitte,
Wo die Menschheit fröhlich weilt.

Aber in kindisch unschuldiger Hülle
Birgt sich der hohe, geläuterte Wille
In des Weibes verklärter Gestalt.
Aus der bezaubernden Einfalt der Züge
Leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege,
Herrschet des Kindes, des Engels Gewalt.

Das Weglassen dieser Strophen erklärt sich nicht genügend aus späterer Mißbilligung einzelner Ausdrücke, die nicht hinreichend bezeichnend sind. Eher könnte man vermuthen, daß dem Dichter das Parallelisiren oder vielmehr Contrastiren zu lange fortgesetzt und daher ermüdend schien. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß eine durch ein Gedicht genau in gleichbleibender Form durchgeführte Parallelisirung, wie wir eine ähnliche in dem Gedichte das Ideal und das Leben von Strophe 6 an finden, nicht lange anhalten darf, wenn sie nicht zuletzt abspannend wirken soll. Noch wahrscheinlicher indeß dünkt mir die Vermuthung, daß der Dichter die in diesen Strophen dargestellten Ideen nicht populär genug fand. Wir wollen zu ihrer Erläuterung hier ein paar Stellen aus Schiller's Abhandlung über Anmuth und Würde mittheilen.

Schiller hat von den drei Verhältnissen, in denen der Mensch zu sich selbst, d. h. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann: Unterordnung der sinnlichen Natur unter die vernünftige, Unterordnung der vernünftigen Natur unter die sinnliche und Harmonie der sinnlichen und der sittlichen Natur — im vorliegenden Gedicht den ersten Zustand dem Manne, den letzten dem Weibe zugetheilt. Das erste Verhältniß schildert er so:

„Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewußt wird, so stößt er Alles von sich, was sinnlich ist; und nur durch

diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühle seiner rationalen Freiheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten und den nachdrücklich sprechenden Instinkt zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist läßt die von ihm abhängende Natur, sowohl da, wo sie im Dienste seines Willens handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß es ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von außen durch Zwang verrathen. Eine solche Verfassung des Gemüths kann also der Schönheit nicht günstig sein, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freiheit hervorbringt; und es wird daher auch nicht Grazie sein können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freiheit sich kenntlich macht."

Das dritte jener drei Verhältnisse, die Gemüthsverfassung einer schönen Seele, beschreibt der Dichter auf folgende Weise:

„Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekte die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruche zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienste anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie auch selbst niemals um die

Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte: dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit sein wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetze die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Tizianischen Gemälde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor. — In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienste einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit fehlt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt sein. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindungen werden in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken sein, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme sein und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreißen. Die Schönheit hat A n b e t e r, L i e b h a b e r hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bei dem weiblichen Geschlechte finden, wovon die Ursache nicht weit zu suchen ist. Zur Anmuth muß sowohl der körperliche Bau, als der Charakter beitragen; jener durch seine Biegsamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel gesetzt zu werden, dieser durch die sittliche Harmonie der Gefühle. In beiden war die Natur dem Weibe günstiger als dem Manne. Der zärtliche weibliche Bau empfängt jeden Eindruck schneller, und läßt ihn schneller wieder verschwinden. Feste Konstitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn starke Muskeln angezogen werden, so können sie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Gesichte noch schöne Empfindsamkeit ist, würde in einem männlichen schon Leiden ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt sich wie dünnes Schilfrohr unter dem leisesten Hauch des Affektes. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das sprechende Angesicht, das sich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet."

Schließlich stehe hier noch Humboldt's Urtheil über dieses Gedicht, wie er es in seinem Brief vom 11. September 1795 an Schiller ausspricht:

„Die Würde der Frauen hat einen sehr schönen Eindruck auf uns beide (H. und seine Frau) gemacht. Mir war es in der That ein unbeschreibliches Gefühl, Dinge, über die ich so oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind, in einer so schönen und angemessenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man so denkt und prosaisch hinschreibt, ist doch nur so ein Hin- und Herschwatzen, etwas so Todtes und Kraftloses, vorzüglich etwas so Unbestimmtes und Ungeschlossenes; Vollendung, Leben, eigene Organisation erhält es nur im Munde des Dichters, und dies habe ich lange nicht so sehr, als hier, gefühlt. Die Zeichnung jedes der beiden Charaktere ist Ihnen gleich gut, als die Entgegenstellung beider gelungen, das

Sylbenmaß ist äußerst glücklich gewählt, und es wird nur sehr wenige Gedichte geben, die sicher rechnen können, ihre Wirkung so voll, als dieses zu thun. Meine Frau meint, ob es nicht vielleicht gut gewesen wäre, wenn Sie den Anfang: Ehret die Frauen! noch einmal am Schlusse zurückgebracht hätten." — Der letzterwähnte Vorschlag wäre vielleicht annehmbar gefunden worden, wenn dadurch nicht zwei daktylische Strophen auf einander gefolgt wären *).

Deutsche Treue.

1795.

Das Gedicht gehört wahrscheinlich dem Anfange Septembers 1795 an. Körner weist auf dasselbe in einem Briefe an Schiller vom 14. September hin. In gewisser Hinsicht gehört es zu den balladenartigen Gedichten, und ist seit jenem Kriegsliede „Eberhard der Greiner" das erste Produkt dieser Art; aber dem Metrum und der ganzen Behandlungsart nach steht es von den Balladen, die er ein Paar Jahre später dichtete, noch sehr weit ab, und fällt in den

---

*) Zur Vergleichung geben wir noch Körner's Urtheil über das Gedicht (in einem Briefe an Schiller vom 14. September): „Die Würde der Frauen kann ihre Wirkung nicht verfehlen. Du würdest Dich gefreut haben, wie sie auch bei den Meinigen wirkte. Auch die Versarten sind glücklich gewählt, besonders wenn man bei der Deklamation die Wortfüße heraushebt. Diese kontrastiren sehr angenehm gegen das Metrum. Sie sind dem Inhalt angemessen, während das Metrum gleichsam das Gegengewicht ihrer Wirkung macht. Die ruhigen Trochäen mildern den Ernst — und die hüpfenden Daktylen geben der Ruhe eine sanfte Bewegung. Auch in Deiner Freude machen die Trochäen oft eine ähnliche Wirkung."

Kreis seiner jetzigen Epigrammenpoesie. Es ist gleichsam ein historisches Sinngedicht, dessen Pointe die Schlußworte des Pontifex bilden. Es wurde zuerst im neunten Stück der Horen des Jahrs 1795, und zwar in folgender Form mitgetheilt:

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Baier
Friedrich aus Habsburgs Stamm, Beide gerufen zum Thron;
Jenen schützte Luxemburgs Macht und die Mehrheit der Wähler,
Diesen der Kirche Gewalt und des Geschlechtes Verdienst.
Aber den Prinzen Oesterreichs führt das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Thron erkauft er die Freiheit, sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Feinde zu ziehn.
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe, da stellt er auf's Neu' willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls;
Arm in Arme schlummern auf Einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friederichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Baierns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so. Man hat mir's geschrieben"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

In der jetzigen Form des Gedichtes fehlen die ältern Verse 3 und 4 („Jenen schützte u. s. w.); und statt der ältern Verse 5 — 7 lesen wir jetzt:

Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort u. s. w.

Nach Heinrich's VII. Tode wählte die Luxemburgische Partei Ludwig von Baiern am 20. Oktober 1314, und die Oesterreichische einen Tag früher Friedrich den Schönen von Oesterreich. Acht Jahre lang kämpften die Gegenkaiser entscheidungslos; endlich am 28. September 1322 besiegte Ludwig seinen Gegner bei Am-

pfingen unweit Mühldorf, machte ihn zum Gefangenen (V. 5 und 6), und ließ ihn in das feste Schloß Trausnitz bringen. Allein mit dem Gegenkönige war nicht zugleich seine Partei bezwungen. Leopold, Friedrichs Bruder, setzte den Kampf fort; da trug Ludwig dem gefangenen Friedrich nach drei gramvoll verlebten Jahren die Freiheit unter der Bedingung an, daß er auf das Reich völlig verzichten und die Beendigung des Kampfes herbeiführen sollte (V. 7 und 8). Aber Leopold sowohl als der Pabst und Frankreich erhoben sich mit aller Macht gegen diese Aussöhnung, und Friedrich sah sich außer Stande, den Vertrag zu erfüllen (V. 9). Nach der gewöhnlichen Darstellung stellte sich nun Friedrich freiwillig wieder in die Gefangenschaft, und Ludwig wurde dadurch so gerührt, daß er fortan mit ihm in der vertraulichsten Freundschaft lebte, ja am 5. September 1325 mit ihm einen Vertrag schloß, vermöge dessen sie die Regierung im Reiche förmlich mit einander theilen wollten. Indeß hat Menzel (Geschichte der Deutschen B. VII. S. 177) gezeigt, daß Friedrich sich frei nach München begab, und daß Ludwig zu dem dortigen Vertrage durch seine bedrängte Lage bestimmt wurde.

Man kann fragen: Wie kam Schiller im Jahr 1795, mitten unter seinen Ideendichtungen, zur Behandlung dieses erzählenden Stoffes? Wahrscheinlich waren es vorzüglich die daraus hervorblickenden kontrastirenden Elemente, was ihn einige Augenblicke an diesen Gegenstand gefesselt hat; denn die Vorliebe zum Kontrast war tief in seiner Natur gegründet und spricht sich besonders in den damaligen Gedichten aus; und so ergäbe sich auch ein neuer Erklärungsgrund, warum er das elegische Versmaß, das sich bekanntlich zu Darstellung kontrastirender Ideen sehr eignet, gewählt hat. Das Gedicht ist, so viel es thunlich war, im Charakter seiner damaligen ideellen und epigrammatischen Poesie gehalten. Wie kalt und dürftig aber eine solche Behandlungsweise ist, erscheint erst recht durch eine Vergleichung mit der Bürgschaft, auf deren Aehnlich-

keit mit dem vorliegenden Stücke Hoffmeister hingewiesen hat. „Hier hält der Feind dem Feinde, in der spätern Ballade der Freund dem Freunde sein Wort, indem Friedrich von Oesterreich sowohl, als Möros, sein Versprechen höher anschlägt, als die physische Wohlfahrt. Die Stellung des Pabstes zur That Friedrichs ist der des Tyrannen zur Selbstaufopferung des Möros ganz ähnlich. Der Tyrann läßt die Freunde vor den Thron führen, blicket sie lange verwundert an, und bekennt es ihnen endlich, daß ihr Beispiel ihn zwinge, an Liebe und Treue zu glauben. So betheuert es auch der Pontifex sich oder Anderen, welche sich über die Begebenheit wundern und sie bezweifeln, daß das Ereigniß wirklich vorgefallen sei. Ohne Zweifel würde der Gehalt, welcher in der deutschen Treue liegt, zu einer, der Bürgschaft ähnlichen und sehr großartigen epischen Komposition ausgebildet werden können." Wirklich haben dieses neuere Dichter versucht, doch nicht mit dem besten Glücke. Deinhardstein's Gedicht Friedrich der Schöne von Oesterreich leidet, bei manchem Guten in Plan und Anordnung, an Mängeln der Diktion und an Breite. Auch Duller's Ballade Friedrich des Schönen Treue kann nicht als gelungen betrachtet werden. Ich setze mich der Gefahr aus, die Zahl dieser mißglückten Versuche zu vermehren, indem ich die gleichfolgende Behandlung des Stoffes veröffentliche, worin ich, was mir in der Anlage des Deinhardstein'schen Gedichtes beifallswerth schien, beibehalten habe. Doch wage ich es, da es vielleicht die kürzeste Weise ist, meine Ansicht über die Art, wie der Gegenstand ungefähr zu wenden wäre, auszusprechen.

Deutsche Treue.

Im Bergschloß Trausnitz schmachtet, gefesselt im Erdgeschoß,
Ein Mann, deß Stirne die höchste der Kronen einst umschloß,
Der schöne Austrier Friedrich, des Habsburgs Enkelsohn,
Zugleich mit Baierns Ludwig gerufen zum Kaiserthron.

Er sitzt in finsterm Brüten und denkt vergangener Zeit,
Des Unglückstages bei Ampfing, drei Jahre werden's heut,
Da ritt er als deutscher Kaiser vor seinem stolzen Heer,
Den Reichsaar auf dem Helme, in goldnem Panzer daher.

Nun sitzt er im niedern Kerker, gefesselt an Fuß und Hand,
Die edlen Glieder umgürtet mit rauhem Gefangnengewand,
Getrübt die Blitze des Auges, die Wange von Gram gebleicht,
Den Sinn, den kaiserlich stolzen, vom Unglück endlich gebeugt.

„O Himmelslicht, o du Freiheit, wie dürstet mein Herz nach dir!
Ich will nicht Deutschlands Krone, o gebt nur die Freiheit mir!
Erschließt mir den düstern Kerker, entriegelt die dumpfe Gruft,
Laßt mich die Sonne nur schauen, nur athmen des Himmels Luft!"

Er spricht's, da klirret der Riegel der Pforte, und vor ihm erscheint
Beim Strahl hellleuchtender Fackeln im Kaisergewand sein Feind.
Sie messen sich eine Weile mit Blicken, die zürnend drohn;
Dann spricht zu dem Gegenkaiser der Kaiser in milderm Ton:

„Die Freiheit sei dir geboten, gelobst du mit treuem Eid,
Dem deutschen Thron zu entsagen, zu enden der Völker Streit" —
„Ich will's," ruft Friedrich feurig, „ich schwör' es als deutscher Mann!" —
„Entfesselt ihn," spricht sein Gegner, „er zieh' als ein Freier von dann!"

Schon hat er die Kerkergewande vertauscht mit dem Ritterkleid,
Vom langen verworrnen Barte das edle Antlitz befreit;
Aufthun sich des Schlosses Thore, da liegt in blendendem Glanz
Vor ihm das bunte Gefilde, der Berge bläulicher Kranz.

Wie weit erscheint ihm die Erde, wie leuchtend des Himmels Schein!
Er sauget das Licht, die Lüfte mit gierigen Zügen ein;
Sein Ohr trinkt durstig die Fülle der Töne, die ihn umfließt,
Es faßt sein Herz nicht die Wonne, die jeglicher Sinn genießt.

So trägt ihn das Roß von dannen, da horch! welch' kriegerischer Klang!
Sieh! blitzt es nicht hell von Waffen dort drüben am Bergeshang?

Bei Gott! es sind Oestreichs Fahnen, lautrauschend im Windeszug,
Die er in entschwundnen Tagen zu glänzenden Siegen trug.

Und plötzlich erwacht im Busen ihm längst entschlummerte Gluth,
Und Blicke flammen und Wangen von brennendem Kriegesmuth.
Nicht feuriger blitzt das Auge dem Leu'n, der das Gitter gesprengt,
Wenn nun ihn das Waldgebirge, sein Herrschergebiet, umfängt.

Er fliegt mit klopfendem Herzen den Hang des Hügels hinan;
Entgegen sprengt ihm der Feldherr, sie starren verwundert sich an —
Sie fliegen sich in die Arme mit jauchzenden Tönen der Lust,
Es drückt der Bruder den Bruder entzückt an die stürmende Brust.

„Welch' Wunder hat aus den Banden," ruft Leopold, „dich befreit?
Sieh! Tausende deiner Treuen, sie zogen für dich zum Streit;
Noch heute sollten sie's büßen, die dir die Freiheit geraubt,
Noch heute die Thürme von Trausnitz uns beugen ihr stolzes Haupt!

Doch auf! nun führe du selber zu Ruhm und Siegen dein Heer,
Und räche, was sie gefrevelt, an deinen Feinden schwer,
Und raste nicht, bis du die Rechte beschwertest mit Kettenlast,
Die jetzt noch mit frevlem Stolze des Reiches Scepter umfaßt."

Doch traurig entgegnet Friedrich mit finster gesenktem Blick:
„Bin ich der Haft auch entlassen, so blieb doch mein Wort zurück;
Ich gab den Thron für die Freiheit, den Frieden gelobt' ich treu,
Und kann ich mein Wort nicht lösen, so nehm' ich die Fesseln auf's Neu'."

„Nein! nein!" ruft Leopold zürnend, „dir wurde dein Wort erpreßt,
Du hast schon früher dem Reiche dich heilig verpfändet und fest!
Wer hat dir mit list'gen Reden verrenkt den gesunden Sinn?
Wirf nicht an den Hochverräther leichtsinnig die Treue hin!

Wie! du beharrst in dem Wahne? Wohlan denn, ihr Kriegerreihn, —
Ihr setztet in zwanzig Schlachten für ihn eu'r Leben ein —
Umdrängt, umflehet den Kaiser, den fruchtlos der Bruder beschwört,
Daß er in des Feindes Ketten nicht thöricht von selber kehrt!"

Da stürzen benarbte Krieger, die er als Knabe gekannt,
Hervor aus den Reihen und netzen mit Thränen ihm Fuß und Hand; —
Umsonst! wie lockend ihn Freiheit und Macht und Liebe beschwört,
Des lautern Herzens Stimme bleibt redlich und unbethört.

Doch droht ihm noch Eine Probe; ein Priester drängt sich heran:
„Mein Kaiser, es lastet auf Ludwig der Kirche schrecklicher Bann;
Du weißt, es sprengt der gewalt'ge die Fesseln der Pflicht und Treu;
Er spricht auch dich von dem Worte, dem heilig beschwornen, frei."

Noch einmal greift der Bestürmte sich prüfend in seine Brust,
Dann spricht er, der treuen Stimme des Herzens sich neu bewußt:
„Das Wort, das dem deutschen Manne gegeben der deutsche Mann,
Kein Priesterfluch mag es lösen, es trotzet der Kirche Bann."

„Nun denn!" ruft Leopold wüthend und hebt sich, ein grimmiger Leu,
„Auch ich will Eines dir schwören, deß spreche der Tod nur mich frei!
So lang' in der Brust mir Athem, bekämpf' ich des Baiern Thron! —"
Er ruft's, und Friedrich wendet sein Roß und sprenget davon.

Auf Trausnitz ragende Thürme sank nächtliche Stille kaum,
Da sprengt ein Reiter in's Schloßthor, den Rappen bedeckt mit Schaum:
„Auf, Baiern, besetzt die Mauer, und haltet euch fertig zur Wehr!
In dieser Nacht noch bedroht euch der Feinde mächtiges Heer."

Und stille tritt er vor Ludwig und überreicht ihm sein Schwert:
„Treu wollt' ich mein Wort dir lösen, mir wird's vom Geschick verwehrt,
Statt Frieden bring' ich dir Botschaft von naher Kriegesgefahr;
So stell' ich denn hier auf's Neue den Banden mich willig dar."

Erstaunt betrachtet ihn Ludwig, das Aug' von Rührung genäßt;
Dann stürzt er dem Feind an den Busen, und liebend umschlingt er ihn fest:
„O Friedrich, fort mit dem Hasse! sei fürder mir Bruder und Freund,
Und sei'n wir auf Einem Throne zwei Herrscher in Liebe vereint!"

Und bald durcheilte die Kunde das staunende Vaterland:
Die beiden Kaiser umschlinget der traulichsten Freundschaft Band;
Sie schlummern auf Einem Lager, sie wechseln die Becher beim Mahl, —
Es tönte vom Lob der Treue die Hütte, der Fürstensaal.

Columbus.

1795.

In Humboldt's Vorinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller heißt es in Bezug auf dieses epigrammatische Gedicht: „Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den Columbus überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigenthümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbare Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Uebereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann, war ein charakteristischer Zug in Schiller's Ideensystem. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellektuellen Aufgabe so lange nachhing, bis sie befriedigend gelös't war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia, in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: Als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere einging.., findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.“ Die Stelle, worauf Humboldt hindeutet, heißt vollständig: „Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der Weltentdecker Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hemisphäre zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis, zu suchen, welche die

Lücke auf seiner geographischen Charte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte?"

Was die Zeit der Entstehung dieses Epigrammes betrifft, so zeigt eine Stelle in einem Briefe von Humboldt an Schiller, vom 2. Oktober 1795, daß es spätestens dem September dieses Jahres angehört. Humboldt schreibt: „In Ihrer vorletzten Lieferung ist mir Columbus das Liebste gewesen; der Schluß ist überraschend und enthält eine große und kühne Idee." Veröffentlicht wurde das Gedicht zuerst im Musen-Almanach 1796. Der Text weicht von dem der Ausgaben nicht ab.

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steur senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer;
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

„Es mag der Witz u. s. w." Bekanntlich hatte Columbus mit Beschränktheit, Aberglaube, Aengstlichkeit, kaltberechnender Vorsicht allerlei Kämpfe zu bestehen, ehe er die Mittel zu seinem großen Unternehmen erwirken konnte; man setzte ihm schiefes Räsonnement, ernste Strafreden und Spott entgegen, gegen welche sein besseres Wissen sich siegreich behauptete, gerade wie nach Schiller's eignen Worten, „dieser genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, auch den Herzog von Parma über alle Zweifel erhob, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte." (Belagerung von Antwerpen.) Bei dem Lesen

des obigen Schlußverses „Was der eine verspricht u. s. w." fühlt man sogleich, wie geeignet die Form des Pentameters ist, um das Symmetrische, welches in dem Verhältniß der Gedanken liegt, recht hervorzuheben. Diesen Vorzug, das Analoge, Korrespondirende, Parallellaufende, das regelmäßig Wiederkehrende, Wechselnde, Periodische, das Kontrastirende in Ideen und Handlungen, schon durch die äußere Versform andeuten zu können, theilt der Pentameter mit dem Alexandriner, dem Nibelungen-Verse, überhaupt mit Versarten, bei denen die Hauptcäsur den Vers halbirt. Daher ist die Wahl einer solchen Versart für die epigrammatischen Gedichte bei Schiller um so erklärlicher, als in seinen Dichtungen überhaupt, vorzüglich aber in den Epigrammen die Figur der Antithese eine so bedeutende Rolle spielt.

Deutschland und seine Fürsten.

1795.

Wie das vorhergehende Epigramm im Musen-Almanach für das Jahr 1796 erschienen, und wahrscheinlich noch dem September 1795 angehörig. Der Dichter hat es später nicht in die Sammlung aufgenommen, und Hoffmeister hat zuerst in seiner größern Schrift über Schiller (III, 210) wieder darauf hingewiesen.

Große Monarchen erzeugtest du, und bist ihrer würdig;
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber versuch' es, o Deutschland, und mach' es deinen Beherrschern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu sein.

Ein Volk macht es seinen Fürsten schwerer, als Fürsten groß, und leichter, nur Menschen zu sein, wenn es in Folge seiner ästhetisch-

moralischen Kultur das Rechte will und thut, und daher nicht mehr des Nimbus fürstlicher Autorität bedarf, um regiert zu werden. Dann dürfen die Könige unbedenklich mit Menschen menschlich verkehren; was dann aber Großes geschieht, ist minder Verwirklichung großer Königsgedanken, als Frucht der Nationalbildung.

Der beste Staat.

1795.

Gleichfalls zuerst im Musen-Almanach 1796:

„Woran erkenn' ich den besten Staat?" Woran du die beste
Frau kennst, daran, mein Freund, daß man von Beiden nicht spricht.

Der Spruch ist richtig, „vorausgesetzt", fügt Hoffmeister hinzu, „daß man von jenem eben so frei, wie von dieser, sprechen darf."

An die Proselytenmacher.

1795.

Unter der Ueberschrift „Ein Wort an die Proselytenmacher" theilte Schiller das Gedicht in folgender von der jetzigen ganz abweichenden Form im Musen-Almanach für das Jahr 1796 mit:

„Nur etwas Erde außerhalb der Erde,"
Sprach jener weise Mann, „und staunen sollet ihr,
Wie leicht ich sie bewegen werde."

Da eben liegt's, ihr Herren. — Vergönnet mir,
Nur einen Augenblick aus mir herauszutreten,
Gleich will ich euren Gott anbeten.

Später gestaltete der Dichter die Jamben zu folgendem Doppeldistichon um:

Nur ein Weniges Erde beding' ich mir außer der Erde,
Sprach der göttliche Mann, und ich bewege sie leicht.
Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir selber
Mich zu begeben, und schnell will ich der Eurige sein.

Die Proselytenmacher verlangen, daß wir unsere Individualität ganz verläugnen, die Forderungen unserer Subjektivität ganz zum Schweigen bringen, um ihrer Lehre, ihrem System zu huldigen. Der Dichter verspricht nun, wenn sie es möglich machen können (dafür heißt es in beiden Formen, wohl nicht ganz passend, vergönnen), daß er sich einen Augenblick aus sich selbst, d. h. aus den Schranken seiner Individualität herausversetze, dann wolle er sich selbst einen Anstoß geben, ihren Bahnen zu folgen; — ähnlich wie Archimedes die Erde zu bewegen versprach, wenn man ihn auf einen Punkt außerhalb derselben stelle, von wo er auf sie wirken könne. Vielleicht hätte der Vergleichungspunkt etwas klarer hervorgehoben werden sollen.

Die Metaphysiker.

1795.

Ebenfalls zuerst im Musen-Almanach für das Jahr 1796 erschienen. Hoffmeister vermuthet, daß sich dieses satyrische Gedicht auf Fichte beziehe, dem Schiller damals durch literarisch-freundliche Beziehungen eine Zeit lang ziemlich nahe stand, aber bald

auch wieder durch immer klarer hervortretende Differenz ihrer Naturen entfremdet wurde. (Vergl. oben S. 44 f. die Bemerkungen zum Gedicht „*An einen Weltverbesserer*".) In dem Stücke selbst spricht sich indeß nur Spott und Verachtung gegen die Transcendental-Philosophie aus, welche in ihren Forschungen die Erfahrung gar nicht um Rath fragen will. Besonders ist der Stolz der Metaphysiker recht grell gezeichnet. Der Text des Almanachs ist mit dem jetzigen gleichlautend:

„Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum seh' ich noch die Menschlein unten wallen!
Wie trägt mich meine Kunst, die *höchste* unter allen,
So nahe an des Himmels Zelt!"
So ruft von seines Thurmes Dache
Der Schieferdecker, so der kleine große Mann
Hans Metaphysikus in seinem Schreibgemache.
Sag' an, du kleiner großer Mann,
Der Thurm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
Wovon ist er, — *worauf* ist er erbauet?
Wie kamst du selbst hinauf, — und seine kahlen Höh'n,
Wozu sind sie dir nütz, als in das Thal zu sehn?

Der Spaziergang.

1795.

Wir kommen nun zu einer Produktion, die nicht bloß unter den Erzeugnissen des ertragreichen Jahres 1795, sondern überhaupt unter den Gedichten Schiller's eine der ersten Stellen einnimmt. Sie gehört in das Gebiet der *kulturhistorischen* Poesie, welches er, wie wir oben sahen, bereits durch einige Epigramme, und in der zweiten Periode auf eine glänzende Weise durch seine *Künst-*

ler angebaut hatte, später aber noch durch einige andere vortreffliche Dichtungen bereichern sollte. Das vorliegende Gedicht entstand spätestens bald nach der Mitte Septembers. Am 21. September übersandte Schiller an Körner bereits eine Abschrift mit der Bemerkung: „Die Elegie macht mir viel Freude. Unter allen meinen Sachen halte ich sie für diejenige, welche die meiste poetische Bewegung hat, und dabei dennoch nach strenger Zweckmäßigkeit fortschreitet." An Humboldt schickte der Dichter den 5. Oktober eine Abschrift, muß aber schon in einem frühern Briefe ihrer, als eines fertigen Stückes, erwähnt haben, wie aus Humboldt's Schreiben vom 2. Oktober erhellt. Die Bezeichnung „Elegie", wie auch ursprünglich die Ueberschrift (in den Horen 1795) lautete, sollte andeuten, daß das Gedicht als ein Repräsentant der ganzen Dichtungsart, als ein Beispiel zu Schiller's Theorie zu betrachten sei, wornach die Natur, als Gegenstand unsrer sittlichen Trauer und rein menschlichen Sehnsucht dargestellt, die Elegie gibt. Aus einem Briefe an Humboldt (vom 29. November 1795) geht hervor, daß er damals auch eine Idylle zu schreiben gedachte, welche in ähnlicher Weise ihre Gattung vertreten sollte. Vielleicht bloß, weil dieses Gegenstück unausgeführt blieb, änderte er später die Ueberschrift unsres Gedichtes, deren Zweck in ihrer Isolirtheit allerdings nicht recht deutlich hervortrat.

Fragen wir, an welche sonstige Produktion sich das Gedicht vielleicht seiner Entstehung nach anschließe, so tritt uns vor Allem die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung entgegen, womit Schiller sich, wie er selbst im Briefwechsel mit Humboldt (S. 189) sagt, im September 1795, also um die Zeit, wo auch wahrscheinlich die Elegie entstand, beschäftigt. Indem er hiebei viel über den Gegensatz zwischen Natur und Kultur nachdachte, lag der Gedanke an eine poetische Darstellung, welche die verschiedenen möglichen Beziehungen zwischen beiden in großen und kräftigen Zügen kulturhistorisch verfolge, nicht ferne. Dazu hatte der Bericht, den

er über den Gartenkalender vom Jahr 1795 zu schreiben veranlaßt worden war, ihn lebhaft an einen Spaziergang durch die schönen Gartenanlagen zu Hohenheim erinnert, der sich ihm nun als eine erwünschte sinnliche Unterlage des beabsichtigten kulturhistorischen Gemäldes darbieten mochte. „Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim," heißt es in jenem Berichte, „ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthschaftlichen Gärten, längs der Landstraße, zeigt sich dem Betrachter der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, wird das Bedürfniß nach Simplicität bis zum höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannten englischen Dorf empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Aber die Natur, die wir hier finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt." Wir finden in dem Gedichte eine verwandte Ideenfolge an eine ähnliche Bilderreihe angeknüpft. Auch hier wandert der Dichter durch die verschiedenen Kulturstände, ländliche Einfachheit und Stille, städtische Regsamkeit und Regelmäßigkeit, fürstliche Pracht hindurch, bis er nach der Auflösung und dem Verfall menschlicher Herrlichkeit sich an dem Herzen der Natur wiederfindet *).

---

*) Hoffmeister III, S. 96.

Der Dichter hat unstreitig bei dieser herrlichen Produktion seine ganze Kraft aufgeboten, und auch auf die äußere Form, namentlich auf den Versbau, ungemeinen Fleiß verwandt. Er sagt darüber in einem Briefe an Humboldt vom 5. Oktober: „In Ansehung der Versifikation bin ich auf Ihre Warnung strenger gegen mich gewesen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler finden werden.“ In einem andern Briefe (vom 29. November 1795) gesteht er, daß er sich auf dieses Stück am meisten zu gut thue, und vorzüglich in Rücksicht auf einige Erfahrungen, die er über dasselbe gemacht. „Mir däucht,“ schreibt er, „das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produkts dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. s. f. fliehen; auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen; denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemeine gute Eindruck dieses Gedichts auf die ungleichsten Gemüther ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Uebung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Herder, Goethe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich sind alle ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine beinahe vollständige Repräsentation des Publikums heraus. Ich glaube deßwegen, daß, wenn es diesem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, bloß zufällige, selbst in den Personen, die es ungerührt läßt, zufällige Ursachen daran Schuld sind. Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedichte erweitert: noch in keinem ist der Gedanke selbst so

poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüth so sehr als Eine Kraft gewirkt. Ich werde deßwegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung desselben wenden, und nicht nur Ihre Anmerkungen darüber nutzen, sondern auch, auf Veranlassung derselben, eine noch größere Strenge dagegen ausüben, als Sie bewiesen haben."

Herder's Urtheil über das Stück ist uns in einem seiner Briefe aufbewahrt. „Die Elegie," schrieb er, „ist eine Welt voll Scenen, ein fortgehendes, geordnetes Gemälde aller Situationen der Welt und der Menschheit. Wenn sie gedruckt ist, soll sie mir eine Landcharte sein, die ich an die Wand schlage." Auch Humboldt's Urtheil glauben wir noch als eine treffliche Kritik und Inhaltsangabe des Stückes der Betrachtung des Einzelnen voranschicken zu müssen. „Wohin man sich wendet," heißt es in seinem Briefe an Schiller vom 23. Oktober 1795, „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht; aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dieses unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dieß mich am meisten anzieht und mein Innerstes am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff, und überdieß gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sichern Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, Alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden, und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamirt, erscheint Alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich

schön ist die Mannichfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Im Anfang und am Schluß die reine und große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, erst an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüth wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein und gibt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor und macht die Folge noch überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folgt nun die Kultur, und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal auf alle mannichfaltige Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurück und wird getrieben, die Auflösung des Widerstreites, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfange durch sinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft."

Gehen wir nun zur Betrachtung des Einzelnen über; wobei wir den Text der Horen zu Grunde legen:

1. Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem röthlich strahlenden Gipfel!
   Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß ich, lachende Flur, euch, säuselnde Linden,
   Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt;
5. Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
   Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
   Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.

Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig brennen auf glühender Au die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Wohllaut sich auf.
Frei, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um mich summen geschäftige Bienen, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Durch die Lüfte spinnt sich der Sonnenfaden und zeichnet
Einen farbichten Weg weit in den Himmel hinauf.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.

An Varianten haben wir zuvörderst Folgendes zu bemerken. V. 3 beginnt jetzt:

Dich auch, grüß' ich, belebte Flur . . .

V. 11 – 13 lauten:

Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich.

V. 15, nach der jetzigen Lesart, heißt:

Um mich summt die geschäftige Biene u. s. w.

V. 17 und 18 sind vom Dichter ausgemärzt worden.

Die Elegie beginnt mit einem lieblichen Landschaftgemälde, voll abwechselnder Bilder, die aber, wie Hoffmeister schön bemerkt, durch die gemeinsame Beziehung auf den Lustwandelnden Einheit gewinnen. Unter den mannichfaltigen Gegenständen, die ihn jetzt noch umgeben, ist keine einzige Spur vom Dasein der Menschen; nur leblose Naturgegenstände und friedliche Geschöpfe umringen ihn. Götzinger macht hiebei auf zwei Schönheiten aufmerksam. Erstens verhält sich der Dichter, der Natur gegenüber, völlig leidend und empfangend: nicht e r athmet die Luft ein, nicht e r betritt die Wiese,

nicht er kommt ins Gebüsch u. s. w., sondern ihn durchrinnt der Strom der balsamischen Lüfte, ihn empfängt die Wiese u. s. w. Dabei ist jedoch, wie Hoffmeister hinzusetzt, diese überall thätige Natur allenthalben in ihrer eigenthümlichen Sphäre gelassen und nirgends personificirt. „Denn hierdurch wäre sie, nach hellenischer Betrachtungsweise, in den Kreis des Menschlichen gezogen, und der Wandrer fände nicht mehr bei ihr, was er einzig sucht," den wohlthuenden Eindruck, den der Anblick ihres stille schaffenden Lebens, ihres ruhigen Wirkens aus sich selbst, ihrer innern Nothwendigkeit, ihrer ewigen Einheit mit sich selbst auf den in sich entzweiten Kulturmenschen macht. Dann hebt Götzinger die sanfte Vermittlung des Gegensatzes, das unmerkliche Uebergehen des Einen ins Andere, die Stetigkeit der aneinander gereihten Scenen hervor.

Ueber den Berg in V. 1 sagt Götzinger: „Er ist nicht ohne Bedacht als Ziel gesetzt. Er wollte ihn ersteigen und auf ihm sich der weiten Aussicht freuen. Aber er erreicht dessen Spitze nicht, sondern verirrt sich, — wie das Menschengeschlecht sich verirrte und, anstatt die Höhe seiner Bestimmung zu erreichen, in Wildheit verfiel." Das heißt wohl zu viel in den Dichter hineinlesen. Warum soll man auch nicht annehmen, daß die Berghöhe, worauf er sich bei V. 33 befindet, die in V. 1 bezeichnete sei? — Die Aenderung des „lachende" in „belebte" in V. 3 geschah aus metrischen Rücksichten. — In V. 4 drückt schon die metrische Bewegung die fröhliche Lebendigkeit der Vögel aus. Der Ausdruck „Chor" gibt, wie Götzinger treffend bemerkt, das doppelte Bild der Menge und des Gesanges, und in dem „wiegt" liegt außer der Bewegung des Baumes und der Vögel auch das Wohlbehagliche ihres Daseins angedeutet. — Auch in V. 5 ist die Versbewegung, namentlich am Schluß, sehr malerisch („die unermeßlich sich ausgießt"). — Wie Schiller in V. 8 das Gespräch enge nennt, so sagt Goethe in der zweiten römischen Elegie:

Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.

Das Beiwort „energisch" (kräftig und kraftweckend) in V. 10, so wie später „zweifelnd" (V. 15) hebt Humboldt als durch Neuheit und Schönheit überraschend hervor. — Zu der Veränderung des V. 11 gab wieder das Metrum Veranlassung. — „Wohllaut" in V. 8 mochte für das Auge etwas kühn gesagt erscheinen. — Den ältern Vers 13 vertheidigte der Dichter anfangs gegen Humboldt. „Das Sylbenmaß," sagt er im Brief vom 29. November, „drückt hier selbst die Weite aus, auf der das Auge dahin gleitet und sich verliert." Dennoch substituirte er später einen Vers mit besserer Cäsur.

Doch jetzt braus't's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
 Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras.
Mich umfangt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
 Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
 Und ein mystischer Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
 Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt die Hülle. Der offene Wald gibt
 Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
 Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
 Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Unter mir seh' ich endlos den Aether und über mir endlos,
 Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
 Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.

„Alles ist in tiefer Ruh," interpretirt Hinrichs: „da braus't's aus dem nahen Gebüsch plötzlich, und der Sturm nöthigt ihn, Schutz zu suchen im Walde." Darnach muß der Leser glauben, es habe sich an dem heitern, stillen Sommertage plötzlich ein Sturm erhoben, wie Schiller es gewiß nicht gemeint hat. Der Spaziergänger ist von der Wiese den Berg hinauf gestiegen, den er in V. 1 als sein

Ziel vor allen andern Gegenständen begrüßte, und hat nun die Stelle erreicht, wo auf seinem Abhang das Gebüsch beginnt. Hier auf der freiern Höhe trifft er Luftströmungen, welche die tiefere Ebene nicht berühren. Daß von keinem Sturm die Rede sein kann, zeigt manches Spätere, z. B. „des grünlichten Stroms fließender Spiegel" (V. 34). — Warum läßt der Dichter den Weg des Spaziergängers durch den Wald gehen? Er wollte erstens wohl die folgende erhabene Scene nicht unmittelbar an die vorhergehende schöne reihen; die Waldesstille sollte für das Erhabene vorbereiten. Dann stimmt sie auch das Gemüth zu der bald nachher eintretenden Reflexion. Endlich hebt auch die Waldesnacht durch Kontrast den blendenden Glanz des Tages und das ganze folgende Bild, nach der von Jean Paul gegebenen Kunstregel, daß man der Phantasie, um ihr ein Bild recht lebhaft zu vergegenwärtigen, vorher die Hülle desselben vorhalten müsse. Götzinger sieht in derselben auch etwas Symbolisches: „Zwischen der bloßen Natur und der Verbindung des Menschen mit derselben liegt ein geheimnißvolles Dunkel, durch das wenig Licht fällt." Auch hier finden wir noch überall die unentstellte Natur; erst in V. 38 tritt uns eine Spur der einwirkenden Menschenhand entgegen.

„Ambrosisch" (V. 23) göttlich, göttlich erhaben und schön, ist schon bei Homer ein häufiges Epitheton der Nacht. — Statt „mystischer" in V. 26 heißt es jetzt schlängelnder. Der Dichter mochte wohl von seinen Freunden des zu häufigen Gebrauchs griechischer Wörter wegen (energisch, ambrosisch, mystisch) getadelt worden sein; vielleicht störten ihn auch später neuere Nebenbegriffe des Wortes mystisch. — V. 29 heißt in der neuern Form:

Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt . . .

Der anäpastische Wortfuß nach der Cäsur im neuen Verse wirkt malerischer. — Die Schreibweise „gählings" für jählings in

V. 33 ist auch in den spätern Ausgaben beibehalten worden. V. 35 lautet jetzt mit viel schönerer Wortfolge:

Endlos unter mir seh' ich den Aether und über mir endlos

Ueber den älteren Vers schrieb Schiller an Humboldt: „Endlos. das erste Mal als Trochäus gebraucht, ist nicht wohl zu gestatten, Ich werde setzen: Endlos unter mir seh' ich u. s. w. Daß der ganze Hexameter zwischen den beiden Endlos eingeschlossen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgestellt wird, keine üble Wirkung. Es ist selbst etwas Ewiges, da es in seinen Anfang zurückläuft.“ — Für solche antithetische oder parallellaufende Ideen, wie in V. 36, bewährt sich der Pentameter, mit seiner vershalbirenden Cäsur, als höchst geeignet; und so erklärt es sich auch, warum Schiller, der das Kontrastiren und Parallelisiren so sehr liebte, für seine didaktischen Gedichte so gern das elegische Versmaß wählte.

Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße.
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnt der Mensch noch mit dem Menschen zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach.
Traulich rankt sich der Weinstock empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.

Deine Wünsche beschränkt der Erndten ruhiger Kreislauf,
Gleich, wie dein Tagewerk, windet dein Leben sich ab!

In diesem Abschnitte sieht sich der Lustwandelnde nicht mehr von der bloßen Natur umgeben; der Mensch ist hinzugetreten, aber noch innig vereint mit der Natur, fast, wie sie, noch bewußtlos einer innern Nothwendigkeit gehorchend.

In V. 41 hat der Dichter später nach „Linien" noch „sieh!" eingeschoben, um das folgende „die" nicht lang brauchen zu müssen. Daß hier *Linien* die Gränzraine der Felder bezeichne und Demeter, die Göttin des Ackerbaues, als Vertheilerin des Eigenthums, eingeführt sei, würde ich kaum erwähnen, wenn nicht selbst ein Interpret die Stelle mißverstanden hätte, der hier vom Mathematiker Demetrius von Alexandrien spricht. — Daß sich der Nebensatz in V. 44 an das Adjektiv *menschenerhaltend* anschließt, ist nicht zu billigen. — Ueber V. 45 u. ff. bemerkte Humboldt: „Es ist eine der schönsten Stellen des Gedichts, wo Sie der *länderverknüpfenden Straße* gedenken. Auch bei mir haben sich von jeher an eine Landstraße so viele Ideen angereiht. Aber gehört die Straße wohl recht in dieses Zeitalter, zwar nicht ganz ursprünglicher, aber doch immer sehr früher Einfalt? und hätten Sie sie nicht besser in das folgende gebracht, das erst den Handel und den Krieg kennt, die beiden vorzüglichsten Mittel der Länderverknüpfung? Mir ist es um so mehr aufgefallen, da Sie in dem gleich darauf folgenden Verse nicht ohne Absicht und mit großem Recht *Flöße* statt *Schiffe* gewählt zu haben scheinen. Und doch ging die Seekommunikation der Landkommunikation voraus." Schiller antwortete: „Ihr Einwurf gegen zu frühe Einführung der Landstraße in dem Gemälde ist nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen; die Landstraße war einmal in der Scene, die meiner Phantasie sich empirisch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe kosten, die Landstraße nachher einzuführen, und doch muß ich die sinnlichen Gegenstände, an denen der Gedanke fortläuft, zu Rathe

halten.“ — An dem Pentameter V. 46 tadelt Götzinger, daß man von ihm ohne Pause auf den Hexameter des folgenden Distichons im Lesen überspringen muß. Allein hier ist vielleicht die Verletzung der Regel gerade eine Schönheit, indem dadurch das ruhelose Fortklimmen der Landstraße versinnlicht wird. Zu wünschen wäre freilich, daß nun auch der Gedanke noch durch den folgenden Pentameter fortliefe und nicht mit dem V. 47 endigte. Vergl. die Bemerkung zu V. 6 u. 7 des Gedichtes Der Tanz (Thl. II, S. 25 f.). — Götzinger rühmt mit Recht den Ausdruck „umruhn“ in V. 54. „Er ist trefflich,“ sagt er, „und spricht recht Schiller's Fähigkeit aus, Alles zu beleben; auch die Ruhe erscheint hier selbstthätig und lebendig. — Statt „der Weinstock“ in V. 55 lesen wir jetzt die Reb'. Was den Dichter zur Aenderung bewogen, zeigt eine Stelle in seinem Briefe an Humboldt vom 29. November: „Ob die Composita Wohllaut (V. 12), Weinstock, Bergmann (110), Wiederhall (50), Oelbaum (104) u. s. w. als Trochäen und Daktylen gebraucht werden können, auch wenn ein Vokal darauf folgt, möchte zu bezweifeln sein. Voß hat es sich niemals erlaubt; dafür ist Goethe desto freigebiger damit gewesen.“ Ungeachtet jener Bedenklichkeit hat Schiller nur diese Stelle wirklich metrisch verbessert. — „Freiheit“ in V. 57 steht der Naturnothwendigkeit entgegen. Das Gesetz, wornach die Menschen dieser Kulturstufe handeln, heißt „eng“ (fest beschränkt), im Gegensatz zu der weiten Wahl, dem schwankenden Streben des zur Freiheit erwachten Menschen. — Die erste Hälfte des V. 60 ist jetzt so geordnet:

Wie dein Tagewerk, gleich . . . .

eher eine Verschlimmerung, als eine Verbesserung, wegen des nun entstehenden Pseudo-Daktylus Tagewerk.

Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick! Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.

Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude,
Leiht nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen den Reiz.
Regel wird Alles, und Alles wird Wahl und Alles Bedeutung,
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Majestätisch verkündigen ihn die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsichten Kern hebt sich die thürmende Stadt.

In seine Betrachtungen versunken, ist der Spaziergänger, ohne auf die Umgebung weiter zu achten, fortgeschritten. Da sieht er plötzlich aufblickend sich in einer Gegend von ganz anderm Charakter. In Allem offenbart sich Absichtlichkeit, Auswahl, Klassificirung, — kurz der Menschengeist hat hier der Natur sein Gepräge aufgedrückt. — Fremd nennt er diesen Geist (V. 61), nämlich der Natur; denn sie wirkt nicht mit Auswahl, nach Zwecken; sie trennt nicht das Ungleichartige von einander, sondern mischt das Verschiedenste in reizender Unordnung durch einander. — Aber warum nennt er die Flur fremder? fremder, als der Geist? Sie verdankt ja ihren fremden Charakter nur dem Geiste. — „Stände," in V. 65, ist nicht etwa eigentlich zu verstehen; die Bäume, die Pflanzen überhaupt vereinigen sich nach Geschlechtern und Klassen, die edlern sondern sich von den unedlern; als ein Beispiel werden die Pappeln hervorgehoben, welche, zu Alleen geordnet, mit ihren „langen, schroffen Wänden" einen so schneidenden Kontrast gegen die anmuthige Planlosigkeit der freien Natur bilden. — V. 67 und 68 hat der Dichter später ausgeschieden. Warum mochte ihm wohl der Gedanke unpassend erscheinen? Denn daß die Form ihn zur Aussonderung bestimmt, ist unwahrscheinlich. Einen verwandten Gedanken finden wir schon in den Künstlern (V. 157 u. ff.) ausgesprochen. Aehnlich charakterisirt Schiller den neuen Kulturmenschen im Gegensatz zum alten Griechen (Sechster Brief über die ästhet. Erz. des Menschen). — Das „Dienergefolg" in V. 70 bezieht Götzinger,

wunderlich genug, auf fürstliche Diener und Söldner, die er vor dem Königsschlosse sieht, dessen Thürme (Kuppeln) von der Sonne leuchten. Treffend interpretirt dagegen Hoffmeister: „Die Regel, Wahl und Bedeutung, die sich in der *standesmäßigen* Absonderung der Pappeln und Stauden ausspricht, verkündigen mir, daß sich der Mensch zum *Herrscher* der Natur gemacht hat: diese geregelten Stände der Bäume, gleichsam sein Dienergefolge, melden ihn mir als Herrn der Natur an. Aber noch deutlicher zeigt sich der Mensch als ihr Herrscher durch die fernher strahlenden Kuppeln und die Stadt überhaupt, welche aus Felssteinen (V. 72) an einem Orte aufgebaut ist, wo früher eine Wildniß war (V. 73).“ — Befremdend bleibt nur der Ausdruck „aus dem felsichten Kern“ (V. 72); wenn man sich streng an die Worte hält, so kommt man eher auf die Erklärung: Aus dem Felsen, der ihren Kern bildet, (d. h. wohl, der ihre Grundlage bildet, oder vielleicht, aus dem sie gebaut ist) erhebt sich die Stadt. — V. 71 heißt jetzt:

Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln —

„Die *thürmende* Stadt,“ sagt Schiller in V. 72, wie früher in der *Melancholie* an Laura (Str. 3), „Unsre stolz *aufthürmenden* Paläste „beide Participien in reflexiver oder passivischer (gethürmt) Bedeutung nehmend. Vergl. noch unten V. 118 älterer Form.

In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt Ein Geist, in tausend Brüsten
Schlägt, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und schlägt für der Ahnen Gesetze;
Hier auf dem theuern Grund ruht ihr verehrtes Gebein.

Von dem Himmel steigen die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein.
Herrliche Gaben bescheerend erscheinen sie; Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser;
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran.
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit;
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Wahrheit und Kunst.
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren;
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter
Blickten dem Zuge nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch nur der Ruhm kam zurücke,
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, gib Kunde dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Theuren! Von eurem Blute begossen,
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.

Die Veränderungen, welche diesem Abschnitt zu Theil wurden, sind, mit Ausnahme des V. 92, insgesammt metrische. V. 79 und 80 lauten jetzt:

Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von Einem Gefühl u. s. w.

V. 83. Nieder vom Himmel steigen u. s. w.

V. 92. Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst

V. 96. Blickten dem Heerzug nach u. s. w.

V. 99. Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke

V. 101. Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest . . .

V. 103. Ruhet sanft, ihr Geliebten u. s. f.

Der Schluß des vorigen Abschnittes hat den Dichter in die Nähe des gedrängtesten Vereins der Menschen, der Stadt, geführt, deren Leben und Treiben sich hier nun seinem Geiste näher vergegenwärtigt. Zuerst wird dieses Leben durch einige allgemeinere Züge charakterisirt (V. 75—82). Dann wird der erste Aufbau der Stadt- und Staatsverbindung, in ähnlicher Weise, wie im eleusischen Feste, mythisch dargestellt (V. 83—90). Aber zur Erhaltung des neugegründeten Staates ist im Innern Gerechtigkeitspflege (V. 93), und nach Außen hin patriotischer Kriegsmuth nöthig (V. 94—99), den das dankbare Vaterland rühmend anerkennt (V. 100—103). Das Schlußdistichon des Abschnitts führt dann zur Schilderung der frohen Thätigkeit der Friedenszeiten über.

Götzinger versteht unter „Faunen" in V. 73 die Schutzgötter des italischen Landvolkes, nicht die griechischen Pane und Satyre, und erklärt den Vers: „Mit der bürgerlichen Verfassung ist auch der Glaube des Volkes und sein Gottesdienst verändert worden." So viel hat Schiller gewiß nicht andeuten wollen. Der Götterverehrung ist erst später (V. 84), nach Schiller's Weise, flüchtig gedacht; die vorliegende Stelle sagt nur: Wald und Wildniß sind von der Stadt verdrängt worden; statt der lebendigen, von Faunen umschwärmten, Bäume erheben sich jetzt freilich todte Steinmassen (die Gebäude); aber Pietät, in seinem weitern Sinne gefaßt, wo es Götterverehrung, Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit an Stammes- und Familiengenossen umschließt (so verstehe ich „Andacht," das mit Andenken zusammenhängt) macht uns den todten Stein, an den sich tausend Erinnerungen knüpfen, heilig und theuer. — Die Stelle V. 75 und 76 rechnet Humboldt zu denjenigen, welche sich durch Tiefe des Sinnes und Wahrheit der Empfindung, zu welchen beiden der Ausdruck so herrlich passe, auszeichnen. Nur ist das Zeitwort umwälzt zu tadeln, wofür das trennbare wälzt um hätte gebraucht werden müssen. Zu vergleichen sind mit diesen Versen im Lied von der Glocke V. 310 u. ff. — V. 75—82 Regeres gei-

stiges Leben, eifriger, aber friedlicher Wettkampf der Kräfte und Gemeinsinn charakterisiren das neue Staatsleben. — In V. 85 u. ff. zeigt sich, daß der Dichter hier, wie im eleusischen Fest, Griechenland vor Augen hatte. „Denn nur die Hellenen," sagt Hoffmeister, „vermählen die Simplicität der Natur mit allen Reizen der Kunst und aller Würde der Wissenschaft*), nur sie also besaßen jene Humanität, welche das erregte Herz des Dichters freudig begrüßt: Heilige Steine u. s. w." — „Ceres" (V. 85) führt hier den Reigen an, wie sie auch im eleusischen Fest als die Hauptfigur erscheint. Hermes wird in der Sagengeschichte nicht als Erfinder des Ankers genannt; der Dichter theilte ihm die obige Rolle als dem Gotte des Handels zu. Der Oelbaum und das Pferd wurden in Folge einer Wette zwischen Minerva und Neptun den Menschen verliehn, bei welcher es galt, wer der neuen Stadt (Athen) das nützlichste Geschenk machte. Ueber Cybele s. die Bemerk. zu Str. 23 des eleus. Festes. — Der Gedanke in V. 91 und 92 scheint mir an dieser Stelle nicht recht gehörig. Hier, wo die Stadt erst eben gegründet, und ihrer innern und äußern Befestigung durch Justiz und Krieg noch nicht gedacht ist, scheint es zu früh zu sein, der Aussendung von Kolonien zu erwähnen. Hoffmeister macht darauf aufmerksam, daß das Wort „Menschheit" für Menschlichkeit in derselben Verbindung in dem Epigramm die verschiedene Bestimmung vorkommt:

> Aber durch Wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.

V. 93. Im Alterthum wurden, wie noch jetzt im Morgenlande, Rechtssachen auf den freien Plätzen an den Thoren verhandelt, die daher nicht minder Sammelplätze des Volkes, als unsre Märkte, waren („gesellige Thoren"). — „Penaten" in V. 94 hier nicht, wie meist, die Hausgötter, Lares familiares, sondern die

---

*) Schiller's Werke in Einem Bande S. 1191.

Lares publici, Schutzgötter der Stadt und des Landes. — Den Semi-Hexameter „. . doch nur der Ruhm kam zurücke" (V. 99) vertheidigte Schiller anfangs gegen Humboldt. „Er klingt mir darum nicht hart," schrieb er, „weil der starke Accent auf Ruhm das kam gar nicht aufkommen läßt. Mir kommt vor, als könnte man es nicht nur entschuldigen, sondern sogar gut heißen, daß, um gewissen Sylben, auf denen ein Verstandes-Accent liegt, eine größere prosodische Länge zu verschaffen, eine an sich nicht kurze Sylbe neben ihnen kurz gemacht wird; wenigstens muß das Ruhm in obigem Vers um so länger gelesen werden, je weniger das kam kurz sein will, und dieß ist es gerade, was der Sinn verlangt." Wie aber die mitgetheilte Variante zeigt, ließ er sich später eines Bessern belehren. — Das Distichon V. 101 und 102 ist die Grabschrift der bei den Thermopylen gefallenen Spartaner (s. Herodot, Polymnia, 200 *). — „Der Oelbaum" ist in Vers 104 das Sinnbild des Friedens.

Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Bruche wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos ertönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervichten Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß.
Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem thürmenden Mast wehet der festliche Kranz.

---

*) Ω ξεῖν', ἄγγειλον Λακεδαιμονίοις ὅτι τῇδε κείμεθα, τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι.

Siehe, da wimmeln von fröhlichem Leben die Krahne, die Märkte,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Erndten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet;
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebiert dem Talente das Glück die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste empor.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und, von Dädal beseelt, redet das fühlende Holz.
Künstliche Himmel ruhen auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.

Spätere Veränderungen:

V. 109. Aus dem Felsbruch wiegt u. s. w. (Vergl. V. 96 älterer und neuerer Form.)

V. 111. Mulcibers Ambos tönt u. s. w.

V. 118. Hoch von dem ragenden Mast u. s. w.

V. 119. Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben.

V. 125. Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder;
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.

V. 128. Und, vom Meisel beseelt, redet der fühlende Stein.

In der geordneten Staatsverbindung, die Jedem das Seine sichert, gedeihen die Gewerbe (V. 105), durch Flußschifffahrt unterstützt (V. 106). Die rohen Naturprodukte (Holz, Steine, Metalle, Flachs) werden zu Kunstprodukten umgeschaffen (V. 107 — 114), Holz= und Steinarbeiten, Schmiedekunst und Weberei werden aufs lebendigste vergegenwärtigt. Der Handel trägt die Erzeugnisse des heimischen Fleißes in die Ferne und bringt dafür die Schätze des Auslandes (V. 115 — 124). Jetzt, nachdem durch die Gewerbe für Bedürfniß und Bequemlichkeit gesorgt worden, und der Handel den

Reichthum erzeugt hat: entstehen die edlern Künste, die dem Vergnügen dienen. Als ihre Repräsentanten werden bildende Kunst und Architektur aufgeführt, wohl nicht bloß, weil sie am leichtesten in ein kurzes sinnliches Bild zu fassen waren, sondern auch weil sie sichtbarer vom äußern Glück, das kurz vorher geschildert wurde, abhangen (V. 125—132). — V. 107 die Dryade, die Baumgöttin, „erseufzt," es gilt ihr Leben, sie stirbt mit dem Baume. — V. 111 „Mulciber" (mulcere, ferrum) Vulkan. Im eleusischen Feste steht seine Kunst an der Spitze der Gewerbe, die sich aus dem Ackerbau entwickeln; und so rühmt auch der Homerische Hymnus von ihm, daß er die Menschen von den Gefilden in die Häuser geführt, daß er es sei,

> Der vereint mit Athene, der hohen blauäugigen Göttin,
> Herrliche Werke gelehrt die Erdbewohner, die vor ihm,
> Thieren des Waldes gleich, in Gebirgeshöhlen gehauset.

Zu Vergleichung mit dem trefflichen onomatopöetischen Ausdruck empfehlen wir besonders die in dieser Beziehung gleich ausgezeichnete Stelle in Virgil's Aen. VIII, 388 u. ff. — V. 119 „der Krahn," hier natürlich der Platz, wo die Krahne aufgestellt sind. Den alten V. 119 hatte Schiller absichtlich ohne Cäsur gebaut, „weil die wimmelnde Bewegung keinen Stillstand verstatte." Auf Humboldt's Rath veränderte er ihn dennoch, vielleicht mit Unrecht. — V. 123 „Thule" hier der Norden, im Gegensatz zu Afrika, dem Süden: Die Produkte des Südens und des Nordens sammelt der Kaufmann in seinen Waarenniederlagen. Ob die Alten unter Thule Island, Schottland, Norwegen verstanden haben, ist zweifelhaft. — V. 124 „Amalthea" ursprünglich der Name einer Ziege, Amme des Zeus, deren Horn als Horn des Ueberflusses an den Himmel versetzt wurde. — Durch die Veränderung des Verses 126 wurde der Hiatus „Künste empor" weggeräumt, und zugleich den Künsten eine sehr willkommene nähere Bestimmung zugefügt. — V. 128. Der „Stein"

verdiente allerdings vor dem „Holz“ schon als gewöhnlicheres Material der edelsten Bildhauerarbeiten den Vorzug. — Die Ordnung der „Jonischen Säulen“ ist die dritte unter den fünf Säulenordnungen der Alten und vereinigt mit hoher Einfachheit große Schönheit. Sie steht in der Mitte zwischen dem Ernste der dorischen und der Ueppigkeit der korinthischen. — Das „Pantheon“ (V. 130), ein allen Göttern gewidmeter Tempel zu Rom, von runder Form, mit rundem, gewölbten Dache, jetzt, unter dem Namen Rotonda, allen Heiligen geweiht.

Aber im stillen Gemache zeichnet bedeutende Zirkel
  Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüfet der Elemente Gewalt auf versuchender Wage,
  Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wunden,
  Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht dem stummen Gedanken die Presse,
  Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
  Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriß’ er
  Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!

Spätere Veränderungen:

V 133. Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel.

V. 135. Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben.

V. 139. Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken.

Jetzt nachdem Gewerbe, Handel und Künste zur Blüthe gediehen und dem Bedürfniß, dem Wohlstand, dem Vergnügen Genüge geleistet worden, macht auch der Geist seine Ansprüche geltend; die Wissenschaften entwickeln sich, und zwar zunächst die dem Bedürfniß, dem Wohlstand dienenden: namentlich die Naturwissenschaften und die Mathematik. Und nun kommt noch eine herr-

liche Erfindung, die Schrift, der mündlichen Tradition zu Hilfe, um die Ergebnisse der Forschung der fernsten Nachwelt zu überliefern. Da müssen Aberglauben und Vorurtheil dem wachsenden Licht der Erkenntnisse weichen, wenn nur nicht auch die Scham aus den Herzen entwiche! — V. 133 deutet auf Geometrie, V. 134 auf Naturwissenschaft im Allgemeinen, V. 135 auf Chemie und Magnetismus, V. 136 auf Akustik und Optik. V. 137 und 138 bezeichnen allgemeiner das wissenschaftliche Streben; sie speciell auf die Welt der Freiheit und ihre Erscheinungen, die Menschengeschichte, zu beziehen, wie Götzinger thut, gestatten die Worte nicht. „Grausende" (hier für grausenerregend gebraucht) nennt der Dichter die Wunder des Zufalls, weil dem Menschen, zufolge der Organisation seines Geistes, Alles unheimlich ist, worin er nichts Gesetzliches erkennt. „Den ruhenden Pol" möchte ich auch nicht gerade mit Götzinger auf die Gottheit deuten, die Schiller freilich auch in den Worten des Glaubens den „im ewigen Wechsel beharrenden Geist" nennt; es scheint mir nur ein bildlicher Ausdruck für das Gesetz zu sein. — Das letzte Distichon des Abschnitts leitet sehr geschickt zu der nun folgenden Schilderung der Ausartung der Kultur über:

Freiheit heischt die Vernunft, nach Freiheit rufen die Sinne,
  Beiden ist der Natur züchtiger Gürtel zu eng.
Ach, da reißen im Sturme die Anker, die an dem Ufer
  Warnend ihn hielten; ihn faßt mächtig der fluthende Strom.
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
  Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich mastlos der Kahn.
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
  Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Unnatürlich tritt die Begier aus den ewigen Schranken,
  Lüsterne Willkür vermischt, was die Nothwendigkeit schied.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, die heilige Treue
  Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
Ihren Schleier zerreißt die Scham, Asträa die Binde,
  Und der freche Gelust spottet der Nemesis Zaum.

In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke; die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttliches Vorrecht hinweg.
Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verpraßt hat sie alle,
Alle der Trug, der Natur köstlichste Töne entehrt,
Die das sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Leben wähnst du noch immer zu sehn, dich täuschen die Züge,
Hohl ist die Schale, der Geist ist aus dem Leichnam geflohn.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Lange Jahre, Jahrhunderte mag die Mumie dauern,
Mag der Sitten, des Staats kernlose Hülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Bis, verlassen zugleich von dem Führer von Außen und Innen,
Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntniße Licht,
Eine Tigerin, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Weit von dem Menschen fliehe der Mensch! dem Sohn der Verändrung
Darf der Veränderung Sohn nimmer und nimmer sich nahn,
Nimmer der Freie den Freien zum bildenden Führer sich nehmen,
Nur was in ruhiger Form sicher und ewig besteht.

Spätere Veränderungen und Abkürzungen:

V. 145. Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,

V. 146. Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.

V. 150. . . . . wiegt sich entmastet der Kahn.

V. 153 und 154 sind weggeblieben.

V. 155. . . . . . . die Wahrheit, Glauben und Treue.

V. 157 und 158 sind weggeworfen worden.

V. 164. . . . . . . göttlichen Adel hinweg.

V. 165. Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich

V. 166. Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,

V. 167. Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet.

V. 169 und 170 sind ausgeworfen worden.

V. 173. Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,

V. 174. Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn.

V. 177 und 178 hat der Dichter wieder ausgeschieden.

V. 179. Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen.

V. 185 — 88 sind weggefallen.

Hoffmeister scheint diesen Abschnitt nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben. „Mit einem Blick auf die (französische) Revolution," so gibt er den Inhalt an, „geht Schiller in den Worten: Seine Fesseln zerbricht u. s. w. (V. 143) zu einem andern Abschnitt, zur Ausartung der Kultur, über. Zuerst ist der Mensch mit der Natur eins; dann macht er, ohne sich von ihr loszureißen, seinen eigenen Geist dadurch geltend, daß er ihre Produkte zu seinen Bedürfnissen benutzt, ihre Stoffe ästhetisch umbildet und ihre Gesetze wissenschaftlich erforscht. Nun will er sich aber auch endlich als moralische Person über die Natur erheben, er will an die Stelle des Staates der Noth und der Natur den Staat der Vernunft und Freiheit treten lassen (V. 145 und 146). Der gefährliche Versuch mißlingt, weil die Sittlichkeit noch nicht stark genug ist, daß er sich ihrer alleinigen Führung anvertrauen könnte, und seine menschliche Natur noch nicht veredelt genug, daß er auf dieser Laufbahn von ihr unterstützt würde. Indem er sich so der Natur entgegensetzt und auch von der rein sittlichen Vernunft preis gegeben ist, schweift er nothwendig in jede Unmenschlichkeit und Entartung aus, welche uns Schiller's Meisterhand mit, von der französischen Staatsumwälzung genommenen Farben schil-

dert." Wahrscheinlich ist Hoffmeister durch die Worte „Freiheit ruft die Vernunft u. s. w.," welche an das Losungswort der französischen Revolution erinnern, zur Deutung des ganzen Abschnittes auf dieselbe verleitet worden. Der Dichter wollte aber hier nicht diese Schreckenszeit schildern, sondern den Zustand der Gesellschaft, der ihr voranging, die Korruption, aus welcher sie nothwendig entspringen mußte. Erst in V. 175 u. ff. deutet der Dichter jene furchtbare Staatsumwälzung an, aber nur in wenigen kräftigen Zügen. Die Freiheit, wonach in V. 145 die Vernunft ruft, ist nicht speciell schon als die politische Freiheit zu denken, welche die französischen Republikaner meinten, es ist damit auf die Zügellosigkeit hingedeutet, die sich erst in den einzelnen Gliedern des Staates in weitern und weitern Kreisen entwickelt, bis sie zuletzt das ganze Staatsgebäude untergräbt. Will man also die ganze Schilderung auf Frankreich deuten, so gilt sie etwa der Zeit der drei Ludwige vor der Revolution. Wie ließen sich auch wohl V. 172 u. ff. „Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron u. s. w." bei Hoffmeisters Annahme ungezwungen erklären? — Bisher war Schiller bei seinen Reflexionen immer von einem äußern Objekte ausgegangen; die Betrachtungen über die Depravation der Gesellschaft schließen sich an das Vorige ohne Vermittelung eines äußern Gegenstandes an. Der Dichter erklärt sich selbst darüber gegen Humboldt: „Bei der Korruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüth in sich selbst versinkt, und die Einbildungskraft die ganzen Kosten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vortheil, daß nach einer so langen Zerstreuung, während der doch die Reise immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildniß dastehen kann." — Betrachten wir nun die einzelnen Distichen näher! Für V. 145 und 146 adoptiren wir Götzinger's Erklärung: „Die Vernunft will noch da entscheiden und wählen, wo ihr keine Entscheidung, keine Freiheit mehr zusteht, sondern sie sich freiwillig der Naturnothwendigkeit fügen muß; die Sinnlichkeit will da genießen und

an sich reißen, wo die Vernunft ihr Verbot einlegt, weil das Glück des Menschengeschlechts damit nicht bestehen könnte. Beide Abwege stellt die Sage sehr sinnreich dar in Faust und Don Juan; sie charakterisiren aber auch oft ganze Völker und Zeitalter." — „Die Anker" (V. 147), der Glaube an Edleres und Höheres, die Achtung für Gesetz und Ordnung. — „Der fluthende Strom" (V. 148), die Begierde, die über alle Schranken schweifende Sinnlichkeit. — „Des Wagens Sterne" möchte ich am liebsten auf die Religion deuten. — „In dem Busen der Gott" (V. 152), das Gewissen. — „Die Scham" (V. 157), Pudicitia, wurde gewöhnlich mit langem Gewande und verhülltem Gesichte dargestellt; „Asträa," die Göttin der Gerechtigkeit, trug nach Hesiod (Werke und Tage, V. 254) eine Binde um die Augen. — Eine merkwürdige Wortbildung war das Masculinum „Gelust" des ausgemärzten Verses 158; warum brauchte Schiller nicht das Neutrum Gelüst?*) — „Sykophant" hieß ursprünglich in Athen der Angeber eines Uebertreters des Gesetzes, welches die Exportation der Feigen nach Megara verbot, später überhaupt jeder niedrige Angeber, Zwischenträger und Verläumder. Götzinger erinnert hiebei an die geheime Polizei einiger Staaten. — Den V. 163 interpretiren Götzinger, Sauer und Neuhofer: Das anvertraute Geheimniß ist feil. Sollte nicht vielmehr der Sinn sein: Die Denkart, die Gesinnung, die Ansichten und Grundsätze, z. B. die politische Meinung, der man huldigt, richten sich nicht mehr nach der tiefinnersten Ueberzeugung, sondern nach dem äußern Vortheil? — V. 164. Selbst die Liebe wird verkäuflich, — V. 165 u. ff. Die kalte konventionelle Höflichkeit z. B. hat sich der stärksten Ausdrücke der Zuneigung, der Theilnahme, der Rührung, des Mitleidens u. s. w. bemächtigt, so daß der wahrhaften Empfindung nichts übrig geblieben ist, als Verstummen. Die

*) Schiller brauchte jene Form auch in einem Gedicht vom Jahr 1781 „Der Venuswagen" (Str. 9) „Euch zuletzt noch, Opfer des Gelustes."

Anreihung des Hexameters V. 167 an das vorhergehende Satzgefüge, während der Pentameter V. 168 syntaktisch isolirt steht, verletzt die Natur des elegischen Metrums. — V. 171. Sauer bemerkt hiezu: „Zu keiner Zeit wird von Recht und Gerechtigkeit mehr gesprochen, als wo es am schlechtesten gehandhabt wird. Auch die häusliche Eintracht wird nur da zur Schau getragen, wo sie nicht mehr das Hauswesen regiert.“ — V. 172. Das Gesetz lebt nicht mehr (es wird nicht mehr in den Herzen der Staatsbürger lebendig empfunden), es schreckt nur noch — daher der bildliche Ausdruck „Gespenst“ vortrefflich paßt. — Den ältern V. 174 änderte Schiller wohl deßhalb, weil er dem Bilde „der Mumie“ (in V. 173) ein schwächeres, das „einer kernlosen Hülle“ zur Seite stellte, ähnlich wie in V. 170, der vielleicht eben deßhalb und seiner zu großen Verwandtschaft mit V. 173 und 174 wegen nebst dem zugehörigen Hexameter weggefallen ist. — V. 176. Wenn despotische Willkür sich den Reformen widersetzt, welche die Zeit als Bedürfniß erkennen läßt, so revolutionirt das Volk. Ein herrliches Bild, voll Wahrheit, ist die Darstellung der Revolution als Tigerin, die der alten freien Heimath plötzlich gedenkt. Schade, daß hier durch den Ausfall der V. 177 und 178 einige syntaktische Unbestimmtheit entstanden ist, indem nun der dritte der durch „Bis“ (V. 175) angereihten beigeordneten Sätze einer Konjunktion entbehrt. — V. 182. „Und in der Asche der Stadt u. s. w.“ zählt Humboldt mit Recht zu den glücklichsten, unnachahmlich prägnanten Ausdrücken. — V. 183. Wenn die Kultur so furchtbare Folgen hat, so laßt uns wieder zur Natur zurückkehren! Das Charakteristische der Natur, dem freien, veränderlichen Menschen gegenüber, hatte der Dichter in dem ausgefallenen Verse 188 treffend bezeichnet.

Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad; abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft vorwärts und rückwärts den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.

Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd! Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mit des Lebens furchtbarem Bild mich schaudernd ergriffen,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner von deinem reinen Altare nehm' ich mein Leben,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Wiegest auf gleichem Mutterschoße die wechselnden Alter:
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homer's, siehe! sie lächelt auch uns.

Neuere Lesarten:

V. 190. Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
V. 203. Der mich schaudernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde.
V. 205. Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare.
V. 213. Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter.

In seine Betrachtungen über die Entartung der Menschheit ganz vertieft, ist der Wandrer, des Weges achtlos, weiter geschritten; da sieht er sich plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, in einer wilden Gebirgslandschaft, welche zu der Naturscene, wovon er ausging, einen starken Kontrast bildet, aber desto größere Verwandtschaft zu den Phantasiebildern hat, die ihn zuletzt beschäftigten.

Nur läßt sich nicht geradezu sagen, wie Götzinger und Hoffmeister meinen, daß der Dichter hier der Reflexion das entsprechende äußere Bild habe folgen lassen, wogegen er früher immer die Betrachtung an das vorliegende Bild knüpfte. Die rauhe Wildniß, die der Wandrer vor sich sieht, ist ja nicht Symbol der Revolution und ihrer Gräuel, sondern eher, obwohl auch nicht ganz treffend, des Zustandes nach der Revolution, wo die Kräfte sich wieder wild durcheinander treiben, wo die Stoffe wieder roh gethürmt liegen und die bildende Hand erwarten. Das Gefühl der Einsamkeit ergreift ihn mächtig in der schauerlichen Gebirgsstille, und dieses Gefühl bringt ihn auch schnell zum Bewußtsein, daß die Schreckensscenen menschlichen Unglückes, die eben an ihm vorübergegangen, nur Phantasiegebilde gewesen. Er fühlt sich wieder an dem Herzen der Natur, deren Unveränderlichkeit, dem Wechsel der menschlichen Dinge gegenüber, den Schluß der Elegie so rührend schildert. — Hoffmeister vermißt einen Abschluß an der sinnlichen Folie des Gedichtes. „Das Gedicht," sagt er, „läßt uns beim Wandrer in der Einöde, ungeachtet er doch eben so wohl, als die Menschheit, zum Ausgangspunkt zurückkehren mußte." Dagegen ist einzuwenden, daß auch die Menschheit in der Darstellung unsers Dichters nicht zum Ausgangspunkt zurückkehrt. Der Zustand derselben nach dem Umsturz der Staatsgesellschaft ist zwar wieder ein Naturzustand, aber nicht jener friedliche, sanfte, entzweiungslose, aus dem Schiller die Menschheit sich heraufentwickeln läßt. Auch kann ich nicht finden, daß in unserm Stücke die Herstellung der Natur in der Menschheit in veredelter Gestalt irgendwie angedeutet wäre; und eben darin scheint mir ein Mangel zu liegen, so daß ich nicht sowohl an der sinnlichen Unterlage als in dem Gedankengehalt des Stückes selbst den rechten Abschluß vermisse. Nachdem der Dichter die Menschheit in den Naturstand hat zurückfallen lassen, gibt er eben so wenig von ihren fernern Aussichten und Hoffnungen, von der Bahn, die sie nun zu durchlaufen haben werde, nähere Andeutungen,

als er den Spaziergang des Wandrers, den er ja auch in der Wildniß verläßt, zu einem festen Ziele zurückführt. Und doch fühlt Jeder sogleich, daß die Menschheit den eben beschriebenen Cyklus von Veränderungen nicht noch einmal durchlaufen könne, da an dem nun beginnenden Entwicklungsprozesse wieder ganz neue Elemente betheiligt sind. In den V. 205 u. ff. ausgesprochenen Ideen liegt keine befriedigende Lösung, da sie mehr auf das einzelne, mit sich entzweite Individuum sich beziehen. Oder will der Dichter gerade andeuten, daß, wenn die Gesellschaft durch Mißbrauch der Kultur gänzlich zerfallen sei, Hilfe und Heil nur noch darin gesucht werden könne, daß Jeder besonders in sich mit Bewußtsein den Adel der menschlichen Natur wieder herstelle? — Zum Schluß noch ein paar einzelne Bemerkungen! In V. 201 ist die Trennung des Pronomens „deinem" von dem Substantiv eher eine Schönheit als ein Fehler, indem dadurch der Begriff des Pronomens gehoben wird. — „Mit des Lebens furchtbarem Bilde" hat Götzinger, durch die falsche Interpunktion der Cotta'schen Ausgaben verleitet, irrig bezogen. Wie die alte Lesart zeigt, gehört jene Adverbialbestimmung zum Satze „Der mich schaudernd ergriff," weßhalb das Semikolon vor demselben in ein Komma zu verwandeln ist. Der Sinn ist: Indem sich das furchtbare Bild des Lebens vor meinem Geiste ausbreitete, ergriff mich der Traum, daß ich mit in demselben befangen sei; der Anblick des hinabstürzenden Thales („der abschüssigen Gründe," die seinen Schritt hemmten V. 189 u. f.) brachte mich wieder zur Besinnung, und zeigte mir, daß ich allein am Busen der Natur sei. — Die Schlußverse des Stückes erläutert Schiller selbst in einem Briefe vom Jahr 1789 *): „Wie wohlthätig ist uns doch die Identität, das gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie

*) Leben Schiller's von Frau v. Wolzogen. Th. II, S. 28.

immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unsers wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern."

Der Abend.

Nach einem Gemälde.

1795.

Schiller sandte das Gedicht nebst einigen andern an Körner den 25. September 1795 mit den Worten: „Hier sind noch einige Kleinigkeiten für den Almanach, weil ich ihm etwas genommen hatte. Ich wollte mich noch in einem andern griechischen Sylbenmaße versuchen. Vielleicht qualificirt sich diese Kleinigkeit zur musikalischen Komposition." Körner antwortete: „Den Abend habe ich abgeschrieben, und will versuchen, ob er sich komponiren läßt. Freilich ist er größtentheils von der Gattung, die, wie mich dünkt, nicht gesungen, sondern deklamirt werden soll, wo der Dichter ungestört genossen werden muß, wo die Darstellung in einer Reihe von Bildern liegt, wofür der Musiker keine Zeichen hat. Die letzte Strophe ist musikalisch, auch die erste, jedoch weniger. — Die Verse sind meisterhaft; Du mußt doch gestehen, daß dieses Metrum einen besondern Reiz hat, den man in den schönsten gereimten Gedichten nicht findet. Es tönt wie eine Melodie aus einer andern Welt. Diese Melodie nicht zu zerstören, ist noch eine besondere Schwierigkeit für den Musiker."

Wie Schiller, bei seiner Vorliebe für die Reimverse, hier ausnahmsweise dazu kam, sich „noch in einem andern griechischen Sylbenmaß (als dem elegischen) zu versuchen“, erklärt sich uns aus einem Briefe Humboldt's vom 31. August 1795. „Was Sie über das elegische Sylbenmaß sagen,“ schrieb damals Humboldt, „finde ich vollkommen wahr; auch bin ich sehr zufrieden, daß es Sie so anzieht, da diese Liebe solche Früchte trägt. Der Reim wird darum sein Recht an Ihnen nicht verlieren. Auch bei Ihnen liebe ich ihn doch nur vorzüglich in der lyrischen Gattung, und zu dieser ist die Stimmung, die ihn dann auch gewiß herbeiführt, doch seltener. Fast möchte ich, Sie machten auch einmal einen Versuch in den eigentlich lyrischen Sylbenmaßen, wie die Klopstockischen und Horazischen sind. Zwar lieb' ich sie im Deutschen gar nicht, aber nur um Sie in allen Gattungen zu sehen.“ Wahrscheinlich in Folge dieses Vorschlags machte Schiller den Versuch und löste die Aufgabe zu Humboldt's voller Zufriedenheit. „Unter Ihren Gedichten,“ schrieb dieser am 2. Oktober, „ist der Abend von sehr großer Schönheit. Es herrscht darin ein sehr einfacher und reiner Ton; das Bild malt sich sehr gut vor dem Auge des Lesers, und das Ganze entläßt ihn, wie man sonst nur von Stücken der Griechen und Römer scheidet. Das Sylbenmaß ist sehr angenehm, und Sie haben es trefflich behandelt. Ueberall schmiegt sich ihm der Ausdruck wie von selbst an, und nirgends ist mir eine Härte aufgestoßen.“

In der That muß, abgesehen von den klar und schön entwickelten Gedanken, die sehr gelungene metrische Form unsere Verwunderung erregen. Angemessenheit zum Inhalte und leichter gefälliger Fluß ist dem Metrum in gleichem Grade eigen. Wir müssen dies noch um so höher anschlagen, da Schiller, nach seinem eigenen Geständniß, über den Versbau so gut wie Nichts gelesen hatte. In einem Briefe an Humboldt sagt er: „Ich bin der roheste Empiriker im Versbau; denn, außer Moritz kleiner Schrift über Prosodie,

erinnere ich mich auch gar nichts, selbst nicht auf Schulen, darüber gelesen zu haben." Und wie sehr es ihm in dieser Hinsicht an festen Grundsätzen fehlte, sieht man aus Urtheilen, wie das folgende (in demselben Briefe): „Ob die Composita Wohllaut, Weinstock u. s. w. als Trochäen gebraucht werden können, auch wenn ein Vokal darauf folgt, bezweifle ich. Voß hat es sich niemals erlaubt, dafür ist Goethe desto freigebiger damit gewesen." Das Gedicht ist nach folgendem Schema gebaut:

– ∪ – ∪ ∪ – | ∪ – ∪ – ⏓
– ∪ – ∪ ∪ – | ∪ – ∪ – ⏓
– ∪ – ∪ ∪ – ⏓
– ∪ ∪ – ∪ ∪ –

(zwei phaläkische Verse, ein pherekratischer und ein archilochischer).

1. Senke, strahlender Gott, die Fluren dürsten
Nach erquickendem Thau, der Mensch verschmachtet,
Matter ziehen die Rosse,
Senke den Wagen hinab.

„Strahlender Gott", Helios, Phöbus, Sol. „Die Rosse" nennt Ovid in den Metamorph. II, 153:

Doch die geflügelten Rosse, der Pyrois und der Eous,
Aethon zugleich und Phlegon erfüllten die Luft mit Gewieher.

Der Gang des Metrums paßt an mehreren Stellen des Gedichtes vortrefflich zum Gedanken, z. B. oben: „die Fluren dürsten, der Mensch verschmachtet", und weiter unten: „schnell vom Wagen herab (Str. 3), mit leisen Schritten (Str. 4)".

2. Siehe, wer aus des Meers krystall'ner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
Rascher fliegen die Rosse,
Tethys, die göttliche, winkt.

In V. 1 ist „wer" lang zu lesen. Dieser Vers fließt am wenigsten schön im ganzen Gedichte wegen der drei einsylbigen Wörter „wer aus des". In den Ausgaben steht Thetis, was in Tethys zu ändern ist. Thetis, die Mutter des Achill, eine der Nereiden, war zwar auch eine Meergöttin; daß sie aber den Phöbus Abends zu empfangen pflege, wird nicht erwähnt. Wohl aber heißt es von der Tethys in Ovid's Metam. II, 68:

Jene sogar, die drunten die Arm' ausbreitend mich aufnimmt,
Tethys pflegt, daß im Sturz ich enttaumele, nun zu befürchten.

Sie war die Gemahlin des Okeanos und die Mutter der Klymene, der Geliebten des Phöbus. Der Maler, nach dessen Bilde Schiller das Gedicht entworfen, hat Tethys selbst als des Phöbus Geliebte aufgefaßt.

3. Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido,
Stille halten die Rosse,
Trinken die kühlende Fluth.

Bemerkenswerth ist es, wie genau sich die drei pherekratischen Verse der drei ersten Strophen in Gedanken und Ausdruck entsprechen. „Matter ziehen die Rosse — Rascher fliegen die Rosse — Stille halten die Rosse." Dadurch wird uns die Succession der Hauptmomente, in welche der Dichter den Einen Moment des Gemäldes hat auseinandertreten lassen, recht sinnlich eingeprägt — „Cupido", Amor.

4. An dem Himmel herauf, mit leisen Schritten,
Kommt die duftende Nacht, ihr folgt die süße
Liebe. Ruhet und liebet!
Phöbus, der liebende, ruht.

Wahrscheinlich war der in der dritten Strophe dargestellte Moment derjenige, den der Maler gewählt hatte. Ob das Folgende, das leise Heraufziehen der Nacht, Zusatz des Dichters sei, ist zweifelhaft,

wenigstens scheint Hoffmeister's Annahme ganz richtig, daß die Worte: „ihr folgt die süße Liebe" nicht mehr zum Gemälde, sondern zur Anwendung gehören. „Sie richten sich an den Leser. Denn im Gemälde ist die Liebe ja schon gegenwärtig durch den Cupido dargestellt und folgt nicht erst der Nacht nach." — „Ruhet und liebet u. s. w." gibt dem Gedichte eine anmuthige Abrundung.

Abschied vom Leser.

1795.

Zu der beim vorhergehenden Gedichte erwähnten Sendung, die Schiller am 25. September 1795 an Körner abschickte, gehörten auch die vorliegenden Ottave Rime. „Die Stanzen an die Leser", schrieb Schiller, sollen den Almanach, den mein Gedicht die Macht des Gesanges eröffnet, beschließen, und den Leser auf eine freundliche Art verabschieden." Vielleicht influirte auf die Wahl des Metrums auch wieder der Wunsch Humboldt's (s. die Bemerk. zum vorigen Gedicht), „Schiller in allen Gattungen zu sehen„; und wie in der Behandlung der antiken Metra, so zeigte er sich auch in dem Bau der Ottave Rime sogleich beim ersten Versuch als Meister. „In Ihren Stanzen" schrieb Humboldt den 2. Oktober, „herrscht eine unnachahmliche Anmuth und Zartheit, und das Gleichniß in der dritten Strophe gibt einen überaus poetischen Schluß."

Mit diesen Strophen wurde ursprünglich zwar nicht (wie in den Cotta'schen Ausgaben angemerkt ist) der gesammte Musen-Almanach für das Jahr 1796, aber doch die Sammlung der vermischten Gedichte desselben geschlossen; es folgten noch die Epigramme aus Venedig von Goethe als ein eigenes Ganzes. Durch die Stelle,

die Schiller den Stanzen nachher in der Sammlung seiner Gedichte anwies, zeigte er, daß er sie nicht bloß auf die Gedichte des Musen-Almanachs, die verschiedenen Verfassern angehörten, sondern auch auf seine sämmtlichen lyrischen Dichtungen bezogen wissen wollte. Götzinger urtheilt über dieses Gedicht: „Ich halte es für eins der schönsten in unsrer ganzen Literatur. Es ist dem Umfange nach sehr klein und stellt doch das eigenthümlichste Wesen der Poesie (besonders das der Schiller'schen Poesie, hätte Götzinger noch mit mehr Recht sagen können), völlig erschöpfend dar, stellt es in den zartesten, treffendsten Bildern dar und in einer so melodischen Sprache, wie wir sie selbst bei Schiller sonst selten finden. Die sogenannten Ottave rime sind hier mit einer Fertigkeit und Zartheit behandelt, daß schon die Form anspricht, abgesehen vom Inhalt; und vom ganzen Gedichte gilt, was der Dichter in Strophe 1 sagt, daß es durch Wahrheit rührt, durch Flimmer nicht besticht."

1. Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht;
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie kröne.

Die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung lehrt uns: „Das Genie ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; es ist bescheiden, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt." Aber furchtsam darf der wahre Künstler nicht sein; der neunte Brief über die ästhet. Erziehung sagt, der Künstler sei zwar der Sohn der Zeit, dürfe aber nicht ihr Zögling sein; ja dort wird sogar, im scheinbaren Widerspruch mit dem Anfange von Vers 4 behauptet, der Künstler müsse das Urtheil seiner Zeit verachten, er müsse nur immer aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze

blicken. Allein dort ist von dem Urtheil der unverständigen Menge die Rede, hier von dem Urtheil einzelner Erlesenen, die mit einem gebildeten Geist ein für das Schöne empfängliches Herz verbinden.

2. Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit;
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

3. Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht, die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Götzinger macht auf die schöne Umkehrung der Satzverhältnisse in diesen zwei Strophen aufmerksam. Das Bild steht hinter dem, was dadurch erläutert werden soll, und zwar ohne alle Verbindung. Die gewöhnliche Folge der Gedanken wäre: Wenn der Lenz erwacht, so schießt frohes Leben hervor u. s. w., wenn er entflieht, so schießt die Blume in Samen u. s. w. Aehnlich verhält es sich mit diesen Liedern. Sie wollen nicht länger leben, als bis u. s. w. Dann gibt auch der letzten Strophe die Anwendung mehrerer beigeordneten Hauptsätze statt einer geschlossenen Periode eine besondere Schönheit. — Der Hauptgedanke der beiden Strophen ist tief aus Schiller's Denkweise geschöpft. „Die wahre Unsterblichkeit," sagt Schiller in der akademischen Antrittsrede, „ist diejenige, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleibt." So wollen auch diese Lieder nicht selbst fort-

leben; aber wohl möchten sie, bevor sie verhallen, ein Herz zu höhern Gefühlen weihen, welches dann wieder neue Blüthen des Schönen treiben und so die Wirksamkeit jener weiter fortpflanzen wird; denn, wie es im Epigramm das Belebende heißt:

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich Neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

Als sehr bedeutsam ist demnach der Satz „die Blume schießt in Samen" anzusehen; die Blume selbst verwelkt, aber sie hinterläßt den Samen zu neuen schönen Gebilden. So mag auch das Werk des Künstlers im Zeitstrom untersinken, wenn es nur der Welt die Richtung zum Edeln und Guten gibt; und „diese Richtung hast du ihr gegeben," ruft Schiller dem Freunde der Wahrheit und Schönheit zu, „wenn du bildend das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst." — Uebrigens paßten die Stanzen in mancher Hinsicht besser zum Schlußgedicht des Musen-Almanachs, als der Gedichtsammlung. Die Liederflora, die ein jährlich wiederkehrender Almanach bringt, entspricht schöner der Blumenpracht eines Frühlings, und die drei Schlußverse der zweiten Strophe gewinnen so eine nähere, bestimmtere Beziehung. Auch konnte der Herausgeber des Musen-Almanachs, zu dem manche andere Dichter Beiträge geliefert, den Liederchor desselben eher mit einem muntern Frühlingssängerchor, sein Gesangesleben eher mit einem frohen Lenztage vergleichen, an dem sich Jung und Alt in den Lüften ergeht und mit Ohr und Auge schwelgt, als er solches von einer Sammlung, die ganz sein Werk war, sagen durfte.

Die Theilung der Erde.

1795.

In den Registern mehrerer Ausgaben der Gedichtsammlung ist das Stück mit der Jahrszahl 1796 bezeichnet; es gehört aber spätestens der ersten Hälfte des Oktobers 1795 an, wie folgende Stelle aus einem vom 16. Oktober dieses Jahrs datirten Briefe Schiller's an Goethe zeigt: „Hier erhalten Sie einige Schnurren von mir. Die Theilung der Erde hätten Sie billig in Frankfurt auf der Zeile vom Fenster aus lesen sollen, wo eigentlich das Terrain dazu ist. Wenn sie Ihnen Spaß macht, so lesen Sie sie dem Herzog vor." Goethe antwortet darauf: „Ich habe, glaub' ich, auch noch nichts über die Gedichte gesagt, die Sie mir nach Eisennach schickten; sie sind sehr artig, besonders das Theil des Dichters ganz allerliebst, wahr, treffend und tröstlich." Der heitere Ton des Gedichtes bei seinem tiefen Gehalte sprach auch sogleich nicht bloß Goethe an. In einem Briefe Schiller's an letztern, vom 25. Dezember 1795, heißt es: „Das Glück, welches das kleine Gedicht, die Theilung der Erde, zu machen scheint, kommt mit auf Ihre Rechnung, denn schon von Vielen hörte ich, daß man es Ihnen zuschreibt." Schiller hatte es nämlich unterdeß in dem 11. Stück der Horen des Jahres 1795 anonym erscheinen lassen.

Der Sinn des Gedichtes ist verständlich genug ausgesprochen. Der Dichter versäumt es über seinem idealischen Trachten und Treiben, sich nach den Gütern der Erde umzusehen. Oft mag er die Entbehrung derselben drückend empfinden, aber dann tröstet ihn das Bewußtsein, daß ihm der Himmel offen stehe, daß ihn die dichterische Begeisterung zu Seelengenüssen erhebe und ihm einen innern Reichthum gewähre, wogegen die Besitzthümer und Freuden der andern Sterblichen in tiefem Schatten stehen.

Der folgende aus den Horen entnommene Text weicht von dem gewöhnlichen in vielen Versen ab. Die meisten Aenderungen wurden durch metrische Rücksichten veranlaßt. In der ältern Gestalt waren nämlich die Strophen sehr unregelmäßig in Beziehung auf die Länge der einzelnen Verse gebaut. Diesem Uebelstande suchte der Dichter abzuhelfen, was ihm auch durchgängig gelang, bis auf den Schlußvers der letzten Strophe, der, mit den Schlußversen der andern Strophen verglichen, um einen Fuß zu lang ist. Im Ganzen ist die Umgestaltung dieses Gedichtes gewiß ein Muster einer guten Korrektur und zeigt, wie sich Verbesserung der Form mit Schonung des Inhaltes vereinigen lasse.

1. Da! nehmt sie hin, die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
   Den Menschenkindern zu; nehmt! sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum ew'gen Leben;
   Doch theilt euch brüderlich darein.

Jetzige Form:

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
   Den Menschen zu; nehmt! sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
   Doch theilt euch brüderlich darein.

2. Da griff, was Hände hatte, zu, sich einzurichten,
   Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackersmann griff nach des Feldes Früchten,
   Der Junker birschte durch den Wald.

Vers 1 heißt jetzt:

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,

Das Uebrige ist unverändert geblieben; dadurch ist aber das Mißliche entstanden, daß nun die Verba, was die Zeiten betrifft, nicht mehr kongruiren, wie sich der gleiche Uebelstand in der ersten Strophe

der Götter Griechenlands durch die Ueberarbeitung entwickelt hat. — „Birschen“ jagen.

3. Der Kaufmann füllte sein Gewölb, die Scheune
Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,
Der König sagte: Jeglichem das Seine,
Und mein ist — was geärndtet wird!

Jetzige Form:

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und spricht: der Zehente ist mein.

„Der Fermier“, le fermier, Pachter, ist mit Recht ausgemerzt worden, da oben bereits der Ackersmann erwähnt war. Ueber „Firnewein“ bemerkt Götzinger: „Firn heißt eigentlich so viel als vorigjährig. In Süddeutschland und der Schweiz ist dieses Wort noch sehr gewöhnlich, lautet aber fernd oder fehrig. Firnewein (in der Schweiz: ferndriger Wein) ist also eigentlich vorigjähriger Wein, in weiterer Bedeutung aber überhaupt alter Wein im Gegensatz des neuen (diesjährigen). So bei Schiller.“

4. Ganz spät erschien, nachdem die Theilung längst geschehen,
Auch der Poet, er kam aus weiter Fern,
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

Die beiden ersten Verse lauten jetzt:

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet u. s. w.

Der Zusatz: „er kam aus weiter Fern“ ist sehr bedeutsam; während die übrigen Menschen sich in die Güter der Erde theilten, hatte er sich in höhern, überirdischen, idealischen Regionen verweilt (siehe Strophe 6, V. 4).

5. Weh mir! so soll ich denn allein von Allen
Vergessen sein, ich dein getreuster Sohn!
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron. —

Die einzige Strophe, die ganz unverändert geblieben ist.

6. Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet,
Antwortete der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet? —
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Vers 1 und 2 in der jetzigen Form:

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott u. s. w.

7. Mein Auge hing an deinem Strahlenangesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr!
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor.

Für „Strahlenangesichte" heißt es jetzt „Angesichte".

8. Was kann ich thun? spricht Zeus, — die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein,
Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Vers 1 lautet jetzt:

Was thun? spricht Zeus u. s. w.

Die Weltweisen.

1795.

Von dieser Satyre bezweifelt Hoffmeister es noch weniger, als von der oben (S. 152 f.) besprochenen „Der Metaphysiker", daß sie gegen Fichte gerichtet sei. Allerdings können die Sätze: das Nasse feuchtet, das Helle leuchtet u. s. w. an Fichte's Ich = Ich erinnern; doch liegt in den Worten ausdrücklich nur eine Persiflage gegen den logischen Satz des Widerspruchs. Auch glaube ich, Schiller würde, wenn er in dieser Schnurre, wie er sie selbst nennt, bestimmt auf Fichte gezielt hätte, dieses in dem Briefe vom 16. Oktober 1795, womit er das Gedicht an Goethe sandte, bemerkt haben. Hier sagt er bloß: „Bei diesem Stück habe ich mich über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will." Das Stück erschien, bald nachdem es gedichtet worden, in den Horen, im 11. Hefte des Jahres 1795, und zwar anonym, was freilich der Annahme einer speciellern Beziehung günstig ist. Es hat dort den Titel: Die Thaten der Philosophen. Der Text ist mit dem gewöhnlichen fast gleichlautend:

1. Den Satz, durch welchen alles Ding
Bestand und Form empfangen,
Den Kloben, woran Zeus den Ring
Der Welt, die sonst in Scherben ging,
Vorsichtig aufgehangen,
Den nenn' ich einen großen Geist,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn ich ihm nicht drauf helfe —
Er heißt: Zehn ist nicht Zwölfe.

Die fehlerhaften Akkusative „den Satz, den Kloben“ hat Schiller bei der Aufnahme des Gedichtes in die Sammlung verbessert; jetzt heißt es dafür: „Der Satz — der Kloben“.

2. Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwei Füßen,
Die Sonne scheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen,
Doch wer Philosophie studirt,
Der weiß, daß wer verbrennt nicht friert,
Weiß, daß das Nasse feuchtet,
Und daß das Helle leuchtet.

Ich würde es für unnöthig halten, zu bemerken daß die Sätze in den drei ersten Versen, als Resultate der gemeinen Erfahrung, im Kontrast stehen zu den in den drei Schlußversen ausgesprochenen Gedanken, die nur Anwendungen des Satzes A = A sind, wenn nicht sogar ein Interpret den Unterschied übersähe. Hinrichs sagt: „Wegen der Einheit des Dinges mit sich selbst wird der Satz auch Satz der Identität genannt und ist das Orakel des gesunden Menschenverstandes (!), indem er ausdrückt: Der Schnee macht kalt, das Nasse feucht, das Feuer brennt, das Helle leuchtet“. Keineswegs drückt er dies Alles aus. Ließe sich aus dem Satz der Identität nur der Eine Satz „der Schnee macht kalt“ herleiten, so wäre er unendlich mehr werth, als der Hegel'sche Satz von der „unterschiedenen Einheit“, mit dem er in Wahrheit auf gleicher Reihe steht. Für „Philosophie“ in V. 6 heißt es jetzt besser „Metaphysik“.

3. Homerus singt sein Hochgedicht,
Der Held besteht Gefahren,
Der brave Mann thut seine Pflicht,
Und that sie, ich verhehl es nicht,
Eh' noch Weltweise waren;

Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock' und Leibnitz nie gedacht,
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

„Leibnitz" (geboren 1646) in Vers 7 hat der Dichter später in Des Cartes verwandelt; vielleicht, weil er seitdem Leibnitzen's Philosophie höher hatte schätzen gelernt. Locke, ein berühmter englischer Philosoph, geb. 1632. Des Cartes (Cartesius), ein ausgezeichneter französischer Philosoph und Mathematiker, geb. 1596. Genie und Herz, sagt der Dichter, findet sich auch ohne Philosophie im Leben zurecht, das muß der Philosoph selbst gestehen, aber hintendrein beweis't er noch die Möglichkeit beider.

4. Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
Sonst geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fing der Plan
Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

Die Lesart der Horen „Sonst geht u. s. w." (V. 4) haben die Ausgaben von Crusius, und die Ausgabe in Einem Bande beibehalten, die andern Cotta'schen Editionen haben „So geht u. s. w.", beide geben einen guten Sinn, doch möchte ich jener den Vorzug geben. — Statt „von vornen" (Vers 7) lies't die Taschenausgabe von 1838 in 12 Bänden „von Vorne", die übrigen Ausgaben sind der alten Lesart, die den Hiatus vermeidet, treu geblieben. — Die Kräfte, die im Leben herrschen und walten (sagt unsere Strophe), namentlich das Recht des Stärkern, kümmert sich nicht um Moralsysteme.

5. „Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft der Staaten daurend Band —"
So lehren vom Katheder
Herr Puffendorf und Feder.

Samuel v. Puffendorf, geb. 1632, Feder, geb. 1725, berühmte Lehrer des Naturrechts. Sie lehrten und rathen eben nichts mehr, als was die Menschen, von der Mutter Natur geleitet, längst gethan haben und noch thun. Statt „der Staaten" in V. 7 heißt es jetzt besser „des Staates".

6. Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu Allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Die physischen Bedürfnisse und die Bedürfnisse des Herzens halten auch schon, ohne Philosophie, den Bau der menschlichen Gesellschaft zusammen.

Theophanie.

1795.

Mit den beiden vorhergehenden Gedichten zuerst im 11. Stücke der Horen 1795 veröffentlicht:

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des Himmels;
Aber sie stehen vor mir, wenn ich den Leidenden seh'.

Dieser Denkspruch wurzelt in Kant's Lehre vom Erhabenen und wird durch den Schluß der Abhandlung über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen vollkommen genügend interpretirt: „Glückselig", heißt es dort, „nenne ich den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen."

Einem jungen Freunde,

als er sich der Weltweisheit widmete.

1795.

Das Gedicht folgt dem vorhergehenden Spruche unmittelbar im Novemberhefte der Horen 1795. Aehnlich, wie im Genius, wird hier einem Jünglinge, der im Begriff steht, sich den philosophischen Studien zuzuwenden, das Bedenkliche dieses Schrittes ans Herz gelegt.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh das Eleusische Haus nun den Bewährten empfieng.
Bist du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene bewahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harret? wie theuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein,
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn,
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt.
Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur,
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

V. 1 und 2. Von allen Mysterien, welche die Griechen zu Ehren einzelner Gottheiten eingesetzt hatten, waren die Eleusischen, der Sage nach durch Ceres selbst angeordnet, die berühmtesten. Furchtbare Phantome, Schreckbilder des Tartarus wurden den Einzuweihenden vorgeführt, bevor sie zum Anblick des Heiligthums gelangten, wo sie entzückende Dinge sahen und hörten, die sie nie ent=

schleiern durften. — Hier im Gedichte, sollte man denken, werde die Philosophie nicht selbst als „das Eleusische Haus" betrachtet, sondern jene durch die Spekulation wiedergewonnene Ruhe, welche erst die Frucht einer gesunden Philosophie ist, während die philosophischen Studien selbst mit „den schweren Prüfungen" verglichen werden. Indeß verträgt sich mit dieser Auffassung nicht gut das folgende Distichon, wo augenscheinlich die Philosophie selbst als das „Heiligthum" dargestellt wird. „Verdächtig" wird der Schatz des philosophischen Wissens genannt, weil es zweifelhaft ist, ob es zur Selbstberuhigung führen wird; nicht jeder kommt erhalten aus der dunkeln Gruft der Wörter zurück (Genius). Das „gewisse Gut" (V. 6), das der Jüngling für dieses verdächtige Gut opfert, ist der Engel des frommen Instinkts, das zufriedene Gemüth, wovon der Dichter im Genius spricht. — V. 7 enthält eine ganz französische syntaktische Verbindung „Fühlst du dir Stärke" statt in dir. Vergl. z. B. Si vous vous sentez assez de force pour soutenir ce combat. Auch die alten klassischen Sprachen bieten ähnliche Verbindungen dar. Ueberhaupt ist in Schiller's Style oft der Einfluß französischer Lektüre zu erkennen, zumal bei Werken, für die er aus französischen Quellen schöpfte, z. B. in der Jungfrau von Orleans; ich erinnere nur an den Vers im Prolog: „Sie liebt zu wohnen auf den Bergeshöhn" und an den Ausdruck, der sich ebendaselbst findet „ein Bohemerweib (Bohémienne) für Zigeunerin. — Aehnlich, wie in den folgenden Versen wird auch im Genius, V. 45 u. ff., der Zustand der philosophischen Krisis geschildert, wo der Streit der Empfindungen oft eines Richters bedarf, wo den hellen Verstand das tückische Herz trübt u. s. w. — Den Vers 12 schließt die Cotta'sche Taschenausgabe von 1823 mit den Worten „... der dich als Wahres gesucht"; die übrigen Ausgaben haben sämmtlich „... der dich als Wahres versucht." Die Lesart der Horen ist vorzuziehen.

Archimedes und der Schüler.

1795.

Gleich nach dem vorigen Stücke im Novemberhefte der Horen 1795. Unser Gedicht legt einer historischen Person die von Schiller mehrfach ausgesprochene und immer im Herzen getragene Lehre in den Mund, daß die Liebe zu Kunst und Wissenschaft lauter und frei von allem Nebeninteresse sein müsse, und gehört also in den Kreis der Gedichte, welche sich zur lebendigern Darlegung einer Idee historischer Mittel bedienen (vergl. I, 457.). Daß Schiller in Beziehung auf die Absichten, die unsre Zeit in Kunst und Wissenschaft leiten, nicht vortheilhaft von dieser dachte, zeigt der zweite Brief über die ästhetische Erziehung, worin es heißt: „Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Jetzt herrscht das Bedürfniß und beugt die gesunkene Menschheit unter ihr tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen, alle Talente huldigen sollen." Hoffmeister macht auf das Zusammentreffen von Schiller's Ansichten über Kunst und Wissenschaft mit denen Plato's, eines ihm verwandten aber, wie es scheint, wenig von ihm gekannten Geistes, aufmerksam. „Nicht einmal des Staates wegen ist die Wissenschaft da, geschweige denn um unser selbst willen, wie jenes Epigramm sagt:

> Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
> Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Sie trägt einen über jede, auch die edelste Anwendung erhabenen Werth in sich." — Eine ausgeführte Parallelisirung des ächten Freundes der Wissenschaft und des Brotgelehrten, der Früchte von der Wissenschaft will, siehe in der akademischen Antrittsrede von

Schiller: Was heißt, und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? — Der Text in den Horen weicht vom gewöhnlichen nur in einem Verse ab. In der ersten Gestalt muß er indeß verschiedener gewesen sein. Herder tadelte an dem Stücke nämlich, daß in Syrakus die letzte Sylbe kurz genommen sei; Syrakus sei ein Anapäst und das us doppelt lang, nicht bloß des griechischen Diphthongs und der entschiedenen Aussprache, sondern selbst des verkürzten Syracusae wegen. Schiller ging auf den Tadel ein, wogegen er einer andern, gleich näher zu erwähnenden Ausstellung Herder's keine Folge gab.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling:
Weihe mich, sprach er zu ihm, ein in die göttliche Kunst,
Die so herrliche Früchte dem Vaterlande getragen
Und die Mauern der Stadt vor der Sambuka beschützt!
„Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's", versetzte der Weise,
„Aber das war sie, mein Sohn, eh' sie dem Staate gedient.
Willst du nur Früchte, die kann auch eine Sterbliche zeugen,
Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib."

Vers 4 hieß vielleicht in der ältesten Form, worauf sich Herder's Tadel bezieht:

Vor der Sambuka Gewalt Syrakus Mauern beschützt.

In V. 3 steht jetzt „Frucht" st. „Früchte". V. 7 lautet jetzt:

Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterbliche zeugen.

Herder bemerkt nicht ganz mit Unrecht gegen das letzte Distichon: „Das Epigramm hört vor den zwei letzten Versen auf; und das letzte Bild oder Gleichniß kommt unerwartet und gleichsam zu viel, insonderheit da bloß doppelsinnige Früchte zu einem ganz fremden Bilde führen." — Die historischen Anspielungen betreffend, war Archimedes (geb. 287 v. Chr. zu Syrakus) bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Physiker und Mathematiker des Alterthums, welcher seine Vaterstadt durch kunstreiche Maschinen gegen die Römer,

die sie unter Marcellus bestürmten, vertheidigte. Die Verbrennung der römischen Flotte durch Brennspiegel wird mit Recht in Zweifel gezogen. Sambuca (σαμβύκη) hieß ursprünglich eine Art Harfe, ein dreieckiges Instrument, und von der Aehnlichkeit mit demselben eine Belagerungsmaschine, vermittelst deren die Belagerer auf die Mauer kommen konnten (Vitruv.), Sturmbrücke.

Menschliches Wissen.

1795.

Dieses zuerst im 12. Stück der Horen 1795 erschienene Gedicht gehört in den Kreis der theils didaktischen, theils didaktisch-satyrischen Produktionen, worin er sich einer übertriebenen Hochschätzung der Wissenschaft und des Wissens, von welcher er früher bedroht war, zu entledigen suchte. Hier gilt der Angriff den Naturforschern und gelegentlich insbesondere den Astronomen, gegen die er sich auch in den jetzt unter die Votivtafeln gereihten Distichen An die Astronomen und Astronomische Schriften wendet.

Weil du liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen für's Aug' ihre Erscheinungen reihst,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große Natur.
So beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
Aneinander im Schwan und in den Hörnern des Stiers.
Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb' sein Planglobium zeigt?

Die Ueberschrift „menschliches Wissen" befremdet; sie scheint zu allgemein, da der Inhalt ja nur gegen die Naturforschung, und streng

genommen, nur gegen die naturhistorischen Disciplinen, welche die zerstreuten Erscheinungen nach äußern Merkmalen, zu leichterer Uebersicht, zusammenreihen, gerichtet ist. Oder hat der Dichter andeuten wollen, daß alles menschliche Wissen diesem Zusammengruppiren gleiche? Nicht einmal von der Astronomie wäre die Behauptung gerecht; wird doch Niemand die Gesetze, die Newton über die Gravitation der Himmelskörper aufstellte, und deren Wahrheit fast jede astronomische Beobachtung seitdem bekräftigte, mit jenen Sternbildern, die zu bequemerer Auffassung und Orientirung angenommen wurden, in eine Kategorie stellen wollen. Ob es noch eine andere Wissenschaft des Weltgebäudes geben könne, die der Sphären mystische Tänze in einem noch höhern Sinne deutet, als es Newton's Forschungsweise vermag, bleibe dahingestellt; so viel ist aber gewiß, daß das Wissen des Astronomen, auch auf dem damaligen Standpunkt der Astronomie, besserer und edlerer Art war, als Schiller es im vorliegenden Gedichte schildert.

Die Sänger der Vorwelt.

1795.

Zuerst im 12. Stück der Horen 1795 mitgetheilt, also nicht, wie in den Inhaltsverzeichnissen mehrerer Ausgaben von Schiller's Gedichten angegeben ist, dem Jahre 1796 angehörig. Der Titel in den Horen heißt: Die Dichter der alten und neuen Welt. Durch diese Ueberschrift war der Kontrast, auf dem auch dieses Gedicht, wie so manche andere, ruht, bestimmter angedeutet. Da jedoch die Betrachtung des Alterthums darin vorwiegt, so glaubte Schiller um so eher dafür die schon durch ihre Kürze gefälligere, neuere

Ueberschrift substituiren zu dürfen, als er bei der spätern Umarbeitung auch noch einige, den neuern Dichter charakterisirende Züge weggelassen hatte. Das Stück preis't das glückliche Verhältniß des Sängers der Vorwelt zu seinem Volke im Vergleich mit der freud- und anregungslosen, einsamen Stellung des neuern Dichters; es lehnt sich gewissermaßen an die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung an, worin Schiller aus der Eigenthümlichkeit beider Dichtungsarten nachweis't, warum die ältere oder naive ein Kind des Lebens, die neuere oder sentimentalische ein Zögling der Einsamkeit und Stille sei. — Der folgende, aus den Horen entnommene Text bietet, außerdem daß er um vier Verse länger ist, als der gewöhnliche, auch bedeutende Varianten.

1. Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
5. Ach! die Sänger leben noch jetzt; nur fehlen die Thaten,
Würdig der Leier, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr.

Das letzte Distichon heißt jetzt:

Ach! noch leben die Sänger; nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt! ach ein empfangendes Ohr.

Gewinn und Verlust möchten sich bei der Aenderung wohl so ziemlich aufwiegen. In dem neuern Hexameter ist die Cäsur besser, aber der Daktylus in dem neuern Distichon zu vorherrschend. Der Ausdruck „die Lyra freudig zu wecken" ist poetischer als der entsprechende ältere; aber die Vertheilung des Gedankens in die metrische Form ist in dem ältern Distichon schöner, namentlich ist es Schade, daß die einander gegenüberstehenden Begriffe Sänger und Thaten jetzt nicht mehr die äußersten Enden des Verses einnehmen. — Mit Recht sagt Schiller, „mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt", denn die Dichter der Vorwelt trugen ihre

Gedichte selbst, zu den Tönen der Lyra, einem oft aus mancherlei Volksstämmen zusammengesetzten Kreise lauschender Zuhörer vor. Sie schrieben nicht ihre Gedichte für Leser, sie sangen sie vor Hörern. Musik und Poesie waren damals inniger verschwistert und mehr in demselben Künstler vereinigt. — Vers 3 habe ich früher *) wohl nicht ganz richtig aufgefaßt, indem ich ihn erklärte: Welche die Götter menschlicher und die Menschen göttlicher darstellen. In der That liehen die Griechen den Göttern menschliche Leidenschaften und Neigungen; auch von Gestalt dachten sie sich die Götter menschenähnlich, wenn gleich größer und schöner und von reinerm Aetherstoff gebildet. Umgekehrt wurden treffliche Menschen, namentlich die Helden der frühesten Zeiten, von der Poesie mit einem Glanz bekleidet, der ihren Abstand von den Göttern nur sehr geringe erscheinen ließ. Allein, da die benachbarten Verse den Eindruck des Gesanges der alten Dichter schildern, so ist auch Vers 3 wohl in solchem Sinne zu erklären: Welche die Götter durch ihren Gesang von ihrem Olymp herunterlockten und die Menschen zu himmlischen Genüssen erhoben. — Der Zusammenhang des dritten Distichons mit den beiden vorigen ist dieser: Wenn wir sehen, welche begeisterte Theilnahme die Dichter der Vorwelt gefunden, so könnte man auf den ersten Anblick vermuthen, als ob jetzt, wo wir solche Wirkungen der Dichtkunst nicht mehr wahrnehmen, das ächte Dichtergenie verschwunden sei („Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin u. s. w."). Allein nicht der Mangel an wahrem Dichtergeist ist es, was jetzt solche Begeisterung nicht mehr aufkommen läßt, sondern der Mangel an würdigen Gegenständen des Gesanges und an Empfänglichkeit von Seiten des Volkes.

Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
 Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Lied!
Jeder, als wär' ihm ein Sohn geboren, empfing mit Entzücken
 Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.

*) Ausgewählte Stücke u. s. w. Emmerich 1838. Bd. II. S. 327.

An der Glut des Gesanges entbrannten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut, —
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme der weisen Natur neues Orakel noch klang,
Dem noch von außen das Wort der richtenden Wahrheit erschallte,
Das der Neuere kaum, kaum noch im Busen vernimmt!
Weh ihm, wenn er von außen es jetzt noch glaubt zu vernehmen,
Und ein betrogenes Ohr leiht dem verführenden Ruf!
Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse,
Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine — vergißt.

In Vers 8 heißt es jetzt „Wort" statt „Lied". — „Ein Volksdichter in jenem Sinne," sagt Schiller in der Recension über Bürger's Gedichte, „wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihren waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die Homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also gleich in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl der Nation und der Masse derselben ein sehr starker Abstand sichtbar u. s. w." Und doch hat Schiller, wenn gleich einer der modernsten unter den modernen Dichtercharakteren, sich einer so verbreiteten Gunst zu erfreuen, wie vielleicht nur die besten Dichter des Alterthums sich deren rühmen konnten. Vers 9 heißt jetzt schöner:

Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht, —

Die produktive Begeisterung des Künstlers galt den Alten in der That für unmittelbare Einwirkung eines Gottes (ἐνθουσιασμός) und somit sein Werk für ein göttliches Werk, daher es auch mit der Ehrfurcht aufgenommen wurde, die man den Göttern selber zollte. — „Redend und bildend," sagt Schiller in Vers 10, weil die Tonkunst noch nicht so sehr als selbstständige Kunst entwickelt war. — In Vers 11 schrieb er für „entbrannten" später „entflammten." Wie

der Kreis der Zuhörer von des Sängers Lied begeisternd angeregt wurde, so wirkte hinwieder die Begeisterung der Zuhörer anregend auf den Sänger. Die lebhaften Aeußerungen der Theilnahme, die mit der Wärme jugendlich empfindender Völker (und bei den Griechen insbesondere, mit der Energie südlicher Nationen) ausgesprochenen Beifallsbezeugungen entflammten den Dichter zu gefühlvollerm Vortrage, zu extemporisirender Erfindung manches kräftigen Zuges, oft vielleicht zu augenblicklicher Production eines ganzen trefflichen Gedichtes. Vers 13 und 14 lauten in der spätern Form:

Nährt' und reinigte sie, der Glückliche! dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds.

Der neuere Vers preis't den Dichter des Alterthums glücklich, daß er bei seinem Publikum volle Empfänglichkeit für den Empfindungsgehalt seines Liedes gefunden habe, die es in seinem Urtheil, seinem lebhaften Beifall aussprach. Oder will der Dichter durch „die Seele des Lieds" den richtigen Geschmack, das gesunde Urtheil, die wahren Gesetze und Regeln verstehen, ähnlich wie er in V. 115 der Künstler die Harmonie, die Gesetze, die den Naturerscheinungen zu Grunde liegen, „die schöne Seele der Natur" nennt? Dann sprach der ältere Vers den Gedanken viel klarer aus. — „Reinigte sie," sagt der Dichter (in V. 13) mit Recht: denn wo, wie im alten Griechenland, die Dichter für das ganze Volk sangen, wo die Poesie jedes Fest verherrlichte, wo die Meisterwerke der bildenden Kunst nicht in Museen verschlossen waren, sondern auf öffentlichen Plätzen, in Tempeln und Hainen dem Volke zur Schau ausstanden, und wo so der Sinn für's Schöne im ganzen Volke geweckt und entwickelt war: da brauchte der Dichter seine Zuhörer nicht erst zu sich zu erheben, wie es der neuere Dichter thun muß; er konnte seinen Geschmack, seine Gefühle an denen des Volkes prüfen, bilden und läutern. Uebrigens erklärt sich dies ungleiche Verhältniß des neuern und ältern Dichters zu seinem Publikum auch zum Theil aus dem

Unterschied der sentimentalischen und naiven Dichtung. Da die Dichter des Alterthums, als naive Dichter, bloß der einfachen Natur und der Empfindung zu folgen hatten, so durften sie auch die unverdorbene Natur ihrer Umgebung als Richterin anerkennen, wogegen der neuere Poet, als sentimentalischer Dichter, gerade in seinen eigensten und erhabensten Schönheiten zu dem Zöglinge der Kunst spricht und der einfältigen Natur nichts zu sagen hat. — Vers 15 und 16 schuf der Dichter zu folgenden um:

Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

„Die himmlische Gottheit“ faßte ich früher als die Schönheit auf und erklärte mir den Gedanken so: der von einer reichern Natur, einer edlern Menschheit, einer poetischern Wirklichkeit umringte Dichter des Alterthums brauchte das, was ihm außen, im Leben, erschien, nicht sehr zu veredeln, um einen würdigen Gegenstand des Gesanges zu haben, während der neuere, in einer ganz undichterischen Zeit und Umgebung lebend, „die himmlische Gottheit“, die Schönheit, das Ideal in seinem Busen suchen muß. Nur mühsam vermag er es sich zu verdeutlichen, weil die undichterischen Gestalten der Wirklichkeit Sinn und Geist zu gewaltsam beherrschen. — Vergleicht man indessen die ältere Lesart, so liegt es nahe, auch in dem neuern Ausdruck eine Hindeutung auf „die richtende Wahrheit“ zu finden. — Die beiden Schlußdistichen ließ der Dichter später weg. Das erstere beklagt die neuern Dichter, die thöricht genug sind, auf die Stimme des Publikums viel zu geben, — ein Gedanke, der bei Schiller in manchen Formen wiederkehrt. „Vielen gefallen ist schlimm,“ sagt er in einem Epigramm, und das sicherste Mittel, zur Mittelmäßigkeit zu gelangen, — lehrt er in einem andern — „ist zu ängstlich alle die Fehler meiden wollen, vor denen die Kunstrichter warnen.“ — Das letzte Distichon sagt ungefähr dasselbe, was ich in den neuern Versen 15 und 16 fand.

Die Führer des Lebens.

1795.

Das Epigramm könnte füglich unter die Schiller'schen Räthsel gezählt werden, da es durch die obige neuere Ueberschrift wirklich ganz zu einem Räthsel geworden ist. Die frühere Ueberschrift Schön und Erhaben, im 12. Stück der Horen, wo es zuerst erschien, gab sogleich die Lösung. Das Gedichtchen schließt sich noch ganz enge an Schiller's philosophische Forschungen an, und ist, wie wir gleich sehen werden, eigentlich nur eine Versificirung eines Abschnitts der Abhandlung über das Erhabene. — Der Text in den Horen ist von dem spätern nur wenig verschieden.

Zweierlei Genien sind's, die durch das Leben dich leiten,
    Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir gehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der Eine die Reise,
    Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
    Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der Andre,
    Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein! Vertraue dem Ersten
    Deine Würde nicht an, nimmer dem Andern dein Glück!

Die letzte Hälfte des ersten Verses lautet in der Sammlung wohlklingender:

— — — — die dich durch's Leben geleiten.

Statt „gehn" in Vers 2 heißt es in der Sammlung „stehn", und statt „Ersten" in Vers 9 „Erstern". Alles Uebrige ist gleichlautend. — Mit dem Ganzen vergleiche man folgende Stelle aus dem Aufsatz über das Erhabene, die fast zu übereinstimmend auch im

Ausdruck der Gedanken ist, um als ein Commentar des Epigramms gelten zu können: „Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlige Tiefe. In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen.“ — Herder meinte, die Darstellung in diesem Gedichte erschöpfe nicht den vortrefflichen Sinn. Wenn der erhabene Genius nur am Grabe stehe, uns hinüber zu tragen, so gehe er nicht dem schönen während des Lebens zur Seite; und wir bedürften sein im Leben auch vielleicht mehr, als zuletzt; er hoffe, daß Schiller die Idee schöner und energischer wenden werde. Allein Herder verstand Schiller's Worte nicht richtig. Schon die angeführte Parallelstelle zeigt, daß „die Kluft (V. 5), die Tiefe (V. 8)“ nicht etwa nur das Grab bezeichne, sondern vielmehr jede Stelle im Leben, „wo wir als reine Geister handeln sollen.“ — Die Forderungen der Sinnlichkeit und die Gebote der Vernunft, so lehrt Schiller, sind entweder im Einklange, oder sie widersprechen sich. Im erstern Falle ist das ganze Wesen des Menschen in harmonischer Thätigkeit, der Mensch als Naturgeschöpf und der Mensch als freier Geist sind ausgeglichen. Diese Ausgleichung ist aber die Wirkung des Schönen. Es befriedigt den ganzen sinnlich-vernünftigen Menschen. Wenn wir über dem mühevollen Ringen, den Trieb dem Vernunftgesetze untergeordnet zu erhalten, ermatten, so gewährt uns das Schöne eine erquickende Ruhestätte; denn wie dem geweihten Boden Olym-

pias jedes Kampfgeräusch fern blieb, so ruht auf dem Gebiet des Schönen der Streit zwischen den beiden ewigen Feinden im Menschen. „Nun geht es aber," wie Schiller weiterhin in der genannten Abhandlung sagt, „nicht immer an, zweien Herren zugleich zu dienen, uud wenn auch (ein fast unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfnisse nie in Streit gerathen sollte, so geht doch die Naturnothwendigkeit, die Macht der Verhängnisse keinen Vertrag mit dem Menschen ein. Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Außenwerke ersteigt, auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts übrig bleibt, als sich in die heilige Freiheit der Geister zu flüchten." — Auf das letzte Distichon wirft eine andere Stelle der Abhandlung noch ein helleres Licht: „Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung und unsrer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit sein. Ueber dem Bestreben, unserm Geisterberuf zu genügen, würden wir unsre Menschheit (unser Glück als sinnlich-vernünftige Wesen) versäumen. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsre Würde vergessen machen; in der Erschlaffung eines ununterbrochenen Genusses würden wir die Rüstigkeit des Charakters einbüßen."

Der Scrupel.

1795.

Gleichfalls im zwölften Stücke der Horen 1795, und später vom Dichter nicht in seine Werke aufgenommen:

Was vor züchtigen Ohren dir laut zu sagen erlaubt sei?
Was ein züchtiges Herz leise zu thun dir erlaubt.

Boas meint, der Dichter habe es wohl aus dem Grunde bei der Sammlung seiner Gedichte unterdrückt, weil er später eingesehen habe, daß die gesellschaftlichen Gesetze Manches auszusprechen verbieten, wogegen auch das züchtigste Herz nichts einzuwenden habe.

Karthago.

1795.

Zu den kulturhistorischen Epigrammen gehörig:

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter,
Das mit des Römers Trotz paaret des Tyriers List!
Aber Jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer erwarbst du
Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.

Ursprünglich in den Horen 1795, Str. 12. Der erste Pentameter heißt jetzt:

Das mit des Römers Gewalt u. s. w.

„Der bessern menschlichen Mutter" Tyrus, von wo gegen 888 die Stiftung Karthagos durch Dido ausging. Vers 3 wird durch das Epigramm der Kaufmann (S. 123) erläutert: Der Kaufmann verbreitet Kenntnisse und Kultur, indem er die Völker mit Klugheit bestiehlt.

Die idealische Freiheit.

1795.

Dieser jetzt unter die Votivtafeln gereihte Denkspruch wurde zuerst im 12. Stück der Horen 1795 unter der Ueberschrift „Ausgang aus dem Leben" veröffentlicht:

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet,
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeit noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

In der Gedichtsammlung sind in V. 2 „Ideale" und „Tod" nicht gesperrt gedruckt; und statt „Zeit" in V. 3 lesen wir jetzt „Zeiten".

Ein Ausgang aus dem Leben ist allen unausweichlich: der Tod ist eine Naturnothwendigkeit. Daß es aber noch einen zweiten gibt, auf dem wir „auch aus der Sinne Schranken aufwärts zur Unendlichkeit" uns erheben können, lehrte uns schon das Ideal und das Leben:

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht
u. s. w.

Es ist die Erhebung zum Ideale; oder, wenn man lieber will, das Gefühl des Erhabenen; denn das Erhabene ist ein Ausdruck der Freiheit, die uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet (Vergleiche die Führer des Lebens S. 212 ff.).

Zenith und Nadir.

1795.

Von Hoffmeister (in der chronologischen Inhaltsanzeige seiner Nachträge zu Schiller's Werken) noch dem Jahre 1795 zugetheilt; doch weiß er nicht anzugeben, wo der Spruch zuerst erschienen ist:

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Axe der Welt.
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Axe der Welt gehe die Richtung der That.

Das Symbol scheint mir nicht ganz glücklich gewählt, wenigstens nicht glücklich gewandt. Zenith heißt der Punkt des Himmels, der senkrecht über unserm Standpunkte auf der Erde liegt, Nadir der diametral gegenüberliegende Punkt des Himmelsgewölbes. Nicht diese beiden Punkte knüpfen uns an Himmel und Erde, sondern ihre Verbindungslinie, die durch das Centrum der Erde geht. Aehnlich, sagt der Dichter, soll uns bei unserm Handeln der Wille aufwärts an das Ideal, die That abwärts an die Wirklichkeit knüpfen, d. h. wir sollen zwar immer das Höchste im Auge haben, aber, wo es Wirken und Handeln gilt, die Bedingungen, Beschränkungen und Bedürfnisse des wirklichen Lebens nicht vergessen. Wir sollen den Idealisten und den Realisten, wie Schiller beide in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung schildert, in uns zu verbinden suchen; denn nur so genügen wir dem höchsten Begriff der Menschheit.

Stammbuchblatt

für

Aug. von Goethe.

1795 (?).

Diese Distichen schrieb Schiller dem jungen August von Goethe (gest. zu Rom 1830) ins Stammbuch. Die Abendzeitung, Juli 1825, Nr. 165 theilte sie zuerst öffentlich mit.

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
    Erstes, köstlichstes: dich rühmend des Vaters zu freun!
Jetzo kennest du nur des Freundes liebende Seele;
    Wenn du zum Manne gereift, wirst du die Worte verstehn.
Dann erst kehrst du zurück mit neuer Liebe Gefühlen
    An des Trefflichen Brust, der dir jetzt Vater nur ist.
Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den herrlichen Werken,
    Die er, der Einzige, uns blühend unsterblich erschuf;
Und das herzliche Band der Wechselneigung und Treue,
    Das die Söhne verknüpft, binde die Väter noch fort.

Gegen die gewöhnlichen Angaben, die das Gedicht dem Jahre 1795 zuweisen, hat Hoffmeister es, nach Rücksprache mit Ernst v. Schiller, muthmaßlich in das Frühjahr 1804 gesetzt, in die Zeit unmittelbar vor Schiller's Abreise nach Berlin, weil eine nähere Bekanntschaft der Söhne der beiden Dichter sich erst habe bilden können, als beide Väter in Weimar zusammenlebten, und die Söhne schon etwas herangewachsen waren (Schiller's ältester Sohn war im September 1793 geboren). Die Anrede „Holder Knabe", ferner V. 3 und 4 und die Distichenform sprechen aber gegen das Jahr 1804, und für das Jahr 1795; und wenn man, wie ich bereits

in der ersten Auflage dieses Commentars vorgeschlagen, den Schlußvers so liest:

> Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort,

eine Konjektur, für welche auch noch andere Umstände sprechen, so fällt das von Hoffmeister angeregte Bedenken weg.

Das Epigrammenjahr.

1796.

Das Jahr 1796 kann sich in Fruchtbarkeit an kleinern Gedichten mit dem vorhergehenden nicht messen, wenn es gleich, wenn man jedes Epigramm als ein besonderes Gedicht betrachten will, eine weit größere Zahl von Stücken aufzuweisen hat. Schiller's poetische Productivität bethätigte sich in diesem Jahre fast nur auf dem Felde der epigrammatischen Poesie, aber freilich auf diesem dafür um so reicher, während an anderweitigen Gedichten nur sehr wenige entstanden. Für dieses augenblickliche Stocken seiner lyrischen Ader zeigen sich uns mehrere Erklärungsgründe. Schon die außergewöhnliche Fruchtbarkeit des Jahres 1795 ließ für das nächste Jahr einen minder reichen Ertrag erwarten. Schiller hatte dieses selbst vorausgesehen, wie aus einem Briefe an Humboldt vom 7. December 1795 erhellt. „Ich habe," schrieb er, „meine poetische Fruchtbarkeit in diesem Jahre doch zum Theil der langen Pause zuzuschreiben, die ich in poetischen Arbeiten machte, und die mich Kräfte sammeln ließ. Im nächsten Jahre wird es langsamer mit mir gehen u. s. w." Dazu kamen, außer seiner eigenen fortdauernden Kränklichkeit, Stö-

rungen durch Todesfälle und Krankheiten in seiner Familie. Seine talentvolle jüngste Schwester Nannette wurde durch ein epidemisches Fieber, das im Frühjahre in Folge der Kriegsereignisse in Süddeutschland ausgebrochen war, in der Blüthe ihrer Jugend weggerafft, und auch sein Vater ward, nach längerm Hinsiechen, im September ein Opfer der Seuche. Aus diesen schmerzlichen Verlusten erwuchsen für Schiller noch obendrein schwere Sorgen um das Schicksal der Uebriggebliebenen, seiner Mutter und seiner ältern Schwester, deren er sich mit kindlicher und brüderlicher Liebe annahm. Dann waren auch die Geschäftssorgen, welche die Herausgabe des Musen-Almanachs und der Horen mit sich brachte, seiner Productivität sehr hinderlich; Correspondenzen mit Buchhändlern und Mitarbeitern, Verpackung und Expedirung der Exemplare u. s. w. raubten Zeit und Stimmung für eine bessere Thätigkeit. Einflußreicher aber, als alles dieses, war sein immer enger werdendes Verhältniß zu Goethe. In dem Maße, wie er sich in die Anschauung von Goethe's Wesen und Productionen vertiefte, genügten ihm seine eigenen bisherigen poetischen Leistungen immer weniger. Vom Anfange Juli an lebte er eine lange Zeit hindurch im Wilhelm Meister. „Je mehr ich mich damit familiarisire," schrieb er den 3. Juli an Körner, „desto mehr befriedigt er mich. Ich bin entschlossen, mir die Beurtheilung desselben zu einem ordentlichen Geschäft zu machen, wenn es mir auch die nächsten drei Monate ganz kosten sollte. Ohnehin weiß ich für mein eigenes Interesse jetzt nichts Besseres zu thun. Es kann mich weiter führen, als jedes andere und eigene Product, das ich in dieser Zeit ausführen könnte; es wird meine Empfänglichkeit mit meiner Selbstthätigkeit wieder in Harmonie bringen, und mich auf eine heilsame Art zu den Objecten zurückführen. Ohnehin wäre mir's unmöglich, nach einem solchen Kunstgenusse etwas Eigenes zu stümpern." Ja er ging so weit, an Körner zu schreiben, gegen Goethe sei und bleibe er nur ein poetischer Lump. Seine bisherige Ideenpoesie fing ihm an unschmack-

haft zu werden, er sehnte sich nach einem realern Gehalt für seine Dichtungen; und da er sich schwer entschließen konnte, seine besondersten Herzens- und Lebensbezüge, die ihm viel zu geringfügig erschienen, auf eine individuelle Weise poetisch zu gestalten, so hielt er sich an die Tagesliteratur und seine Stellung als Schriftsteller zu der Welt, und entnahm daraus den Stoff zu einer Menge von Epigrammen. Ueberhaupt war das Jahr 1796 als eine Uebergangszeit, worin er sich zu der reinern Gattung der Lyrik vorbereitete, für die Erzeugung so kleiner Gebilde, wie die Epigramme sind, noch immer günstig genug. Er konnte in einzelnen glücklichen Augenblicken mit leichter Mühe eine größere Anzahl hinwerfen. Es spricht sich aber in ihnen auch ganz bestimmt der Charakter einer Uebergangsperiode aus; denn während viele derselben, die wir als allgemeine bezeichnen können, ihrem Inhalte nach auf die Ideenpoesie zurückweisen, deuten andere, die persönlichen, polemischen Charakters sind, auf die realere Poesie voraus, der er sich jetzt zuzuwenden im Begriffe stand.

Wir stellen die Gedichte des Jahres 1796 in folgende sechs Gruppen zusammen. Zuerst gehen wir diejenigen durch, die nicht zu den Epigrammen gezählt werden können, lassen dann eine Anzahl Epigramme folgen, die größtentheils zerstreut im Musen-Almanach 1797 erschienen, und geben endlich vier abgeschlossene und geordnete Sammlungen von Epigrammen, welche Schiller gemeinschaftlich mit Goethe dichtete, und zuerst in seinem Musenalmanach veröffentlichte: 1) die Votivtafeln, 2) eine Sammlung, die Vielen, 3) eine andere, die Einer überschrieben ist, und endlich 4) die Xenien.

Klage der Ceres.

1796.

Dieses Gedicht entstand wahrscheinlich in den ersten Tagen des Juni 1796. Am 6. Juni berichtete Schiller an Körner, es gebe viel neue Xenien, gottlose und fromme; und fügte hinzu: „Ich habe auch sonst ein kleines Gedicht angefangen, das nicht schlecht werden soll. Mein nächster Brief wird es Euch wohl bringen.“ Er scheint es dem Briefe noch angeschlossen oder gleich nachgeschickt zu haben; denn Körner antwortete unter dem 13. Juni: „Die Klage der Ceres ist köstlich. Dies Product beweist mir vorzüglich, daß es dir gewiß nicht an eigentlichem Dichtertalent fehlt. Das Ganze ist poetisch gedacht. Du ließest die Phantasie ruhig wirken, und wachtest nur in der Ausführung über die Einheit des Tons. Sprache und Versbau sind äußerst vollendet, und passen zum Inhalte vortrefflich. Eine einzige Stelle: „Ach das Auge — fällt es nicht“ (Str. 5, V. 5—8, jetzt: Ach! ihr Auge u. s. w.) hat beim ersten Lesen eine gewisse Dunkelheit, der vielleicht durch eine kleine Abänderung abgeholfen werden kann. Was mich besonders erfreut, ist die Hoheit im Ausdruck der Sehnsucht ohne Nachtheil der Weiblichkeit.“

An Goethe sandte Schiller das Gedicht mit einem Briefe vom 11. Juni. „Einstweilen,“ heißt es darin, „nehmen Sie meine Ceres, als die erste poetische Gabe in diesem Jahre, freundlich auf, und fänden sie einen Anstoß darin, so machen Sie mich doch darauf aufmerksam.“ Goethe erwiderte darauf unter dem 22. Juni: „Ihr Gedicht, die Klage der Ceres, hat mich wieder an verschiedene Versuche erinnert, die ich mir vorgenommen hatte, um jene Idee, die Sie so freundlich aufgenommen und behandelt haben, noch weiter zu begründen. Einige sind mir auch ganz

unvermuthet geglückt, und da ich eben voraussehen kann, in diesen schönen Sommermonaten einige Zeit zu Hause zu bleiben, so habe ich gleich Anstalt gemacht, eine Anzahl Pflanzen im Finstern zu erziehen, und alsdann meine Erfahrungen mit denen, die schon bekannt sind, zu vergleichen." Hiernach scheint es, daß die erste Idee zu diesem Stücke in Schiller durch Gespräch oder Briefwechsel mit Goethe angeregt wurde. Veröffentlicht wurde es zuerst im Musen-Almanach für das Jahr 1797.

Daß das Gedicht zu der Gattung der symbolischen zu rechnen sei, darüber sind die bisherigen Interpreten einverstanden; aber über die Deutung sind sie uneins. Hinrichs sieht darin nur eine Symbolisirung des Mutterschmerzes der Göttin Ceres, wobei indeß die alte Mythe, nach welcher Persephone das Sinnbild der aus dem Samen keimenden Pflanze ist, umgekehrt worden und die Pflanze zum Symbol der verlorenen Tochter gemacht sei. Diese Ansicht hatte vor ihm schon Götzinger ausgesprochen, zugleich aber das Ganze als eine noch weit umfassendere Symbolisirung der Unsterblichkeit aufgefaßt, wie auch, nach Zeugnissen der Alten, in den eleusinischen Geheimnissen die Lehre von der Unsterblichkeit an den Mythus von Ceres und Persephone geknüpft wurde. Nach Hoffmeister „werden in der Klage der Ceres der bekannte Mythus und die Pflanzen symbolisch aufgefaßt und, zu einer wundervollen poetischen Figur verschlungen, zu *Trägern der Sehnsucht des Menschen nach dem Ewigen und seiner Verbindung mit der Geisterwelt gemacht*. Die Klagen und das Suchen der Göttin nach ihrer Tochter Persephone deuten uns das ungestillte Verlangen der Seele nach der in Dunkel gehüllten ewigen Wahrheit an, von der wir im irdischen Leben durch eine gleiche unerbittliche Nothwendigkeit getrennt sind, wie dem Auge der Mutter das nächtliche Gefild verschlossen blieb, worin ihr die geraubte Tochter wohnte. Doch, sollte der Mensch von dem ewig Wahren ganz abgeschnitten sein? Nein! er ist es so wenig, daß vielmehr aus dieser idealen Welt, nur

auf eine geheimnißvolle Weise, alles Gute und Schöne hervorgeht, was ihn im Leben erfreut — wie die buntgemalten Pflanzen, welche im heitern Reich der Farben glänzen, ihr Leben aus dem dunkeln Schooß der Erde ziehen. Ceres ist hier nicht allein als Göttin des Getreides, sondern als Schöpferin der Pflanzen und namentlich auch der Blumen aufgefaßt. Wie diese Sprossen der Erde der trauernden Mutter aus dem Schattenreiche, welches schon sogleich unter der Erdoberfläche beginnt, Kunde von der verlorenen Tochter geben, so sollen sie uns ein Sinnbild der auch ins irdische Leben reifenden ewigen Wahrheit sein. Ja jede reale Frucht dieser Wahrheit muß der Mensch wieder auf idealen Boden verpflanzen, wenn aus ihr sich von neuem ein edles Gewächs entfalten soll, gleichwie die Göttin das goldne Samenkorn, damit es ihr ein theurer Bote aus der Unterwelt werde, in die dunkle Erde versenkt. So vereinigt sich der Sinn des Ganzen in dem Grundgedanken: die ewige Wahrheit, nach welcher der Mensch vergebens strebt, erscheint ihm als Schönheit." — Demnach läge dem Stücke dieselbe Idee zu Grunde, die an manchen Stellen in den Schiller'schen Gedichten, unter andern in der alten Schlußstrophe der Götter Griechenlands anklingt, wo der Dichter die Wahrheit „die ernste, strenge Göttin, die den Spiegel blendend vor ihn hält", und die Schönheit „ihre sanftre Schwester" nennt; ferner in folgender Stelle der Künstler:

Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone,
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Ob indeß Hoffmeister hier nicht etwas zu kühn deute, möge der Leser beurtheilen, wenn wir erst eine Darstellung des benutzten Mythos und eine Erläuterung des Einzelnen vorangeschickt haben.

Der Raub der Proserpina (griechisch Persephone oder Persephoneia), der Tochter des Zeus und der Ceres, ist von mehrern Dichtern des Alterthums besungen worden; z. B. von Ovid (Metam. X, 341 u. ff.) und von Claudian (de raptu Proserpinae libri tres). Nach dem homerischen Hymnus wurde sie von Aides entführt, als sie auf einer schönen Wiese sich von einem Nymphenreigen mit einigen Gespielinnen entfernt hatte, um Blumen zu suchen. Die Zauberkraft einer überaus herrlichen Wunderblume bethörte sie, auch diese Gespielinnen zu verlassen; und in der Einsamkeit ergriff sie der unter Erdbeben emporgestiegene Gott der Unterwelt und führte sie auf seinem Wagen zum Orkus hinab.

Einen Theil der Mythe, auf den Schiller in seinem Gedichte das Ideal und das Leben anspielt:

Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht,

hat er hier unberücksichtigt gelassen. Die Sage erzählt nämlich, als Ceres den Jupiter gebeten habe, die geraubte Tochter wieder zu ihr zurückkehren zu lassen, habe dieser die Bitte für den Fall gewährt, daß Proserpina noch nichts aus dem Reiche der Schatten genossen habe. Diese hatte aber bereits die Hälfte eines ihr von Pluto angebotenen Granatapfels verzehrt; und so konnte ihr kein bleibender Aufenthalt auf der Oberwelt gestattet werden. Jupiter erlaubte ihr indeß, zwei Drittel des Jahrs im Olymp und ein Drittel in der Unterwelt zu verleben. — Dieser Theil der Mythe legt besonders die Deutung nahe, daß Persephone ein Sinnbild des Samenkorns sei, welches einen Theil des Jahrs im Schooß der Erde ruht und,

durch Zeus (Luft und Licht) hervorgelockt, die übrige Zeit hindurch sich an den Strahlen der Sonne weidet.

Schiller eröffnet das Gedicht mit einer Schilderung des Frühlings; warum gerade des Frühlings und nicht einer andern Jahreszeit? Und warum beginnt überhaupt mit einer solchen Schilderung das Gedicht? Der Frühling bringt uns die Blumen, deren bedeutungsvolle Beziehung zum Gegenstande des Stückes uns gleich die Schlußverse der ersten Strophe leise andeuten.

1. Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Die zwei letzten Verse leiten zugleich auf eine geschickte Art schnell zum Gegenstand der Klage über. — Die Sprache in dieser Strophe hält sich nicht durchgehends auf gleicher poetischer Höhe. Während z. B. die Verse 5 und 6 dem höhern dichterischen Style angehören, passen Ausdrücke, wie „das junge Reis treibt Augen, die Rinde des Eises springt“ zu niederer Prosa. — In demselben Sinne, wie in Vers 6 „der unbewölkte Zeus“ für heitre Luft, unbewölkter Himmel gebraucht ist, sagt Theokrit Ζεὺς αἴθριος (der heitre Zeus). Vergleiche das Horazische — manet sub Jove frigido Carm. I, 1, 25). — Die Oreaden (V. 10), Bergnymphen, gehören wie die Dryaden oder Baumnymphen, die Najaden oder Quellnymphen, die Potamiden oder Flußnymphen u. s. w. zu jener Gattung von Mittelgeschöpfen zwischen Göttinnen und sterblichen Frauen,

die, nach Hesiodos, zwar nicht unsterblich sind, aber doch unvergleichlich länger als der Mensch leben.

2. Ach! wie lang ist's, daß ich walle,
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuern Spur.
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der Alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

Nach der Mythe suchte Ceres ihre Tochter Proserpina mit einer am Aetna angezündeten Fackel auf der ganzen Erde. „Durch der Erde Flur“ kann als Bestimmung zu „walle“ und zu „Suchend“ gefaßt werden. Bei der ersten Beziehungsweise sollte freilich das Particip vor dem Verbum stehen; doch dachte sich wahrscheinlich der Dichter den Zusammenhang so. — „Titan“ (V. 3), Helios, war, wie Selene und Eos, nach den Theogonien ein Kind des Titanen Hyperion, woher Helios selbst bisweilen Hyperion oder Titan heißt. Erst die spätere Sage machte den Apollo zum Sonnengotte. Uebrigens soll doch, im Widerspruch mit Vers 7 und 8, einer Sage zufolge, Helios der Ceres den Raub entdeckt haben; nach einer andern zeigte ihn die Nymphe Arethusa an. — Zu dem Vers 7 vergleiche in den Kranichen des Ibykus Str. 9:

Nur Helios vermags zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Beiden Stellen liegen Reminiscenzen aus Homer zu Grunde:

Helios auch, der Alles vernimmt und Alles umschauet —
Il. III, 277.

Helios Trift, der auf Alles herabschaut, Alles auch höret —
O. XI, 109.

Der Relativsatz „der Alles findet" hat die Kraft eines Adverbialsatzes: obwohl er sonst Alles findet. — Ceres hat die ganze Erde durchsucht; jetzt sind nur noch die beiden Fälle möglich, daß Jupiter oder Pluto die Verlorene entführt habe. Der Dichter läßt die Göttin bei dem ersten Falle vielleicht etwas zu kurz verweilen; man sieht nicht recht ein, warum sie sich sogleich mit entschiedener Gewißheit dem zweiten Falle zuwendet. — Den Zeus, den Beherrscher des freien, offenen Luftraums, redet sie an; von Pluto, dem Herrscher des dunkeln, verborgenen Hades, spricht sie in der dritten Person. — Die Flüsse der Unterwelt (Acheron, Cocyt, Phlegethon, Styx und Lethe) nennt sie schwarze, weil der ganze Orkus düster und nächtlich ist. Vergleiche Hektors Abschied: „All mein Denken Soll der schwarze Lethefluß ertränken" (alte Lesart).

3. Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und so lang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Einstimmig mit den 8 ersten Versen sagt Charon in Virgil's Aen. VI, 390:

Lebende wehrt mir zu führen im stygischen Kahne das Schicksal.

Daß indeß Ausnahmen statt fanden, zeigt das Beispiel der Männer, worauf sich Aeneas bei der Sibylle Deiphobe berief, als er ihre Mitwirkung zu seiner Höllenfahrt in Anspruch nahm, Aen. VI, 119:

Wenn zu entrufen vermochte den Geist der Vermähleten Orpheus,
Wenn vom wechselnden Tod den Bruder erlösete Pollux
Und oft geht und kehret den Weg — was gedenk ich des Theseus,
Was der herkulischen Kraft? Auch mir ist erhabener Ahn Zeus.

Daß unserm Dichter aus der Lektüre Virgil's Manches gegenwärtig war, zeigen auch die 4. Schlußverse, vergleiche damit Aen. VI, 126:

Leicht geht es hinab zum Avernus,
Nachts ist offen und Tags die dunkele Pforte des Pluto;
Doch umwenden den Schritt, und zu den obern Lüften hinaufgehn,
Das ist Arbeit und Müh'.

4. Mütter, die aus Pyrrhas Stamme,
Sterbliche, geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind.
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand;
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte!
Ach! sie sind der Mutter Qual!

Ueber Pyrrha siehe die Erläuterungen zur 5. Strophe der Götter Griechenlands. — Statt „Sterbliche" (V. 2) würde der gewöhnliche Sprachgebrauch Sterblich oder als Sterbliche verlangen. — „Des Grabes Flamme" bezieht sich auf die Sitten der Alten, die Todten zu verbrennen. — Die „Parzen" (griech. Mören) waren Töchter des Erebus und der Nacht, nach einer andern (wahrscheinlich spätern) Sage, des Zeus und der Themis. Klotho hielt den Rocken, Lachesis spann, Atropos schnitt den Lebensfaden der Sterblichen ab. — „Nacht der Nächte" nennt die Göttin die Unterwelt, weil sie an grauenvoller Dunkelheit eben so weit unsere Nächte übertrifft, als diese den Tag. — Zum Schluß der Strophe vergleiche Ovid Metam. I, 622 u. ff.:

Auch nicht endigen darf ich durch Tod mein Leiden, zum Unglück
Bin ich unsterblicher Gott, die verschlossene Pforte des Todes
Dehnt von Ewigkeit aus zu Ewigkeit dauernden Jammer.

5. Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach! ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und, zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Die vier ersten Verse der Strophe 5 enthalten einen Nachsatz zu einem in Gedanken zu ergänzenden Bedingungssatz, etwa zu: Wenn ich dem Kinde folgen dürfte. — „Leise“ werden die Schatten genannt, weil sie körperlose Bilder der Abgeschiedenen sind (**νεκύων ἀμενηνὰ κάρηνα** Od. XI, 29): doch schreibt ihnen Homer eine recht vernehmliche Stimme zu: Odysseus erzählt (Od. XI, 43), sie seien ihm genaht

Mit graunvollem Geschrei; und es faßt' ihn bleiches Entsetzen.

Der Uebergang ins Präsens in Vers 6 deutet die lebhafte Thätigkeit der Einbildungskraft der sehnsuchtsvollen Mutter an. — „Nach entfernten Sphären“ ist hier wohl nicht für entfernte Räume, sondern für entfernte Globen (σφαῖραι), Gestirne, zu nehmen. — Den Vers: „Bis die Freude sie entdecket“ interpretirt Götzinger: „Natürlich die Freude der Mutter, *meine* Freude.“ Ich betrachte *die Freude* als Subjekt und *sie* als Objekt, beziehe letzteres auf die Mutter, die ja auch im vorigen Vers in der dritten Person sich selbst anführt, und erkläre so: Bis sie (die Tochter) freudig die Mutter entdeckt. Der nüchterne Verstand wendet allerdings ein, die

Freude sei erst eine Wirkung des Entdeckens, man könne also nicht von ihr die Entdeckung ausgehen lassen. Aber sollte nicht der Dichter durch diese Umkehrung des Verhältnisses das urplötzliche Entstehen der Freude bei Entdeckung der Mutter andeuten wollen? — Wie oben Schiller den Orkus „rauh" nennt, so schreibt auch Virgil den Bewohnern der Unterwelt „durch menschliches Flehn noch nie gemilderte Herzen" zu (Landbau IV, 470).

6. Eitler Wunsch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Pfad
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Fest bestehet Jovis Rath.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt;
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farbe glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

In Vers 2 setzte Schiller nachher „Gleis" für „Pfad", und änderte Vers 4 so:

Ewig steht der Schluß des Zeus.

Im jetzigen Vers 2 ist die Allitteration und die Gleichheit der hochbetonten Vokale („gleichen Gleis") wirksam zur Bezeichnung des Gleichen, Unveränderlichen. In den Versen 2—4 herrscht Beiordnung statt Unterordnung. Das Verhältniß der beiden Sätze ist das der Vergleichung: Gleichwie des Tages Wagen ruhig in dem gleichen Gleise rollt, so steht auch u. s. w. Die Verse 5 und 6 interpretirt Götzinger so: „Ueber den Orkus hatte Zeus nichts zu gebieten." Dies liegt nicht in den Worten. Es heißt nur: Mit dem Schattenreich will Zeus nichts zu schaffen haben; was diesem anheimgefallen, das gibt er preis. — Vers 9 und 10: Bis der Styx

vom Morgenroth erglüht. Aurora (Eos), Schwester des Helios (vergl. Str. 2), also aus dem Titanengeschlechte, fährt mit feurigen Rossen aus dem Oceanus empor und lüftet mit ihren Rosenfingern den dunkeln Schleier der Nacht. Iris, die Anthropomorphisirung des Regenbogens, wurde als ein reizendes Mädchen mit Flügeln, buntem Gewand und farbenschillerndem Nimbus über dem Kopfe gedacht. — Ich brauche wohl nicht darauf aufmerksam zu machen, wie schön die vier letzten Verse die Vorstellung auf ewig paraphrasiren.

7. Ist mir nichts von ihr geblieben?
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben?
Keine Spur der theuern Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündniß aufgethan?
Nein, nicht ganz ist sie entflohen;
Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Diese Strophe bildet den Uebergang zum zweiten Haupttheile des Gedichtes. In den sechs ersten Strophen spricht Ceres ihre Klage, in den vier letzten ihren Trost aus. Die Ueberschrift, die Schiller für das Stück gewählt hat, bezeichnet demnach den Inhalt nicht erschöpfend genug. — Götzinger tadelt den in Vers 7 und 8 eintretenden Wechsel der Konstruktion; auch hier, glaubt er, müsse die Frage mit dem Verbum beginnen, weil sonst ein unsymmetrischer Satzbau entstehe. Ich halte das Getadelte gerade für eine Schönheit.

8. Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn des Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,

Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn;
Trauernd senk' ichs in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Auch im Gedichte die Blumen werden diese „holde, zarte Frühlingskinder" genannt. — Bei Vers 4 tadelt Götzinger den Periodenbau, weil nicht sogleich in die Augen springe, wo der Nachsatz beginne. Er spricht sich überhaupt über Wendungen mißbilligend aus, die, in Folge unsrer ungenügenden Interpunktion, beim ersten Lesen unrichtig aufgefaßt werden können. Allein nicht der Leser, sondern der Hörer muß über ein Gedicht urtheilen. — „Das höchste Leben" nennt der Dichter das Samenkorn, weil es den Keim des neuen Lebens enthält. — Vertumnus oder Vortumnus, der Gott des Jahrszeitenwechsels, insbesondere der Gärten und Felder, Gemahl, oder nach Andern, Liebhaber der Pomona, wird als ein Jüngling mit Früchten im Schooße, oder auch mit einem Füllhorne unter dem Arme abgebildet. Götzinger tadelt mit Recht, daß die griechische Göttin dieses römisch-etruskischen Gottes gedenkt.

9. Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick.
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Bei Homer sind die Horen Luftgöttinnen, Dienerinnen des Zeus, die Wolken sammeln und zerstreuen, und Thorwächterinnen der olympischen Burg; später erscheinen sie als Vorsteherinnen der Jahres- und Tageszeiten. — „Keime, die dem Auge starben" d. h. die scheinbar todt sind. — „Reich der Farben", die Oberwelt, das Reich des Lichts, aus dessen Zerlegung ja, nach Newtons Theorie, die Farben entstehen. — Den递Haupttheil der Pflanze, der „zum Himmel eilet", nennt die Botanik caudex ascendens, aufwärts steigenden Stock, und den andern, der sie an die Erde bindet und der Finsterniß entgegenstrebt, caudex descendens, abwärts steigenden Stock. — „Aether" bezeichnet zunächst die obere, reinere Luft, dann auch überhaupt, wie im obigen Schlußverse, Licht und Luft.

10. Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet;
Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

Reden in Vers 8 ist, gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch, mit einem Objektsatze verbunden (daß auch fern u. s. w.); das Wort wirkt metaphorisch kräftiger, als etwa Kündet thun würde. — Auffallend ist es mir, daß Ceres in den beiden Schlußversen im Allgemeinen von den Bewohnern des „rauhen Orkus" spricht, daß sie nicht vielmehr sagt: Liebend noch ein Busen schlage (nämlich der der Tochter).

11. O, so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!

Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust!

„Des Nektars reinstem Thau" (V. 4) bezieht sich sowohl auf die Düfte, als auf die süßen Säfte der Blumen. V. 3 u. ff. enthalten höchst energische Metaphern, wie sie der enthusiastisch gesteigerten Empfindung der Mutter entsprechen. Diese Steigerung des Gefühls gibt sich auch in der Störung der Konstruktion in V. 9—11 kund. „Gleich Aurorens Angesicht" ist faktitiv zu fassen für: so daß sie Aurorens Angesichte gleich werden. Daher ist das Komma nach „malen" zu tilgen.

Fragen wir nun, nachdem wir das Gedicht im Einzelnen sorgfältig betrachtet, noch einmal nach dem Sinne des Ganzen: so dürfte mancher Leser nicht geneigt sein, der Ansicht Hoffmeister's beizutreten. Daß die Idee, welche er als Grundgedanken des Stücks bezeichnet, aus Schiller's innerster Denkweise geschöpft sei, läßt sich freilich eben so wenig abstreiten, als daß sie sich an das im Gedicht dargestellte Verhältniß des Blumenlebens ziemlich ungezwungen anschließe; allein, meiner Ansicht nach, müßte die sinnbildliche Darstellung viel mehr unverkennbare Züge einer solchen Grundidee an sich tragen, wenn ich gleich keineswegs an ein allegorisches oder symbolisches Gemälde die Forderung stelle, daß es in allen, auch den kleinsten Zügen, dem dadurch angedeuteten Gegenstande adäquat sein müsse. Hoffmeister meint: da aller Nachdruck auf dem Gedanken liege, daß die Schönheit uns die verborgene ewige Wahrheit vertreten solle, so erkläre sich auch der Enthusiasmus, womit in der

letzten Strophe der Reiz der Pflanzen und Blumen geschildert werde; doch auch hiefür ergibt sich, wie sich unten zeigen wird, eine Erklärung, wenn wir uns an eine Deutung halten, die sich auch im Einzelnen viel enger an das Gedicht anschließt. Für jeden gefühlvollen Menschen, den nicht eine zuversichtliche Hoffnung der Unsterblichkeit und ein gänzliches Vertrauen auf Gott beglückt, kann es wohl kaum einen schmerzlichern Gedanken geben, als den, daß der Tod uns die liebsten und nächsten Angehörigen zu einem dunkeln, geheimnißvollen Loose entreißt. Ihr Geist, ihr Gemüth, ihre Liebe zu uns sind, Niemand weiß es, wie weit und auf wie lange uns entrückt, wir können ihnen die treueste Erinnerung widmen, aber eine geistige Wechselwirkung, eine Verbindung mit ihnen ist uns nicht vergönnt. Das Einzige, was uns von ihnen geblieben, müssen wir dem dunkeln Schooß der Erde anvertrauen; nun bezeichnen wir, da die Erinnerung sich gerne an etwas Sichtbares, Aeußerliches anlehnt, die Stelle, wo sie ruhen, durch einen Hügel, und schmücken diesen, weil die Liebe sich noch irgendwie thätig erweisen möchte, mit reizenden Blumen, wie man eine heilige Stätte, einen Altar, wo man sich seinem Gotte näher glaubt, mit Blumen ziert. Ein poetisches Gemüth legt aber oft in eine althergebrachte Sitte noch einen neuen schönen Sinn; und so faßte auch Schiller den alten Gebrauch, die Gräber geliebter Hingeschiedenen mit Blumen zu bepflanzen, aus einem neuen Gesichtspunkte auf und betrachtete die Pflanze als ein Bindemittel zwischen Lebenden und Todten. Zu einer großartigen und poetisch individualisirenden Darstellung dieser Idee bot sich ihm nun aus der griechischen Sagenzeit eine schöne Mythe dar, die indeß eine Unbequemlichkeit in sich trug, welche dem Dichter nicht ganz wegzuräumen gelungen ist. Ceres spielt in dem Gedichte eine zu unthätige Rolle. Sie erscheint nicht etwa als Schöpferin der Blumen und Pflanzen, welche Verbindungsmittel zwischen ihr und der Tochter sein sollen, sie gibt bloß dem Pflanzenleben diese Deutung. Auch vor ihr bestand schon der Kreislauf des Pflanzenlebens;

was thut nun die Göttin, um ihm jene neue Bestimmung zu geben? Wodurch weiht sie die Blumen gleichsam zu Boten der Liebe ein? Anders verhält es sich im eleusischen Feste; da erscheint Ceres als wirkliche Gründerin des Ackerbaues und der sich daran knüpfenden Gesittung. Indem wir die Ruhestätten gestorbener Freunde mit Blumen schmücken, erweisen wir uns auch thätiger, handelnder, als Ceres; wir verpflanzen doch die Blumen auf das Grab des Freundes. Persephone ist die Hingeschiedene, die ganze Erde ihr Grab; die Blumen findet Ceres aber auf demselben vor und gibt ihnen nur noch die obenerwähnte Bedeutung. Diesen Uebelstand hat der Dichter gemildert, aber nicht ganz gehoben, indem er in der letzten Strophe die Göttin den Blumen eine reichere Nektarfülle, einen schönern Farbenschmuck verleihen läßt; worin sich dann zugleich die enthusiastische Liebe der Mutter so schön ausspricht.

Was die äußere Form betrifft, so gehört dieses Gedicht zu den gelungensten, das Metrum ist mit feinem Takte gewählt und meisterhaft durchgeführt; und mit Recht rühmte Herder die schönen Reime, „die sich wie Seiden- und Goldfäden in dem Gedichte spinnen."

Zusätzliches. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage meines Kommentars hat Winckelmann (Programm des Gymnasiums zu Halle 1843) unter anderen Gedichten Schiller's auch das vorliegende besprochen, und gegen Hoffmeister's Auffassung geltend gemacht: 1) Wir sollen uns die ewige Wahrheit nicht jenseits einer dunkeln Region, sondern rings von Dunkel umgeben denken; denn die, welche Ceres sucht, befindet sich mitten im Dunkel. 2) Ein doch gewiß wesentlicher Zug, daß Proserpina Ceres Tochter ist, wird durch diese Erklärung zu einem unwesentlichen. Winckelmann's eigene Auffassung ist aber folgende: „Dunkel wie die Unterwelt ist die Region, durch welche der Forscher zu dem Lichte der ewigen Wahrheit hindurchstrebt (s. Genius V. 9 ff). In diese dunkele Region treibt ihn ein unwiderstehlicher Drang, ähnlich der Macht, welche Ceres Tochter in die Unterwelt rafft. Ceres, als Göttin der Pflanzen,

besonders der Blumen, stellt die Kunst dar. Wie aber die Künstler lehren, verdankt der Forscher, daß er ein solcher ist, gerade der Kunst. Es findet also zwischen ihm und der Kunst dasselbe Verhältniß statt, wie zwischen Proserpina und Ceres; er ist ein Sohn der Kunst, wie Proserpina eine Tochter der Ceres. Dieser Mutter wird der Forscher durch einen unwiderstehlichen Drang entführt (Künstler, V. 438). Dann sucht ihn die Mutter, wie Ceres die Tochter, ein Gedanke, der sich in den Künstlern nicht findet. Wohl aber lehrt jenes Gedicht V. 397—442, daß nur die Kunst und der Forscher in eine ähnliche Wechselbeziehung zu einander treten, wie wenn Ceres das Samenkorn an's Herz des Kindes legt, dieses dann dasselbe aufwachsen macht, und jene die Blüthen der Pflanze mit aller Herrlichkeit schmückt."

Ich kann mich mit dieser Deutung noch weit weniger, als mit der Hoffmeister'schen, befreunden, da sie mir noch viel gezwungener erscheint. Auch bei wiederholter Betrachtung des Gedichtes kann ich nicht umhin, darin nur eine in mythisches Gewand gekleidete Darstellung der Trauer poetisch gestimmter Gemüther um hingeschiedene geliebte Angehörige zu sehen, und möchte als den Anlaß zur Entstehung desselben den frühen Tod von Schiller's geliebter Schwester Nannette (s. oben die Bemerkungen zum Epigrammenjahr) betrachten. Wir wissen aus frühern Gedichten, daß eigentliche Gelegenheitspoesie, die sich mehr an den besonderen Fall anschließt und die individuellen Beziehungen treu wiedergibt, seiner Natur nicht gemäß war. So entsproß aus der frisch geschlossenen Freundschaft mit Körner und dem begeisternden Schwung, den sie seiner Seele gab, der Hymnus an die Freude; sein Vaterglück spiegelt sich in einigen ganz allgemein gehaltenen Epigrammen ab, worin jede besondere Beziehung gemieden ist; und sein Gattenglück rief ein Loblied auf die Frauen überhaupt hervor. Und wenn er einmal ausnahmsweise ein eigentliches Gelegenheitsgedicht verfaßte, wie auf die Verbindung von Henriette *** (1783)

und bei der Vermählung Körner's, so sah er diese als unächte Kinder seiner Muse an, und schloß sie daher aus der Sammlung seiner Gedichte aus. So wäre es also ganz seiner Art und Weise gemäß, wenn auch hier die Trauer um die Schwester sich in eine ganz allgemeine Darstellung der Klage einer nicht durch bestimmte religiöse Hoffnungen getragenen, aber idealisch gestimmten Seele um eine geliebte Hingeschiedene verhüllte, und dabei, zum Behuf der poetischen Individualisirung, sich eines antiken Mythos bediente. Will man aber auch noch einzelne Züge des gewählten Bildes deuten, so möchte ich noch am ersten gelten lassen, daß die Blumen bildlich als Poesien aufzufassen seien, womit der Trauernde das Grab der Geliebten schmückt, denen er die reizendsten Farben zu geben sucht, in die er seinen Schmerz und seine Lust versenkt, Poesien, die gleich den Blumen aus zwei Welten ihre Nahrung ziehen, die das Irdische an das Himmlische, das Vergängliche und Wechselnde an das Ewige und Bleibende knüpfen. Es läge dann in dem Gedichte noch eine Andeutung des Gedankens, daß idealisch gestimmte Gemüther ihren Schmerz durch eine schöne Schöpfung zu verklären wissen; und hierauf scheint auch Körner in seiner Beurtheilung des Gedichtes in einem Briefe an Schiller vom 11. Oktober 1796 zu zielen: „Als Göttin unterliegt Ceres dem Schmerze nicht; sie kämpft gegen ihn mit holder Weiblichkeit und besiegt ihn durch eine Schöpfung.“ Hierbei macht er noch über das Metrum die feine Bemerkung: „Der Rhythmus ist äußerst glücklich gewählt. Die längern Strophen geben ein Gepräge von ausdauernder Kraft, und diese wird wieder durch die kurzen Zeilen und durch Trochäen gemildert, die dem Gange einer sanften Schwermuth angemessen sind. Dagegen halte ich das elegische Versmaß für sehr passend zur Darstellung männlicher Leidenschaft. Das unendliche Streben im Hexameter macht mit der gewaltsamen Beschränkung im Pentameter ein gemischtes Bild von dem Zustande einer endlichen Natur im Momente der Begeisterung.“

Das Mädchen aus der Fremde.

1796.

Diese schöne Allegorie erschien zuerst im Musen-Almanach für das Jahr 1797, der bereits zu Anfange Septembers 1796 gedruckt ward, und gehört also wohl spätestens dem August des letztgenannten Jahres an. Körner bezeichnet das Gedicht in seiner Beurtheilung des Almanachs (Brief vom 11. Oktober) als „ein liebliches Räthsel“ und fügt hinzu: „Hier bemerke ich gar nichts von Deiner ehemaligen Manier, die Produkte der Phantasie für den Verstand zu würzen. Das Bild steht noch in der Gestalt vor uns, in der es empfangen wurde.“ In der That entfernte sich Schiller mit diesem Gedichte um einen großen Schritt weiter von seiner Ideendichtung der reinern Poesie zu, und er verfuhr dabei mit Bewußtsein und Absicht. „Es freut mich sehr,“ antwortete er Körner'n am 17. Oktober, „daß Du das Mädchen aus der Fremde und Herculanum liebst; in beiden habe ich meine Manier zu verlassen gesucht — und es ist eine gewisse Erweiterung meiner Natur, wenn mir diese neue Art nicht mißlungen ist.“

Die anmuthvolle Goethe'sche Einfachheit und Klarheit der Sprache, die Lieblichkeit des Bildes gewannen dem Stücke sogleich selbst die Leser, welche den zu Grunde liegenden Gedanken nicht verstanden, so daß es bald ein Lieblingsgedicht der Nation wurde. Das Mädchen aus der Fremde ist die Poesie oder, wenn man will, auch im weitern Sinne die gesammte höhere, edlere Kunst; nicht die Produkte der Kunst, sondern die letzte Quelle derselben, das dichterische, das künstlerische Genie.

1. In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Man hat wohl „die armen Hirten“ als einfache, unverdorbene Naturmenschen erklärt, bei denen die Poesie gerne wohne. Wir wissen aber schon aus den Künstlern, daß nicht der erste einfache Naturzustand der günstigste Boden für Poesie und Kunst ist:

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpferkreis . . .

ruft Schiller dort den Künstlern zu, —

Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhobnen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor.

Wir fassen daher, mit Götzinger, das „Thal“ als die Erde, und die „armen Hirten“ als die Menschen überhaupt, die in so fern arm zu nennen sind, als das Schicksal sie an die Bedürfnisse des Augenblickes gebunden hat. „Wenn die Natur um uns her,“ interpretirt Götzinger nun weiter, „sich verschönert und mit tausend Stimmen zu uns spricht, dann erwacht auch in uns der Drang, aus der Enge unsres Daseins herauszutreten und uns aus der Wirklichkeit in das Reich der Dichtung zu flüchten.“ Es fragt sich aber, ob wir nicht, wie das Thal und die Hirten, so auch den Frühling, den Vers 2 und 3 andeuten, in uneigentlichem, höherm Sinne nehmen müssen. Sollte nicht der Sinn dieser sein: Jedesmal, wenn unter den Menschen sich ein Frühling erfreulichen geselligen Daseins entwickelt hat, wie der Spaziergang so schön schildert,

Dann gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.

Aehnlich ist die Darstellung der Sache im eleusischen Feste. Auch dort sehen wir zuvor den ganzen Bau der Gesellschaft vor uns aufsteigen, und dann erst heißt es:

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
u. s. w.

2. Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Und schnell war ihre Spur verloren,
So bald das Mädchen Abschied nahm.

Die Poesie, die Kunst ist geheimnißvollen, überirdischen Ursprungs. Schon in der Odyssee (I, 346) heißt es, daß der Sänger nicht wie er, sondern wie Zeus wolle, uns begeistre; und was hier dem Gotte, das wird im Grafen von Habsburg der „gebietenden Stunde" zugeschrieben; des Sängers Begeistrung, sagt der Kaiser, entstehe:

Wie in den Lüften der Sturmwind saus't,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braus't,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen.

In ähnlicher Weise vergleicht die Macht des Gesanges die Poesie mit einem mächtigen Bergstrom:

Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht;
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Eben so wenig, als sich die Entstehung der dichterischen Begeisterung erklären läßt, kann man sie, wenn sie einmal verschwunden ist, willkürlich zurückrufen (V. 3 und 4). Man vergl. die Schlußstrophe des Gedichtes die Gunst des Augenblicks:

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Oder, muß man auch diese Strophe, aus kulturhistorischem Gesichtspunkt, wie die erste, auffassen, so werden wir sagen: Die Blüthezeit der Poesie, der Kunst erscheint in einem Volke ganz von selbst, wie die Blüthezeit der Natur, wie der Frühling. Ist aber das goldene Zeitalter der Kunst einmal dahin, so vermag keine Anstrengung, auch der edelsten Geister, es zurückzuführen. — Statt „Und" in V. 3, der Lesart des Musen-Almanachs, haben die Gedichtsammlungen „Doch," welches mir unrichtig scheint.

3. Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Die Wirkungen der Poesie, der Kunst empfindet jedes nicht ganz verstockte Herz; aber nicht Jedem ist es vergönnt, ein Vertrauter, ein Eingeweihter der Kunst zu sein.

4. Sie brachte Blumen mit und Früchte
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

5. Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Blumen, Jenem Früchte aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.

Ihre Gaben sind nicht in der Sinnenwelt, sie sind im Lande der Ideale gereift und gesammelt. „Diese Gaben," erklärt Götzinger, „sind für Viele bloße Blüthen, an deren Schönheit und Wohlgeruch sich der Sinn ergötzt, für Andre aber Früchte, die durch ihren innern Werth den Geist nähren und stärken," — und das Herz erquicken, — kann man noch hinzusetzen. Ueberhaupt lassen sich die beiden hier angedeuteten Wirkungen nicht strenge auseinander halten. Indem die ächte Kunst erfreut und erheitert, hebt und

stärkt sie auch das Gemüth und weckt jede Kraft des Geistes zu höherer Thätigkeit. Freilich wird jedes Alter, besonders in der vielseitigen Kunst der Poesie, sich vorzüglich an das halten, was ihm am meisten gemäß ist, der Jüngling an das Sinn, Phantasie und Gemüth Ansprechende, der Greis an dasjenige, was dem Geiste ernstere Nahrung bietet.

6. Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Wenn es im Glück heißt, daß die Götter ihre Gaben, worunter auch dort vorzugsweise Genie, hohe Anlagen für Poesie und Kunst gemeint sind, vor Allen gern der Jugend zutheilen:

Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockige Scheitel . . . .

so ist das in einem andern Sinne gemeint, als die vorliegende Strophe. Dort hieß es, die Jugend sei vorzugsweise Trägerin der Himmelsgabe Poesie; hier meint der Dichter: Der Jugend, den Liebenden spendet das künstlerische Genie seine besten, seine feurigsten Schöpfungen, weil es bei ihnen die größte Empfänglichkeit voraussetzen darf. Die Liebe ist ja, wie Götzinger sagt, „selbst Poesie, ein Heraustreten aus dem Gebiet der Wirklichkeit in das Reich des Ideals."

Pompeji und Herculanum.

1796.

Das Gedicht ist vermuthlich in der ersten Hälfte Augusts 1796 entstanden. Am 8. August schrieb Schiller an Goethe: „Haben Sie nicht eine Schrift über die Herculanischen Entdeckungen? Ich bin gerade jetzt einiger Details darüber bedürftig, und bitte Sie darum. Schon in Volckmann's Geschichte findet man, glaube ich, Mehreres davon." Wie wir in den Bemerkungen zum vorigen Gedichte hörten, hatte Schiller auch bei dem vorliegenden die Absicht, „seine alte Manier zu verlassen". Statt an Ideen, hielt er sich diesmal an reale Dinge und strebte nach einer möglichst klaren objektiven Gestaltung; und obwohl er hiebei nicht auf eine wirkliche Anschauung, sondern mehr auf seine Phantasie angewiesen war, so ist ihm doch sein Versuch vortrefflich gelungen. Schiller hat Italien nie gesehen. Nichts destoweniger, wie er in seinem Tell die Schweiz, nach deren Anblick er sich auch vergebens gesehnt hat, mit einer durch das Zeugniß der aufmerksamsten Reisenden bestätigten Treue malte, so lieferte er uns in diesem Gedichte ein so lebendiges Bild jener wiedererstandenen Städte, als ob es aus dem ergreifendsten Eindruck unmittelbarer eigner Ansicht hervorgegangen wäre *). Zu der Leichtigkeit, womit wir das Ganze auffassen, trägt vorzüglich die wohl berechnete Anordnung desselben bei. Nachdem der Dichter den Gesammteindruck der wiedergefundenen Stadt ausge-

*) Hoffmeister verglich, wie ich aus einem von ihm nachgelassenen handschriftlichen Tagebuche sehe, in Italien an Ort und Stelle das Gedicht mit der Wirklichkeit, und mußte die Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung bewundern; nur das zeigte sich ihm hier als verfehlt, daß der Dichter die verschiedenen Bilder der beiden Städte in Einem Gedichte schildernd zusammengefaßt habe.

sprochen, gedenkt er zunächst der am meisten ins Auge fallenden Gebäude, des Portikus, des Theaters, des Triumphbogens; dann richtet er seinen Blick auf das Forum, auf die Gassen; dann führt er uns in ein Haus, zeigt uns die Einrichtung desselben, läßt uns seine Gemälde, seine geschmackvollen Geräthschaften bewundern und betrachtet sogar mit uns die kleinsten Einzelnheiten eines Toilettenzimmers; hierauf treten wir mit ihm in ein Museum, wo wir Bücherrollen, Griffel und wächserne Tafeln finden; endlich zeigen sich uns die Penaten, Hermes und andre Götter, und ihre Altäre stehen zu den Opfern bereit. Aber nicht bloß Lebendigkeit und Klarheit der Darstellung, auch Reichthum der Bilder und Ideen auf verhältnißmäßig beschränktem Raume ist eine dieses Gedicht auszeichnende Eigenschaft. Fast nach allen Richtungen des Lebens der Alten wird, wenn auch nur flüchtig und im Vorbeigehen, eine Aussicht eröffnet, so daß nach dem Theorem von Hemsterhuys, der einen Gegenstand um so schöner findet, je mehr Ideen er in einer bestimmten Zeit anregt, unserm Stück ganz vorzugsweise das Prädikat schön zukäme.

Wir geben den Text nach dem Musen-Almanach für das Jahr 1797, worin das Gedicht zuerst erschien.

1. Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schooß uns herauf?
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
5. Griechen! Römer! O kommet und seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, auf's Neu' bauet sich Herkules Stadt.

„Pompeji" lag unfern der Mündung des Sarnus, östlich vom heutigen Flecken Torre del Annunciata. Es wurde im J. 79 n. Chr. unter Titus durch einen furchtbaren Ausbruch des Vesuv verschüttet. Gleiches Schicksal hatte Herculanum, in der Nähe des heutigen Portici, westlich vom heutigen Flecken Torre del Greco gelegen. (Plinius d. Jüngere, Brief VI, 16.) — „Wir flehten um trinkbare

Quellen.“ Im J. 1711 ließ der Prinz Elboeuf zu Portici einen Brunnen graben, und man fand bei dieser Gelegenheit drei weibliche Statuen, was später die Veranlassung zu genauern Untersuchungen wurde. — „Herkules Stadt“; dem Herkules schreibt die Sage die Gründung Herkulanums zu. — An dem Text der obigen Verse änderte der Dichter später nichts, als in V. 5 „O kommet und seht“ in: O kommt! o seht!

Giebel an Giebel richtet sich auf, der Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich fluthend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! das bereitete Opfer vollende
Agamemnon, umher sitze das horchende Volk!
Wohin führet der prächtige Bogen? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.

Vers 7 heißt jetzt:

Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet . .

Vers 12:

Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor . .

Vers 13:

Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?

„Giebel an Giebel“; die von Schutt befreiten Straßen sind, Haus an Hais, schnurgerade gebaut. — „Der räumige P.“ für geräumige ist eine bessere Form als die von Schlegel in der Heroide Neoptolemus in gleichem Sinne gebrauchte Form räumlich. — „Porticus“ (Στοαὶ), Säulengange, lange, auf zwei oder

mehreren Reihen von Säulen ruhende, meist bedeckte Gallerien, bald mit andern Gebäuden verbunden, bald einzeln stehend, — bald offen, bald verschlossen. Zur Verzierung dienten Bildsäulen in den Zwischenräumen der Säulen und Gemälde an den innern Wänden. Bei Regen und heißem Sonnenschein waren sie beliebte Versammlungs- und Spazierplätze. — „Das Theater" (V. 9) zu Herkulanum war die erste bedeutende Entdeckung, die man vom alten Herkulanum machte. In Pompeji wurden zwei wohlerhaltene Theater gefunden. Ueber die Einrichtung der alten Theater werden wir näher bei der 11. Str. der Kraniche des Ibykus sprechen. — Sehr schön entsprechen sich einander (V. 10) die übertragenen Ausdrücke „Mündung" und „fluthend". — „Mimen" (V. 11), hier die Schauspieler, nicht jene den Römern eigenthümliche dramatische Gattung, welche schon vor Augustus das regelmäßige griechische Drama zu verdrängen begann. Schiller deutet im neuen V. 12 zwei Stoffe an, die von den alten Tragikern häufig behandelt worden sind, die Opferung der Iphigenia in Aulis durch ihren Vater Agamemnon („Atreus Sohn") und die Verfolgung des Muttermörders Orestes durch die Furien. „Der grausende" für grausenerregende ist nicht wohl zu rechtfertigen. Des Chors werden wir ausführlicher bei Str. 12 der Kraniche des Ibykus gedenken. — „Der Bogen des Siegs" (V. 13) bezeichnet deutlicher den Triumphbogen als der entsprechende ältere Ausdruck. „Forum", Marktplatz zur Verhandlung öffentlicher Geschäfte und der Gerichtssachen, wie zum Waarenverkaufe. — „Kurulischen Stuhl" (V. 14), sella curulis, nannte man den stattlichen Sessel höherer obrigkeitlicher Personen, ohne Lehne, gewöhnlich zusammenlegbar, mit Elfenbein eingelegt, den der Richter in seinem Wagen mitzuführen pflegte. — „Lictoren" (V. 15) öffentliche Diener der höheren Magistratus (mit Ausnahme der Censoren), theils als Ehrenbegleitung, in welcher Eigenschaft sie, Ruthenbündel (fasces) mit Beilen auf der Schulter tragend, vor dem Magistratus einhergehen und das Volk auf die gehörigen Achtungs-

bezeugungen aufmerksam machen mußten, theils zur Vollstreckung der den Verurtheilten zuerkannten Strafen (zum Binden, Streichen mit Ruthen, Enthaupten). Vor dem Diktator gingen 24, vor dem Konsul 12, vor dem Prätor 6 einher. — „Der Prätor", (V. 16) Richter. Das Prätoramt wurde gestiftet, als (388 v. Chr.) die Patricier mit den Plebejern das Konsulat theilen mußten. — Die Abwerfung des e in Zeug' verursacht eine sehr große Härte. — „Schützend springen u. s. w." (V. 19); indem die platten Dächer der Häuser weit über die Façaden vorsprangen, dienten sie den in V. 18 erwähnten erhöhten (und geländerten) Fußwegen zum Schutz gegen Regen und Sonne. — „Um den einsamen Hof" (V. 20), man findet in Pompeji und Herkulanum nur wenige Häuser, die nach der Straße gehende Fenster haben; und wo solche gefunden werden, können sie wegen der Höhe, worin man sie angebracht hat, nur zur Einlassung des Lichtes gedient haben. Die den Hof umringenden Zimmer entbehren sogar auch dieser Oeffnungen und erhielten ihr Licht durch die geöffnete Thüre; nur die gartenwärts gelegenen Zimmer sind mit eigentlichen Fenstern versehen. — Das letzte Distichon hat uns auf eine ungezwungene Weise in das Innere eines Hauses eingeführt.

Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren!
In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Heitre Farben beleben die Wand, mit blumigen Ketten
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein;
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf Einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.

Knaben, was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre;
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht hier noch der Dreifuß auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind! Sklaven! Bestellet den Heerd!
Kauft! hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier; sehet! es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht! was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad! hier stehn noch die Salben;
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.

Den V. 25 erweiterte Schiller später zu folgenden:

Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben;
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre u. s. w.

In V. 35 lautet jetzt die erste Hälfte:

Steht nicht der Dreifuß hier auf u. s. w.

„Das Estrich" (auch der Estrich), ein aus Steinchen, Erde oder Kalk dicht geschlagener oder gegossener Fußboden. Die Alten hatten in den Fußböden ihrer Zimmer und Hausfluren oft die trefflichsten, den Arbeiten des Pinsels an Feinheit nahe kommenden Mosaikgemälde. Auch in Pompeji fand sich unter andern eine sehr schöne musivische Arbeit, welche drei weibliche Figuren mit komischen Larven vorstellt. — „Heitre Farben u. s. w." (V. 25), über tausend Gemälde, meistens auf trocknen Kalk, einige al fresco gemalt, wurden in den verschütteten Städten gefunden, mehr Werke der Verzierungskunst, als der höhern Malerkunst. Bei einigen verlor sich die Frische und Kraft des Kolorits, als sie dem Tageslicht ausgesetzt waren. — „Feston" (V. 2), Guirlande, Blumen-, Laub- und Fruchtgehänge zum Ausschmücken von Altären, Sälen, Thüren u. dgl.,

und in der Malerei zur Einfassung von Gemälden. Die drei nächsten Distichen beschreiben das Gemälde selbst, das eine Weinlese und ein Bacchusfest verstellt. — In V. 29 scheint mir das Pronomen („dort ruhet sie") unrichtig gebraucht. „Die Bacchantin", worauf es sich bezieht, bezeichnet entweder die Gattung, die ganze Schaar, oder ein Individuum. Ersteres geht nicht, da einigen Bacchantinnen eine andere Beschäftigung zugetheilt wird. Ist aber darunter eine einzelne Bacchantin oder auch eine einzelne Abtheilung verstanden, so darf nicht ein sich darauf beziehendes Pronomen angewandt werden, indem hier wieder von einem andern Individuum oder einer andern Abtheilung die Rede ist. — „Faun" (V. 30); Faunus hieß ein alter lateinischer König, ein Enkel des Saturn; er wurde nach seinem Tode als Schutzgott der Fluren und Wälder verehrt. Später nahm man mehrere Faunen an, die man sich krummnasig, mit Hörnern, Ohren und Füßen eines Bockes dachte. — Centaur (V. 31), zusammengesetztes Geschöpf, halb Pferd, halb Mensch. Die Absonderung des Zahlworts „Einem" in V. 30 von dem durch dasselbe bestimmten Substantiv durch die beim Versschluß eintretende rhythmische Pause ist hier eine Schönheit, indem sie das verweilende Schweben darstellt. — „Thyrsus" (V. 32) s. Thl. I, S. 339, Z. 1 von unten. — „Knabe" (V. 33), puer, brauchten die Römer, wie die Griechen ihr παῖς, nicht bloß für aufwartende Knaben, sondern für Sklaven und Bediente überhaupt. — V. 34. Die zum Hausgebrauche bestimmten irdenen Krüge und Gefäße überhaupt wurden häufig zu Aretium in Etrurien (Toskana) verfertigt. — „Sphinxen", die griechischen wurden mit einem Frauenkopfe und einer Frauenbrust und einem Löwenkörper dargestellt; bei den ägyptischen schloß sich an einen Mannskopf der Leib eines Löwen an. — „Pasten" (V. 42) bei uns Gemmenabdrücke in Glas, Siegelwachs, Schwefel, Gyps und anderen Massen. Den Alten scheinen nur Glaspasten, die zu Schmucksachen dienten (imagines vitro obsidiano expressae), bekannt gewesen zu sein; und diese meint auch der Dichter. — Der

„Schminke" (V. 44) uralten Gebrauch (s. Odyssee XVIII, 171, 191) überkamen die römischen Damen von den athenienſischen. In Rom schminkten sich in den Zeiten des Luxus selbst Männer, doch, wie die Frauen, mehr zur Erhaltung einer schönen Haut, als zur Färbung.

Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel zum Schreiben findet ihr hier und wächserne Tafeln,
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet —
Lang schon entbehrte der Gott — zündet die Opfer ihm an!

Die Versetzung ins Museum, so wie die in den Tempel bei V. 50 ist bei weitem nicht so ungezwungen, als das Hineinführen in ein Haus in V. 19 u. ff. Besonders ist die Erwähnung der „Penaten", der Haus- und Schutzgötter der Familie, dazwischen störend, da man sich diese doch im Hause, nicht im Tempel zu denken hat. — „Rollen" (V. 46), bekanntlich die Form der Bücher bei den Alten. Die einzelnen Streifen des Pergaments oder Papiers wurden zusammengeleimt und um einen an den Enden gewöhnlich verzierten Stab gerollt. In Herkulanum wurden in einer Villa 1700 Rollen gefunden, wovon viele, trotz des Zustandes der Verkohlung, mittelst einer sinnreichen Vorrichtung aufgerollt worden sind. Doch ist die Ausbeute unter der Erwartung der Gelehrten geblieben. — Die „Griffel" (V. 47) der Alten, die ihnen die Stelle der Federn vertraten, waren oben spitz, unten breit, meist von Eisen. Mit dem spitzen Ende schrieben sie auf Tafeln, die mit Wachs überzogen waren; mit dem stumpfen Ende konnten sie das Geschriebene wieder ausglätten. — „Caduceus" (V. 51), der von zwei Schlangen umwundene Heroldstab, den Hermes als Götterbote trug. — „Die Viktoria" (V. 52),

die Siegesgöttin, wurde gewöhnlich als ein geflügeltes, reizendes Mädchen, in der Linken einen Palmzweig, in der Rechten einen Lorbeerkranz haltend, dargestellt. Die Statuen der Götter trugen oft ein kleines Bild der Viktoria, in leicht schwebender Stellung, auf der Hand.

Ueber den Abschluß des Gedichtes hatte ich bei Erläuterung dieses Stücks in einer früheren Schrift *) folgendes Bedenken geäußert: „Nach meinem Gefühl hätte das Gedicht nicht da abgebrochen werden sollen, wo der Dichter es geschlossen hat. Durch das ganze Stück zieht sich der Ausdruck einer auf starker Erregung der Phantasie beruhenden Selbsttäuschung hindurch. Beim Anblick des ganzen unveränderten Lokals, der Straßen, der Portikus, des Theaters, des Forums u. s. w. glaubt der Dichter auch jeden Augenblick die Bewohner, die Spaziergänger, das Theaterpublikum, die Richter und Proceßführenden erscheinen zu sehen. Noch lebhafter, dringender werden diese Erwartungen, als er in ein Haus tritt, und dort noch durch Alles an Leben und Lebensgenuß erinnert wird. Dennoch bleibt es einsam und grauenvoll stille um ihn her. Muß sich da nicht jene Illusion ausleben? Muß sie nicht in eine elegische Stimmung umschlagen und in dieser ihr Ende finden? Schiller hat uns ein in fortwährender Steigerung begriffenes Gefühl dargestellt, das in dem Stücke keinen Wende-, keinen Beruhigungspunkt findet. Hindeutungen auf ein beginnendes Sichausleben dieser Empfindungen hat der Dichter allerdings dem Stücke gegen das Ende hin eingestreut, z. B. die sehnsuchtsvolle Frage: „warum bleiben die Priester nur aus?" und den dringenden Zuruf: „o kommet! o zündet u. s. w." Aber bis zur Enttäuschung, bis zu einer Auflösung der, wenn auch aus freudiger Aufregung hervorgegangenen, doch mit etwas peinlichem Staunen gemischten Illusion in ein klarbewußtes

---

*) Ausgewählte Stücke deutscher Dichter u. s. w. von H. Viehoff. Emmerich 1838.

Gefühl der Trauer um das längstversunkne große römische Leben hätte, nach meiner Ansicht, das Gedicht fortgeführt werden müssen." — Dagegen sagt Hoffmeister: „In den Göttern Griechenlands hatte Schiller seine Sehnsucht nach der Hellenenwelt rührend und erschütternd ausgegossen; in milderer Klage hatte er in den Sängern der Vorzeit den entschwundenen Volkssinn für Schönheit und Kunst zurückgewünscht. Hier, in Pompeji und Herkulanum, bewillkommnet er freudig das Geschlecht und die Zeit als neuerstanden, deren Verlust er früher beweinte. Das ist die Bedeutung des Gedichtes. Und darum ist das Entzücken ganz rein durchgehalten von Anfang bis zu Ende, und die Illusion der Phantasie nicht am Schluß des Gedichtes der Wirklichkeit zur Beute gegeben. Die Komposition wäre durch einen elegischen Ausgang abgeschwächt worden: die Macht dieses Phantasiebildes besteht eben darin, daß sie uns das wirkliche Leben ganz vergessen und gerade den Schein zu etwas Wirklichem macht." — So sehr Hoffmeister's Autorität mich für einen Augenblick in meinem Urtheile wankend gemacht hat, so wenig konnte ich mich doch nach wiederholter Betrachtung des Gedichtes meines ersten Gefühls erwehren. Daß der Dichter „das Geschlecht" als wiedererstanden bewillkommne, kann ich nicht finden; vielmehr scheint er mir überall entschieden die Menschen zu vermissen. Schon gleich V. 5 zeigt, daß er sie nicht vor sich sieht. In V. 8 wiederholt er dringender die Einladung an sie, zu erscheinen. Er erblickt das Theater und wünscht, daß sich die Menge hereinstürzen möge. Auch die Mimen bleiben aus (V. 11); nur „die Gestalten auf dem kurulischen Stuhl" (V. 14) könnten etwa für Hoffmeister sprechen: aber der Wunschsatz „den Sessel besteige der Prätor" zeigt, daß der Dichter die Illusion schon erkannt hat. So säumen auch die Knaben (V. 33), die Männer, die Alten (V. 45), die Priester bleiben aus (V. 50). Vermißt aber der Dichter wirklich die Menschenwelt, so kann sein Entzücken auch nicht rein sein, und die Illusion muß, scheint mir, zuletzt nothwendig, wie

oben behauptet worden, in einer klarbewußten elegischen Stimmung ihr Grab finden.

Schließlich stehe hier noch Körner's Urtheil über das Gedicht, wie er es in seinem seit der ersten Ausgabe dieses Kommentars erschienenen Briefwechsel mit Schiller (Brief vom 11. Oktober 1796) ausgesprochen: „Pompeji und Herkulanum gehört zur Gattung der bessern griechischen Epigramme. Ein bestimmtes Objekt ist gegeben; aber nicht dieses Objekt selbst, sondern der Wiederschein davon in einer idealisirten Seele soll dargestellt werden. Hier ist es die Liebe des Alterthums in dem Momente, da die unterirdischen Schätze entdeckt werden. Eine Schwierigkeit machte in diesem Falle der Umfang des Gegenstandes. Er gab eine Reihe von Bildern, die alle vor der Phantasie lebhaft erscheinen mußten, um das Moment der Betrachtung zu vergegenwärtigen; aber bei keinem durfte der Dichter verweilen, um die Einheit des Ganzen nicht aufzuopfern."

Dithyrambe.

1796.

Das Gedicht erschien, wie die drei vorhergehenden, zuerst im Musen-Almanach für das Jahr 1797, und führte dort die Ueberschrift: „Der Besuch". Der Text stimmt mit dem jetzigen bis auf ein Wort: „Leihet" statt „Schenket" in Str. 2; V. 4, überein. Körner's Urtheil über diese Produktion (in dem oben erwähnten Briefe vom 11. Oktober 1796) lautet: „Der Besuch — dieselbe Behandlung, wie bei dem Mädchen aus der Fremde. An Deinem Vermögen so zu dichten, hab' ich nie gezweifelt; aber oft fehlte Dir's an Willen. Hier ist mit Lieblichkeit und frischem Leben

noch eine Hoheit vereinigt, deren Darstellung Dir vorzüglich gelingt. Das Ganze ist aus Einem Stücke — der Hauch eines glücklichen Moments. Die Sprache in einfachem Schmucke, ohne Ueberladung, schwebt in einem edeln und leichten Rhythmus dahin. Ich hatte eine Idee, dieses Gedicht zu komponiren; aber es gehört zu der Gattung, bei der man sich fürchten muß, die schon vorhandene Musik zu zerstören."

Ich möchte das Gedicht nicht gerne mit Hoffmeister „eine Weihe, eine Apotheose des Dichters" nennen; es ist nur die allegorische Darstellung einer begeisterungsvollen Stunde desselben, wie schon die ältere Ueberschrift andeutet und Hoffmeister selbst anerkennt, wenn er sagt: „In der Dithyrambe, wie in Pompeji und Herkulanum, drückt sich lebendig und bestimmt eine freudige Empfindung des Augenblicks aus." Das Metrum ist glücklich gewählt und trefflich durchgeführt. Ob auch die Wahl der neuern Ueberschrift eben so zu loben sei, könnte man bezweifeln; wenigstens bildet das Stück unter den Dithyramben eine eigene, und zwar höhere, edlere, besonnenere Gattung.

1. Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum, daß ich Bacchus, den Lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der Herrliche, findet sich ein.

Sie nahen, sie kommen,
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Bacchus edle Gabe hat den Dichter zu einer erhöhten Stimmung angeregt, und Geist und Gemüth (durch Phöbus und Amor repräsentirt) zu feurigem Schwunge beflügelt; da beginnt sich in seinem Innern alles Schöne und Göttliche zu regen, was die Himmlischen

darin eingeschlossen. Diese begeisterte Gemüthserhebung nun ist im Sinne der Hellenen, welche im dichterischen Enthusiasmus auch die Beseelung durch eine herabgestiegene Gottheit sahen (ἔνθεος), als ein Besuch der Götter beim Dichter dargestellt.

2. Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdegeborne,
Himmlischen Chor?
Leihet *) mir euer unsterbliches Leben,
Götter! was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!

Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale;
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

Will aber der Dichter die Stunde der Begeisterung rein genießen, so muß er „die Angst des Irdischen" von sich werfen, muß, wie das Ideal und das Leben sagt:

Fliehen aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich.

Er kann also die Götter nicht bei sich in der irdischen Halle bewirthen, er muß sie bitten, ihn mit hinaufzunehmen in den Olymp, wo ihnen

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben.
(Das Ideal und das Leben.)

Die Götter gewähren seine Bitte. Wer unter ihnen in der folgenden Strophe das Wort nimmt, ist nicht bestimmt angedeutet; man hat sich wohl Zeus dabei zu denken, der hier das Versprechen erfüllt, das er in der Theilung der Erde dem Dichter gegeben:

*) In Str. 2, V. 4 heißt es jetzt „Schenket" statt „Leihet".

Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

3. „Reich' ihm die Schale,
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein!"

Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle;
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Die bei der Erklärung der Schlußstrophe des Gedichtes das Ideal und das Leben (Thl. II, S. 70) geäußerte Ansicht, daß die Götter hier den Dichter in der irdischen Halle mit Nektar laben, muß ich zurücknehmen; die Erhebung in den Olymp ist, scheint mir, stillschweigend angenommen, weßhalb der Dichter auch wohl den frühern Titel der Besuch, als nicht umfassend genug, abgeändert hat. So wäre also hier im Kleinen dargestellt, was Schiller früher zum Gegenstande eines größern, unausgeführt gebliebenen Gedichtes, einer Idylle, welche die Vermählung des Herkules mit der Hebe behandeln sollte, zu machen gedachte. — „Hebe" ist auch als Göttin der Jugend bedeutungsvoll erwähnt (vergl. oben S. 70). Der „Styx" deutet wohl nicht bloß auf den Tod, sondern auf alle Schranken und Fesseln des Irdischen. — Die beiden Schlußverse charakterisiren trefflich die ächte Begeisterung. „Nur der unverständige Jüngling," sagt Jean Paul, „kann glauben, geniales Feuer brenne als leidenschaftliches; der rechte Genius beruhigt sich von innen; nicht das hochauffahrende Wogen, sondern die glatte Tiefe spiegelt die Welt."

Die Geschlechter.

1796.

Wenn die vier vorhergehenden Gedichte, mit denen das vorliegende zugleich im Musen-Almanach für das Jahr 1797 erschien, schon sich der objektiven Poesie annähern, so gehört dagegen dieses noch entschieden der Reflexionsdichtung an, und zwar in die Reihe der auf dem Kontrast ruhenden Gedichte. Es behandelt den Gegensatz der Geschlechter, der beiden Blumen der Menschheit, die im ersten Kindesalter noch ungesondert sind, in den folgenden Jahren sich aber allmählig entzweien und feindlich einander gegenüber treten, bis die Liebe sie aufs Neue verbindet. Das elegische Vermaß ist glücklich gewählt, da es sich zur Darstellung kontrastirender sowohl als paralleler Ideen trefflich eignet. Die Schilderung ist, nach Schiller's Weise, sehr allgemein gehalten, die Situation erinnert weder an einen bestimmten Stand noch an eine bestimmte Nation oder Zeit, der sechste und achte Hexameter etwa nur ausgenommen, die leise aufs Alterthum deuten. Der Abschluß ist gelungener, als in manchen ähnlichen Gedichten Schiller's, namentlich entsteht durch die Beziehung des letzten Distichons aufs erste eine anmuthige Zurundung.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.
Leise lös't sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben,
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben,
Köstlich ist jede, doch stillt keine dein sehnendes Herz.
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht streng, wie der Gürtel, den Reiz.

Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie nicht liebt.
Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und, gehärtet zum Kampf, spannet die Sehne sich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Muth.
Jetzo, Natur, beschütze dein Werk! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.

Es möchte wohl, selbst bei der allgemeinen Haltung des Ganzen, eine zu abstrakte Vorstellungsweise sein, sich Jüngling und Jungfrau in Einem Kinde als zwei Blumen in Einer Knospe vereinigt zu denken; als zarte Kinder sind sie vielmehr zwei sich völlig gleichende Knospen, die erst bei ihrer Entwicklung zu Blumen ihre entgegengesetzte Natur zeigen. — Das zweite Distichon ruft die Verse aus dem Lied von der Glocke ins Gedächtniß:

Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe
Und stürmt ins Leben wild hinaus.

In Vers 8 befremdet etwas der Ausdruck „sehnendes Herz"; offenbar kann nur das Herz des Betrachtenden gemeint sein, das wohl als nach dem Anblick vollendeter Menschheit sich sehnend gedacht werden muß. — „Der Gürtel" ist in Vers 10, wie oft bei Schiller, das Sinnbild der holden Scham. — Vers 11 vergegenwärtigt uns die Jägerinnen, die von den Dichtern des Alterthums so anmuthreich geschildert werden, und legt auch die Erinnerung an die stolze, jungfräuliche Artemis nahe. Daß wir eben so in V. 15 ein paar aus dem Alterthum entlehnte Züge finden, „der Speere Gewühl" und „die stäubende Rennbahn", kann uns bei einem Dichter nicht unerwartet kommen, der in den Sängern der Vorwelt sagt:

Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse;
Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine — vergißt.

Die nun folgende kleinere Hälfte des Gedichtes gewährt ein mehr zusammenhangendes Bild, so wie sie auch fürs Gefühl eine größere Einheit hat, als der vorhergehende, überwiegend didaktische Theil:

Aber da bist du, du Mächtige schon! aus dem wildesten Streite
Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhallet, und leis' sinken die Sterne herab.
Seufzend flüstert im Winde das Rohr, sanft murmeln die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain.
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Thränen dir an?
Ach, sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beuget zur Erde die Last.
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der Jüngling,
Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt,
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich!

Hier wählt der Dichter doch wenigstens eine bestimmte Tageszeit, und zwar, wie in der E r w a r t u n g, die Abendstunde, wo Amor die Liebenden zusammenführt.

An dem Himmel herauf mit leisen Schritten,
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße
Liebe. (Der Abend.)

Die Verse 17 und 23 sind die einzigen, welche später eine Veränderung erfahren haben. Der erstere heißt in der Gedichtsammlung:

Jetzt beschütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer rc.

Der andere:

Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,

Zum Geburtstage der Kirchenräthin Griesbach.

Im Namen seines kleinen Sohnes Karl.

1796.

B. R. Abeken übergab zuerst diese leicht hingeworfnen, humoristischen Verse in einer Biographie Griesbach's (Zeitgenossen, 3. Reihe, Bd. 1, Hft. 8, S. 52) der Oeffentlichkeit, worauf sie Döring in seiner Nachlese nochmals mittheilte.

1. Mach auf, Frau Griesbach! ich bin da
Und klopf' an deine Thüre;
Mich schickt Papa und die Mama,
Daß ich dir gratulire.

2. Ich bringe Nichts, als ein Gedicht
Zu deines Tages Feier;
Denn Alles, wie die Mutter spricht,
Ist so entsetzlich theuer.

3. Sag selbst, was ich dir wünschen soll;
Ich weiß nichts zu erdenken.
Du hast ja Küch' und Keller voll,
Nichts fehlt in deinen Schränken.

4. Es wachsen fast dir auf den Tisch
Die Spargel und die Schoten.
Die Stachelbeeren blühen frisch,
Und so Reneglოten.

5. Bei Stachelbeeren fällt mir ein,
Die schmecken gar zu süße;
Und wenn sie werden zeitig sein,
So sorge, daß ich's wisse.

6. Viel fette Schweine mästest du,
Und gibst den Hühnern Futter;
Die Kuh im Stalle ruft: muh! muh!
Und gibt dir Milch und Butter.

7. Es haben Alle dich so gern,
Die Alten und die Jungen;
Und deinem lieben, braven Herrn
Ist Alles wohl gelungen.

8. Du bist wohl auf, Gott Lob und Dank!
Mußt's auch fein immer bleiben.
Ja, höre! werde ja nicht krank,
Daß sie dir Nichts verschreiben.

9. Nun lebe wohl! ich sag' Ade.
Gelt? ich war heut bescheiden;
Doch könntest du mir, eh' ich geh',
'Ne Butterbemme schneiden.

Zerstreute Epigramme,

größtentheils

aus dem Musen-Almanach für das Jahr 1797.

1796.

Wir lassen nunmehr eine Anzahl Epigramme und epigrammatischer Gedichte folgen, die, bis auf wenige unten näher zu bezeichnende, sämmtlich zuerst im Musen-Almanach für das Jahr 1797 erschienen, aber ursprünglich nicht in eine der vier später folgenden abgeschlossenen Epigrammenkränze aufgenommen wurden. Hinsichtlich ihrer Entstehungszeit ist zu bemerken, daß sie, weil der Almanach schon Anfangs September 1796 gedruckt worden, spätestens in den August dieses Jahrs zu setzen sind. Ohne Zweifel gehören aber mehrere frühern Monaten an.

1. Politische Lehre.

Alles sei recht, was du thust; doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, Alles, was recht ist, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhand'ne vollkommen
Sei, der falsche will stets, daß das Vollkommene sei.

Zur Erläuterung vergleiche man folgende Stelle aus der Abhandlung über das Erhabene: „Es ist etwas ganz Anderes, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir bloß verlangen, daß die vorhandenen Gegenstände schön und gut seien. Das Letzte kann mit der höchsten Freiheit des Gemüths bestehen, aber das Erste nicht. Daß das Vorhandene schön und gut sei, können wir fordern; daß das Schöne und Gute vorhanden sei, bloß wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existirende gut und schön und vollkommen sei, heißt vorzugsweise groß und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters hat, ohne seine Schranken zu theilen." — Das Epigramm ist von Schiller später unter die Votivtafeln gereiht worden.

2. Die beste Staatsverfassung.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die Jedem erleichtert,
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.

Hoffmeister tadelt den Gedanken. „Ist unter dem gut denken", sagt er, „die anhängliche Gesinnung oder die Intelligenz der Staatsbürger zu verstehen? Weder der einen, noch der andern wird eine Staatsform entbehren können; sonst ist auch die beste unwirksam und ephemer." Gut denken (gut gesinnt sein) soll hier wohl das Rechte wollen (vergl. das nächstfolgende Epigramm: An die Gesetzgeber) bedeuten. Bei Aufstellung einer Staatsform aber

auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft zu rechnen, hielt Schiller für gefährlich, weil sich der freie Wille nicht in das Reich der Ursachen ziehen lasse, wo Alles mit strenger Nothwendigkeit und Stetigkeit an einander hängt. Vergl. die ersten Briefe über die ästhetische Erziehung.

3. An die Gesetzgeber.

Setzet immer voraus, daß der Mensch im Ganzen das Rechte
Will, im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Vergl. hierzu folgende Stelle aus der Abhandlung über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten: „Von der menschlichen Natur, so lange sie menschliche Natur bleibt, läßt sich nie und nimmer erwarten, daß sie ohne Unterbrechung und Rückfall beharrlich als reine Vernunft handele und nicht gegen die sittliche Ordnung verstoße u. s. w." Daher hielt Schiller es für Verwegenheit, das Beste der Welt auf dieses „Ungefähr von Tugend" ankommen zu lassen. „Auf den sittlichen Charakter", heißt es im dritten Brief über die ästhetische Erziehung, „kann, weil er frei ist, und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden."

4. Würde des Menschen.

Nicht mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.

Ein Ausbruch des Unwillens über das endlose Geschwätz der politischen Phantasten, die ewig die Würde des moralischen Menschen im Munde führen, ehe sie noch daran gedacht, die Existenz des physischen Menschen zu sichern. — Das Epigramm wurde später vom Dichter unterdrückt, wie Hoffmeister meint, seines die Menschennatur herabsetzenden Inhaltes wegen. — Vielleicht gibt sich in solchen

Aussprüchen Goethe's damaliger großer Einfluß auf unsern Dichter kund.

5. Majestas populi.

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nummern; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Statt „Nummern" heißt es in der Gedichtsammlung, wo das Epigramm unter die Votivtafeln gestellt ist, „Nieten". Vortrefflich ist der Ausdruck „leeres Gewühl". — „Früher," bemerkt Hoffmeister, „hatte Schiller ganz ohne Ironie von einer Majestät des Volkes gesprochen; so noch in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges: Jetzt, da die Nation ihre Majestät zurückgenommen hatte. — Vergl. auch das Epigramm die verschiedene Bestimmung.

6. Das Ehrwürdige.

Ehret ihr immer das Ganze, ich kann nur Einzelne achten;
Immer in Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

Statt „in Einzelnen" lesen wir jetzt: „im Einzelnen". Die Lesart des Musen-Almanachs entspricht aber besser dem „Einzelne" in V. 1. — Hoffmeister findet den Sinn des vorhergehenden Epigramms auch in diesem. Nicht das Ganze, nicht den gesammten Haufen, sondern nur Einzelne, „die Treffer", wie sie das vorige Epigramm nennt, kann ich achten, weil nur sie die ganze volle Menschheit darstellen. Sollte aber Schiller nicht vielleicht dasselbe haben ausdrücken wollen, was folgende Stelle des vierten Briefes über die ästhetische Erziehung ausführlicher sagt? „Der Staat soll nicht bloß den objektiven und generischen, er soll auch den subjektivischen und specifischen Charakter in den Individuen ehren. Wenn der

mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, sondern an den Theilen um des Ganzen willen. Ganz anders verhält es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen sich die Theile dem Ganzen fügen." Auch in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung werden diejenigen, die nur für das Ganze, nur für die Ewigkeit säen und pflanzen wollen, daran erinnert, „daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken ist."

7. Jetzige Generation.

War es stets, so wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

Statt der obigen Lesart des Musen-Almanachs finden wir jetzt:

War es immer, wie jetzt? Ich kann u. s. w.

Der Dichter konnte sich die Erscheinung mittels seiner eigenen Erörterung des Zeitcharakters im sechsten Briefe über die ästhetische Erziehung leicht erklären. „Die Kultur selbst war es, die uns diese Wunde schlug." Die Scheidung von Wissenschaft und Kunst, die Scheidung der Wissenschaften von einander in Folge immer stärkerer Ausbildung der einzelnen Zweige, die immer wachsende Absonderung der Stände und Geschäfte, alles dieses zerriß den innern Bund der menschlichen Natur, der von der Jugendlichkeit des Gemüths unzertrennlich ist; und so lange diese Spaltung und Zerstückelung des

menschlichen Wesens mit ihren unvermeidlichen Nachtheilen in der Progression begriffen ist, muß jede Generation vor der folgenden noch einen Rest jugendlichen Gepräges voraushaben. Besonders ist aber das von großem Einfluß, daß Erziehung und Unterricht die Jugend in immer frühern Jahren in jene geistige Zersplitterung hineinzuziehen sich genöthigt sehen.

8. Falscher Studirtrieb.

O wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.

Durch Kant hatte der Eifer für Philosophie einen mächtigen Aufschwung genommen, so daß selbst unbefähigte Köpfe sich in Masse zu den philosophischen Studien herandrängten. Diesen gilt vorzugsweise das Epigramm. Von ihnen läßt sich eher Verdunkelung als Aufhellung der Wahrheit erwarten, da sie, nachdem sie die Kraft ihrer besten Jahre daran gesetzt, sich des Meisters Worte anzueignen, nun auf des Meisters Worte zu schwören und sich jedem Fortschritt der Wissenschaft zu widersetzen pflegen.

9. Die Jugend.

Einer Charis erfreuet sich Jeder im Leben; doch flüchtig,
Hält nicht die himmlische sie, eilet die irdische fort.

Dieses später unterdrückte Distichon hat Hoffmeister zuerst wieder (in seiner größern Biographie Schiller's) aus dem Musen-Almanach abdrucken lassen. — Die „eine Charis", die irdische, ist die eigentliche, physische Jugend, die nicht bloß insofern den Namen einer Charitin verdient, als sie äußere Anmuth verleiht, sondern auch weil sie dem Menschen für alles Schöne und Edle mehr Empfänglichkeit gibt, als ein anderes Lebensalter. Aber diese Jugend ist flüchtig; wo die Quelle einer unvergänglichen Jugend zu suchen sei, deutet das folgende Epigramm an.

10. Quelle der Verjüngung.

Glaubt mir, es ist kein Märchen: die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt: wo? In der dichtenden Kunst.

Mit dem vorigen Epigramm schon im Musen-Almanach zusammengestellt. Der Gedanke kehrt mehrmals bei unserm Dichter wieder. „Aus noch so divergirenden Bahnen", sagt er in der Einleitung zur Recension der Bürger'schen Gedichte, „findet sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht, und in ihrem verjüngenden Lichte entgeht er der Erstarruug eines frühzeitigen Alters. Sie ist die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient." An einer andern Stelle heißt es, daß „ein durch die Schönheit veredeltes Gemüth in sich selbst eine innere unversiegbare Fülle des Lebens trage." — Von einer Quelle ewiger Jugend berichtet unter andern Märchen die persische Mythe von Chiser, dem Gott der Jugend:

Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chiser's Quell verjüngen,

singt Goethe im Divan (Hegire, Strophe 1).

11. Der Aufpasser.

Strenge, wie mein Gewissen, bemerkst du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich stets, wie mein Gewissen, geliebt.

Daß unser Dichter nicht, wie das Epigramm vermuthen lassen könnte, gegen jeden strengen Kritiker eingenommen war, beweist schon die warme Zuneigung, die er dem sorgfältig auf alle Fehler aufpassenden Körner bewahrte.

12. Der Naturkreis.

Alles, du Ruhige, schließt sich in deinem Reiche; so kehret
Auch zum Kinde der Greis kindisch und kindlich zurück.

Wie das Jahr mit Recht vom Ringe den Namen führt, wie die Erscheinungen des Pflanzenlebens einen Kreislauf bilden, wie selbst in der moralischen Welt so manche Reihe von Veränderungen sich kreisförmig schließt, wie, um nur Eines zu nennen, die vollendete Bildung des Menschen dahin zurückführt, wovon die Kultur zuerst ausging, zur Einheit des ganzen innern Menschen: so bilden auch die Lebensalter einen geschlossenen Ring; der Greis wird wieder zum Kinde, und sanft nahet ihm nun:

13. Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel,
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

Ueber den Genius möge man das Nähere in den Bemerkungen zu Strophe 14 der Götter Griechenlands nachsehen. In jenem Gedichte pries der Elegiker den zarten Sinn der Hellenen, der über das ernste Schicksal den Schleier sanfter Menschlichkeit gezogen; der Epigrammatiker ist realistischer gesinnt; er läßt sich nicht durch den milden ästhetischen Schein über die Härte der Wirklichkeit täuschen.

14. Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen,
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

Zu Vergleichung möge ein Bruchstück aus A. W. v. Schlegel's Gedicht der Hexameter folgen:

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist,

Daß der umwölbende Himmel die Schaar zahlloser Gestirne,
Bei hell athmender Luft, abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter; ruhig umfassend
Nimmt er des Epos Olym, das gewaltige Bild, in den Schooß auf
Kreisender Flut, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weithinströmenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieselen oder entbrausen.

15. Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells silberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Auch hier stehe, als Gegenstück, ein freilich weiter abweichendes Gedicht von A. W. v. Schlegel, die Elegie betitelt:

Als der Hexameter einst, in unendlichen Räumen des Epos
Ernst hinwandelnd, umsonst innigen Liebesverein
Suchte, da schuf aus eignem Geblüt ihm ein weibliches Abbild,
Pentametrea, und ward selber Apoll Paranymph
Ihres unsterblichen Bundes. Ihr sanft anschmiegend Umarmen
Brachte dem Heldengemahl, spielender Genienschaar
Aehnlich, so manch anmuthiges Kind, elegeische Lieder;
Er sah lächelnd darin sein Mäoniden-Geschlecht.
So, freiwillig beschränkt, nachlässigen Gangs, in der Rhythmen
Wellenverschlingungen, voll lieblicher Disharmonie,
Welche, sich halb auflösend, von Neuem das Ohr dann fesselnd,
Sinnigen Zwist ausgleicht, bildeten dich, Elegie,
Viel der hellenischen Männer, und Mancher in Latium, jedes
Liebebewegten Gemüths linde Bewältigerin.

„Silberne Säule" änderte Schiller später in „flüssige Säule", weil Fluß, Sylbenfall, Bewegung hier ein bedeutenderer Begriff ist, als Licht und Farbenspiel.

16. Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende, — dreimal
Fliehst du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück.

Wie geeignet die ottava Rima, die Strophe des Tasso, Ariosto, Boccaccio und Camoens, auch im Deutschen zum Ausdruck der Liebe und Sehnsucht sei, zeigen z. B. die Erwartung und die Begegnung von unserm Dichter. In der Vorrede zu den Uebersetzungen aus der Aeneide nennt er sie „die einzige unter allen deutschen Versarten, bei welcher unsre Sprache noch zuweilen ihrer angestammten Härte vergißt."

17. Das Geschenk.

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank, dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Das Geschenk kam ohne Zweifel vom Coadjutor des Kurfürsten von Mainz, Karl Theodor Freiherrn von Dalberg, der im Jahr 1800 der letzte Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler wurde. Schiller lebte mit ihm in sehr freundschaftlichem Verhältnisse. Vielleicht war das Geschenk die Erwiederung eines ihm von Schiller verehrten Exemplars einer Dichtung („Dich gewann mir die Muse"), oder, wenn ein solches Bezahlen nicht zart genug dünkt, läßt sich der dritte Vers so deuten: Die Muse gewann mir die Gunst des Gebers und somit auch diese besondere Gabe. „Die Muse schickt dich" erklärt sich daraus, daß Dalberg selbst die Poesie liebte und übte.

18. Der Homeruskopf als Siegel.

Treuer, alter Homer, dir vertrau' ich das zarte Geheimniß;
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

Sonderbar genug ist dieses Epigramm später vom Herausgeber der Schiller'schen Werke unter die Votivtafeln gestellt worden. — Daß man der Liebe Glück der Welt verbergen müsse, lehren auch die Erwartung und das Geheimniß; dort soll nur „Hesper, der verschwiegene" ihr Vertrauter sein. Doch auch den Sänger, der, wie es in den vier Weltaltern heißt, durch „ein ewiges, zartes Band" mit den Liebenden verbunden ist, dürfen diese in ihr Geheimniß einweihen. Indem Homer's Bild als Siegel aufgeprägt wird, steht er als Wächter an der Schwelle des Heiligthums, welches das zarte Geheimniß umschließt.

19. Weibliches Urtheil.

Männer richten nach Gründen, des Weibes Urtheil ist seine
Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

Das vorliegende und die vier folgenden Epigramme haben das weibliche Leben zum Gegenstande. Der Dichter hat sie schon im Musen-Almanach für 1797 zusammengestellt, aber nicht unter den Votivtafeln. Auffallend genug ist in der Gedichtsammlung einem derselben, Macht des Weibes, eine abgesonderte Stelle angewiesen worden. — Als Erläuterung des obigen Distichons könnte man eine Stelle aus dem Aufsatze über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen betrachten. „Das weibliche Geschlecht," heißt es dort, „das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deßwegen das schöne Geschlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was nicht

zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren." Ein helleres Licht gewinnt der Spruch noch durch die nächstfolgenden.

20. Forum des Weibes.

Frauen, richtet nur nie des Mannes einzelne Thaten,
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort!

Bei der Beurtheilung einzelner Thaten kommt es darauf an, in wie fern die Handlung den Vernunftgesetzen gemäß ist. Eine solche Beurtheilung ist Sache des Verstandes, also der Männer, die, wie das vorige Epigramm sagt, nach Gründen richten. Bei der Bestimmung des Gesammtwerthes eines Mannes aber fragt es sich, wie sehr er sich dem Ziel menschlicher Vollkommenheit, welches kein anderes als Harmonie der sittlichen und der sinnlichen Natur ist, genähert habe. Eine solche Harmonie wird eher empfunden, als aus Gründen erkannt; sie gehört also vor das Forum des Weibes, das, wie Schiller sagt, „im Reiche der Empfindung Muster und Richterin ist" und als „treugebliebne Tochter der frommen Natur" (Würde der Frauen) selbst jene Einheit der Vernunft und Sinnlichkeit bewahrt hat. Selbst harmonisch gestimmt, fühlt es sich zu harmonischen Gemüthern liebend hingezogen; wo diese Anziehung fehlt, also, wo es nicht liebt, hat es eben durch diesen Mangel an Liebe sein Urtheil gefällt.

21. Tugend des Weibes.

Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib; sie ist da, sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.

Wenn der Mann, wie es seine Bestimmung ist, in das wilde, verworrene Treiben des Lebens tritt, verliert er „die schöne Mitte, wo die Menschheit fröhlich weilt", die Eintracht der beiden Grundprinzipien im Menschen. „Aus der Unschuld Schooß gerissen, muß er

mühevoll zum Ideal emporklimmen", wie es in den ältern Schlußstrophen der Würde der Frauen heißt. Bei ihm kann dann nicht mehr von einem sittlichen Charakter die Rede sein, sondern nur von sittlichen Handlungen, nicht mehr von Tugend, sondern von Tugenden; sein ganzer Charakter ist erst auf dem Wege der Tugend. Anders beim Weibe, welches jene innere Einheit noch nicht verloren hat. Von ihm gilt, was Schiller von der schönen Seele sagt: „Nicht die einzelnen Handlungen sind bei ihr sittlich, sondern der ganze Charakter ist es; man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung der Neigung nicht verdienstlich sein kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist." (Ueber Anmuth und Würde.) Also die Tugend des Weibes braucht sich nicht in einzelnen Handlungen erst zu manifestiren, sie ist da, und macht auf das Herz einen entzückenden Eindruck; möge sie sich auch immer äußerlich als Anmuth dem Auge darstellen!

22. Macht des Weibes.

Mächtig seid ihr's, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten;
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos, weil sie sich zeigt.

Die Frau wirkt nicht durch einzelne moralischgroße Thaten, sondern durch die moralischschöne Totalität ihrer Erscheinung, worin allein sich die Harmonie ihrer sittlichen und sinnlichen Natur vollkommen aussprechen kann. Diese lasse sie still auf ihre Umgebung einwirken, und suche nicht durch geräuschvolles Wesen Aufsehen zu erregen. Dem Manne ist es zwar auch aufgegeben, ein harmonirendes Gan-

zes zu sein und mit seiner vollstimmigen Menschheit zu handeln; aber diese Charakterschönheit, die reifste Frucht der Humanität, ist bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit aller Wachsamkeit streben soll, die er aber bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann. Durch Anmuth, „den Ausdruck einer schönen Seele", wie das Weib, zu wirken, ist also nicht seine Sache; er suche nur „des Gesetzes Würde" zu behaupten, d. h. im Kampfe der Pflicht und Neigung, dem er nicht entgehen kann, immer dem göttlichen Gesetze den Sieg zu vindiciren. Das ist die Herrschaft „durch der Thaten Macht", woran das Weib nur mit Aufopferung seiner „höchsten Krone", der glücklichen Einheit seines ganzen Wesens, Antheil nehmen kann. Eben so wenig paßt für die Frau die Herrschaft „durch des Geistes Macht". „Das andere Geschlecht", sagt Schiller, „kann und darf seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach mit dem männlichen nie die Wissenschaft, aber durch das Medium schöner Darstellung die Wahrheit theilen (Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen). Der Dichter schildert uns selbst, was aus einem Weibe zu werden pflegt, das nach des Geistes Macht strebt:

Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen, wie zum Lieben,
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen,
Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
Dem schöneren Geschlecht entflohn,
Herabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
Aus Cythereas goldnem Buch gestrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

(Die berühmte Frau.)

23. Das weibliche Ideal.

An Amanda.

Ueberall weichet das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten
 Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit,
 Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
 Schöner nur mahlt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann sich frei! du bist es; denn ewig nothwendig,
 Weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr.
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur Eines,
 Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
 Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Hoffmeister glaubt, daß es die Amanda in Wielands Oberon sei, welche dem Dichter vorgeschwebt habe. Ueberall, im Reiche des Geistes und der Thaten, sagt er, steht das Weib dem Manne nach. „Das Höchste" erklärt Schiller selbst durch „des Sieges ruhige Klarheit", was sich vielleicht noch treffender durch des Friedens, der Eintracht ruhige Klarheit bezeichnen ließe; denn der Sieg setzt Kampf und Entzweiung voraus; im Weibe aber, wie Schiller es aufgefaßt hat, haben sich Vernunft und Sinnlichkeit nicht entzweit. — Das dritte Distichon kann Bedenken erregen. Schiller fragt in der Abhandlung über den Grund des tragischen Vergnügens: „Wenn wir Hyon und Amanda an den Marterpfahl gebunden sehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu sterben, als durch Untreu gegen das Geliebte sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen Auftritt zum Gegenstand eines so himmlischen Vergnügens? Der Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes mit dem lachenden Schicksale, das sie verschmähten, die anscheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tu-

gend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbstliebe u. s. f. sollten uns mit dem empfindlichsten Schmerz erfüllen." Schiller meinte nun, die Erfahrung von der siegenden Macht des sittlichen Gesetzes, die wir bei diesem Anblick machten, die Anschauung der moralischen Zweckmäßigkeit sei ein so hohes Gut, daß wir uns darüber mit jener Zweckwidrigkeit aussöhnten. Allein in dem Siege der Sittlichkeit über die Sinnlichkeit liegt ja nicht das Schöne, sondern das Erhabene, und der Ausdruck jenes Sieges ist nicht Anmuth, sondern Würde, die Schiller ja als das dem Manne Wünschenswerthe bezeichnet. Läßt sich jene Frage nicht besser so beantworten: Amanda wählt den Feuertod, nicht weil das Sittengesetz es begehrt, sondern weil Liebe sie treibt; freilich kämpft auch eine Empfindung in ihr gegen diese Wahl, der Selbsterhaltungstrieb; aber daß selbst im Streit der Empfindungen sich das Herz dem zuwendet, was das Sittengesetz gebietet, macht uns diesen Anblick so entzückend; und so bleibt es wahr, daß sich das Bild der Schönheit auf der Wolke des Grams nur um so schöner zeige. — Der Mann dünkt sich frei, wenn er in den einzelnen Thaten mühsam dem Vernunftgesetze die Oberhand bewahrt; die Frau *ist* frei, weil in ihr Vernunft und Sinnlichkeit frei zusammenstimmen. An Allem, was sie thut, haben Vernunft und Neigung Antheil, daher sich in ihrem Handeln die volle Menschheit ausspricht. — Das letzte Distichon wird durch das Epigramm *Mannichfaltigkeit* und die dazu gegebenen Erläuterungen aufgehellt. Wo das „liebende Herz", wo die Schönheit herrscht, da rauscht es von Leben und Lust, und mit der Frucht des Sittlichguten wird zugleich die Blume des Genusses gebrochen. Vergl. die ältere Strophe (V. 2 und 3) des Gedichtes *das Ideal und das Leben*, wo Sittlichkeit und Sinnengenuß unter denselben Bildern einander gegenübergestellt werden.

24. Die schönste Erscheinung.

Sahest du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals hast du die Schönheit gesehn.
Sahst du die Freude nie in einem schönen Gesichte,
Niemals hast du die Freude gesehn.

Die beiden ersten Verse finden ihre Erläuterung in dem, was wir zum dritten Distichon des vorigen Gedichtes bemerkt haben. — In Vers 3 ist unter dem „schönen Gesichte" wohl nicht, nach Schiller's Terminologie, ein bloß architektonisch schönes zu verstehen, sondern ein solches, worin sich Seelenschönheit ausspricht; nur in einem solchen Gesichte kann sich Freude, die mit der Sittlichkeit im Einklang ist, also Freude der edelsten Art äußern. — Rücksichtlich des Metrischen verweise ich auf das Epigramm Ilias.

25. An die Astronomen.

Prahlt doch nicht immer so mit euren Nebelgestirnen!
Ist der Schöpfer nur groß, weil er zu zählen euch gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Statt der obigen Lesarten (aus dem Musen-Almanach) in den beiden ersten Versen finden wir jetzt:

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?

Das Epigramm deutet, wie auch das dem folgenden Jahre angehörige: die Peterskirche, einen Hauptgedanken aus Schiller's Lehre vom Erhabenen an. In den zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände spricht er diesen Gedanken so aus: „Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer unendlichen Größe macht, heißt erhaben. Das Erhabene

der Größe ist also keine objektive Eigenschaft des Gegenstandes, dem es beigelegt wird; es ist bloß die Wirkung unsers eigenen Subjekts auf Veranlassung jenes Gegenstandes." Weßhalb er auch an einer andern Stelle meint, es sei schicklicher, solche Gegenstände erhebend zu nennen. — Schiller's Abneigung gegen die Astronomen, die nicht bloß aus diesen Distichen, sondern auch aus dem früher besprochenen Gedicht Menschliches Wissen, so wie aus einem später anzuführenden Epigramm (s. unten unter den Xenien Nr. 180) hervorblickt, beruhte wohl nur auf Mangel an hinreichender Bekanntschaft mit den Leistungen der Heroen dieser Disciplin. Sein Jugendfreund Lempp (gestorben 1849 als württembergischer Geheimerath) rühmte in seinem letzten Briefe an den Dichter (1802) die Worte des Glaubens und die Worte des Wahns als die Resultate der menschlichen Weisheit, die hier, wenn nicht Beruhigung, doch Beendigung ihres Nachforschens finde. „Nur laß mir in Zukunft die Astronomie unangefochten," fügte er hinzu. „Wie die Spinne den Faden aus sich zieht, und sich an demselben in freier Luft bewegt, so hat hier der Verstand durch den Calcul sich einen Faden gesponnen, an dem er bis ans Ende des Weltalls sich fortbewegt."

26. Inneres und Aeußeres.

„Gott nur siehet das Herz" — drum eben weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

Das Epigramm war im Musen-Almanach überschrieben: Innerer Werth und äußere Erscheinung. — Die Schiller'sche Lehre, daß „die Trefflichkeit eines Menschen nicht auf der größern Summe einzelner rigoristisch-moralischer Handlungen, sondern auf der größern Congruenz der ganzen Naturanlagen mit dem moralischen Gesetz beruhe," konnte von scheinheiliger Bequemlichkeit zum Deckmantel ihrer

Verdienstlosigkeit gemißbraucht werden. Daher weis't der Dichter auch diese in dem vorliegenden Epigramm zurecht.

27. Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Der Freund, wünscht er, solle ihn ermuthigen und ermuntern, indem er ihm das Gute, was ihm gelungen, mehr zum Bewußtsein führe; der Feind dagegen solle, indem er den Abstand des Geleisteten vom Ideale zeige, ihn zu eifrigem Fortstreben reizen. Jene Funktion übte an unserm Dichter fast mit allzugroßer Zärtlichkeit Goethe, das Letztere erlaubte sich Schiller gegen den armen Bürger vielleicht in zu herbem Maße. Darum ließ es sich diesem nicht verdenken, wenn er gegen Schiller so gesinnt war, wie Letzterer gegen den Aufpasser (s. oben Nr. 11).

28. Der griechische Genius an Meyer in Italien.

Tausend Andern verstummt, die mit tauben Herzen ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.

Meyer ist zu schreiben, nicht Mayer, wie in Cotta'schen Ausgaben, Goethe's vertrauter und geistverwandter Freund, dessen Jener so oft im Briefwechsel mit Schiller erwähnt, ist gemeint. Warum Tausenden der griechische Geist stumm bleibt, sagte uns schon die Antike an den nordischen Wanderer: „Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch." Und in den Antiken zu Paris heißt es von dem Franken, welcher die geraubten Kunstwerke nach Paris schleppt:

Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reihn.

Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein.

29. Das gemeinsame Schicksal.

Siehe wir hassen, wir streiten, es trennt uns Neigung und Meinung;
Aber es bleichet indeß dir sich die Locke, wie mir.

Unser Dichter hatte, wie jeder rüstig strebende Mensch, Gegner zu bekämpfen; aber unter dem Kämpfen und Streiten nahet ihm, wie seinem Gegner, das Allen unausweichliche Schicksal, das Alter, und ach! welches Mißverhältniß findet sich da zwischen:

30. Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, kehrt in den Hafen der Greis.

In der fünften Strophe der Ideale klagt schon der Mann, daß von dem kreisenden All, welches des Jünglings Brust dehnte, sich nur Wenig, und dieses Wenige so klein und karg entfaltet habe. Der Greis hat noch mehr Hoffnungen zu Grabe getragen, und freut sich, wenn er nur etwas gerettet, woran das Herz noch mit Liebe hängt, wenn nur ein geringer Theil seiner Jugendideale sich verwirklicht hat. In der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung erklärt sich Schiller eben aus dem unendlichen Reichthum des frühesten Lebensalters die innige Theilnahme, die uns der Anblick eines Kindes einflößt. „In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keineswegs die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die

Vorstellung seiner reinen und freien Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt."

31. Menschliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engsten Kreis höret der Weiseste auf.

Verwandten Inhalts mit dem vorigen Distichon. Mit der ganzen Fülle einer noch nicht durch Arbeit verkümmerten Kraft, mit der ganzen Freudigkeit eines noch nicht durch ernste Pflichten gedämpften Muthes tritt der Jüngling ins Leben; das Höchste hält er sich für erreichbar, und das Höchste möchte er erreichen, alle Wissenschaften und Künste möchte er umspannen. Aber je mehr Lebenserfahrungen er macht, desto mehr überzeugt er sich, daß man, wie es im Gedicht Breite und Tiefe (aus dem J. 1797) heißt, um Großes zu leisten, im kleinsten Punkte die höchste Kraft sammeln müsse. Das eben genannte Gedicht nebst den zugehörigen Bemerkungen kann als ausführlicherer Kommentar des Distichons betrachtet werden.

32. Der Vater.

Wirke, so viel du kannst, du stehst doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

Durch verdienstvolles, segensreiches Wirken verbindet man sich die Herzen; aber die geistigen Bande des Wohlthuns und der Dankbarkeit sind bei weitem schwächer, als die Bande der Natur, die den Vater an das Kind knüpfen. — Vielleicht legte aber der Dichter dem Distichon, namentlich den Anfangsworten, einen etwas verschiedenen Sinn unter. Durch nützliches Wirken reiht der Einzelne, wie Schiller es in seiner akademischen Antrittsrede ausdrückt, „sein flüchtiges Dasein an eine unvergängliche Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet". Darum räth er in einem Epigramme dem,

der Unsterblichkeit wünscht, im Ganzen zu leben, d. h. dem großen Ganzen seine Kräfte zu widmen. Allein auch der Verdienstvolle, der durch seine Thaten mit der Mitwelt und Nachwelt vielfach verkettet ist, fühlt sich so lange einsam, bis ihn Bande der Natur auch durch das Herz an das All knüpfen.

33. Liebe und Begierde.

Recht gesagt, Schlosser! Man liebt, was man hat; man begehrt, was man nicht hat;
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.

Bei dem Jugendgedichte Freundschaft lernten wir Schiller's Lehre kennen: „Wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Egoismus ist die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens u. s. w." Wenn dort die Liebe als Quelle eines Reichthums von Empfindungen und Genuß dargestellt wurde, so heißt es hier nun, daß Reichthum und Fülle der Gemüthskräfte die Quelle der Liebe sei; nur ein großes und weites Herz umschließt das Wohl und Wehe eines großen Kreises mit inniger Theilnahme. Die Abhandlung über Anmuth und Würde erörtert den Unterschied zwischen Liebe und Begierde auf folgende Art: „Von der Liebe kann man sagen, sie neigt sich zu ihrem Gegenstande; von der Begierde, sie stürzt auf den ihrigen. Bei der Liebe ist das Objekt sinnlich (oder, wie Hoffmeister verbessernd hinzusetzt, vielmehr rein menschlich), und das Subjekt die moralische Natur; bei der Begierde sind Objekt und Subjekt sinnlich. Die Liebe allein ist eine freie Empfindung; denn ihre Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unserer göttlichen Natur." — Der im Hexameter bezeichnete „Schlosser" ist Joh. Georg Schlosser (geb. 1739, gest. 1799), Goethe's Jugendfreund und Schwager.

34. Güte und Größe.

Nur zwei Tugenden gibt's, o wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

Hoffmeister nennt die Güte eine objektive, absolute Tugend, die Größe eine subjektive, relative, und setzt jene in die Unterwerfung unter das Sittengesetz, diese in Kraft, Lebendigkeit des Geistes und Besonnenheit. Sollte Schiller nicht beide Begriffe populärer gefaßt und unter Güte nicht bloß Sittenreinheit, sondern noch mehr Wohlwollen, Liebe, Humanität, Selbstverläugnung, und unter Größe nicht nur eine hervorragende, hochentwickelte Intelligenz, sondern auch geniale Phantasie, Energie und Ausdauer der Willenskraft, eminente Anlagen und Fähigkeiten überhaupt verstanden haben? Beide Vorzüge vereinigen sich schwer; denn die tiefen und starken Leidenschaften, wie sie sich mit Geistesgröße zu paaren pflegen, beugen sich schwerer unter das Vernunftgebot, und das Gefühl einer geistigen Herrschaft über Andere bringt leicht in Versuchung, ihre Rechte und Ansprüche nicht immer gelten zu lassen.

35. Der Fuchs und der Kranich.

An Frd. Nicolai.

Den philosoph'schen Verstand lud einst der gemeine zu Tische;
Schüsseln, sehr breit und flach, setzt' er dem Hungrigen vor.
Hungrig verließ die Tafel der Gast, nur dürftige Bißlein
Faßte der Schnabel; der Wirth schluckte die Speisen allein.
Den gemeinen Verstand lud nun der abstrakte zum Weine:
Einen enghalsigen Krug setzt' er dem Durstigen vor.
„Trink nun, Bester," so sprach er, und mächtig schlürfte der Langhals;
Aber vergebens am Rand schnuppert das thierische Maul.

Diese satyrisch-epigrammatische Fabel, welche der Dichter später unterdrückte, hat Hoffmeister zuerst wieder in seiner größern Biographie

Schiller's (Thl. III, S. 215) aus dem Musen-Almanach für das Jahr 1797 abdrucken lassen. Es wird sich uns später in den Xenien zeigen, wie Schiller auch dort diesen Gegner mit einer Fluth von satyrischen Epigrammen überschüttet hat, zur Strafe dafür, daß er es gewagt hatte, die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und überhaupt die kritische Philosophie einer absprechenden Kritik zu unterwerfen. Körner (Briefw. mit Schiller III, 370) urtheilt über das Gedicht des Freundes: „Ein glücklicher Einfall, eine vorhandene Fabel auf diese Art zu benutzen. Vielleicht wäre diese Methode in den polemischen Xenien mehrmals zu brauchen gewesen." Denselben Stoff hat Goethe in spätern Jahren zu einer Parabel von milder satyrischem Charakter verarbeitet, die sich unter dem gleichen Titel („Fuchs und Kranich") unter der Rubrik „Parabolisch" findet. Einzelne Ausdrücke lassen vermuthen, daß ihm das Schiller'sche Gedicht bei der Abfassung vorgeschwebt habe:

Zwei Personen, ganz verschieden,
Luden sich bei mir zu Tafel;
Dießmal lebten sie in Frieden,
Fuchs und Kranich, sagt die Fabel.

Beiden macht' ich was zu rechte,
Rupfte gleich die jüngsten Tauben;
Weil er von Schakals Geschlechte,
Legt' ich bei geschwoll'ne Trauben.

Langgehäls'tes Glasgefäße
Setzt' ich ungesäumt dagegen,
Wo sich klar im Elemente
Gold- und Silberfischlein regen.

Hättet ihr den Fuchs gesehen
Auf der flachen Schüssel hausen,
Neidisch müßtet ihr gestehen:
Welch ein Appetit zum Schmausen!

Wenn der Vogel, ganz bedächtig,
Sich auf einem Fuße wiegte,
Hals und Schnabel, zart und schmächtig,
Zierlich nach den Fischlein schmiegte.

Dankend freuten sie beim Wandern
Sich der Trauben, sich der Fischchen;
Jeder spottete des Andern
Als genährt am Katzentischchen.

36. Der Kantianer.

Sollte Kantische Worte der hohle Schädel nicht fassen?
Hast du in hohler Nuß nicht auch Devisen gesehn?

Dieses Epigramm, ursprünglich wohl für die Sammlung der Xenien bestimmt, sandte Schiller mit einem Briefe vom 22. Januar 1796 an Goethe. Es wurde aber später aus der Xeniensammlung ausgeschlossen. Es zielt auf Ludwig Heinrich von Jakob, als Professor der Staatswissenschaften zu Halle und russischer Staatsrath im Jahre 1827 gestorben. Er bemühte sich, die Kantische Philosophie einem größern Publikum mundgerecht zu machen. Auch in den Xenien ist er von unserm Dichter bedacht worden.

37. Unger

über seine beiden Verlagsschriften:

Wilhelm Meister und das Journal Deutschland.

Der Lettern neuen Schnitt dem Leser zu empfehlen,
Mußt' ich des Meisters Werk zur ersten Probe wählen.
Die zweite ist, und dann ist Alles abgethan,
Wenn selbst des Pfuschers Werk sie nicht verrufen kann.

Ausnahmsweise begegnen wir hier einmal Alexandrinern, einer Versart, die durch das Zerfallen in zwei gleiche Vershälften dem Pentameter verwandt ist, und sich gleich ihm zum Ausdruck paralleler

und antithetischer Gedanken und daher auch zum Epigramm eignet. Dem Inhalte nach gehört dies satyrische Gedicht in den Kreis der Xenien und ist auch in der Xenienzeit entstanden. Schiller legte es einem Briefe an Goethe vom 23. Juli 1796 bei, und bemerkte darüber: „Folgendes Epigramm ist das neuste aus Berlin, wie Sie sehen werden," eine Wendung, die sich daraus erklärt, daß Unger selbst redend eingeführt wird. Das Gedicht bezieht sich auf den frühern Kapellmeister Reichardt, damals Herausgeber des Journals „Deutschland", der auch in den Xenien vielfach angegriffen ist. Schiller hat das Gedicht unterdrückt, vielleicht auf Goethe's Wunsch („des Meisters Werk"), vielleicht auch, um Unger nicht zu kompromittiren. Für die Xenien hätte es ohnedieß einer Umformung bedürft, da in diese nur Distichen aufgenommen werden sollten.

38. Dichtung und Wahrheit.

Wozu nützt denn die ganze Erdichtung? Ich will es dir sagen,
Leser, sagst du mir erst, wozu die Wirklichkeit nützt.

Hoffmeister, der dieses Epigramm mit der Jahreszahl 1796 bezeichnet, erhielt dasselbe im Original vom Sohne Schiller's, dem nun auch schon verstorbenen Appellationsrath Ernst von Schiller zu Köln. Die Ueberschrift lautete im Original-Manuscript „Poet, Erdichtung und Wahrheit", welche Hoffmeister in die obige umgeändert hat.

39. Sokrates.

Weil er unwissend sich rühmte, nannt' ihn Apollo den Weisen.
Freund, wie viel weiser bist du! Was er sich rühmte, du bist's.

40. Sokrates.

Dich erklärte der Pythia Mund für den weisesten Griechen.
Wohl! der Weiseste mag oft der Beschwerlichste sein.

Auch die beiden vorstehenden Distichen verdankte Hoffmeister dem Appellationsrath Ernst von Schiller. Sie sind, wie Nr. 38, dem Jahr 1796 zugetheilt, ohne Angabe der Gründe, worauf diese Zeitbestimmung beruht. „Es ist erfreulich," bemerkt Hoffmeister zu den beiden letzten Nummern, „in diesen Verspaaren einige Gedanken zu lesen, welche sich an den griechischen Weisen knüpfen, von welchem Schiller sonst fast ganz schweigt." — Boas vermuthet in den beiden Epigrammen „zwei Stacheln" auf Friedr. Schlegel (s. unten die Xenien 320 bis 331) mit seiner noch unverdauten griechischen Weisheit.

Die Votivtafeln

aus

dem Musen-Almanach für das Jahr 1797.

1796.

Die ungünstige Aufnahme, welche Schiller's Horen ganz gegen alle Erwartung gefunden, hatte in ihm eine sehr gereizte Stimmung erzeugt, die sich in seiner Korrespondenz mit Freunden, namentlich auch mit Goethe, oft genug in bittern Worten Luft machte. Dieser schlug darauf schon gegen Ende Oktobers 1795 vor, Alles, was gegen die Horen gesagt worden, zu sammeln und darüber beim Jahresschluß ein literarisches Gericht zu halten. „Wenn man dergleichen Dinge in Bündel bindet," schrieb er, „brennen sie besser." Daraus entwickelte sich nun in Goethe weiter, als ihm gerade im December die Xenien des Martial zu Gesicht kamen, der Gedanke, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in Einem Distichon, wie die des Martial, zu machen, und die Sammlung in den nächsten Musen-Almanach zu bringen; wenige Tage später schickte er

dem Freunde ein Dutzend Xenien zur Probe. Schiller fand den Einfall „prächtig"; nur müßte man, meinte er, um das Hundert voll zu machen, auch über einzelne Werke herfallen. „Welchen Stoff," schrieb er, „bietet uns nicht die Stolberg'sche Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister, und dergl. dar!" Im Januar 1796 verweilte Goethe vierzehn Tage zu Jena in Schiller's Nähe und griff mit ihm gemeinschaftlich die Ausführung des Plans an. Schon am 4. Januar berichtete Schiller an Humboldt: „Seitdem Goethe hier ist, haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmack der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche Hundert fertig haben, so soll sortirt und etwa einhundert für den Almanach beibehalten werden." Nach Goethe's Abreise (den 17. Januar) wanderten in der letzten Hälfte des Monats schon bedeutende Xeniensendungen zwischen Jena und Weimar; am 30. Januar schrieb Goethe: „Die Disticha nehmen täglich zu; sie steigen nunmehr gegen zweihundert."

In dem Antwortschreiben spricht Schiller von neuen Ideen über die Xenien, die sich bei ihm entwickelt hatten: „Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen, und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unsers strengen Gesetzes, bei einem Monodistichon zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch schon zum Theil ausgeführt sind *); eben

*) Er mußte aber später diese Parodien ausscheiden, weil sie sich nicht gut an das Ganze anfügten; nur das Schluß-Xenion (Nr. 414) ist wohl noch ein Ueberbleibsel derselben. Die Todtenerscheinungen brachte er in der Xeniensammlung von Nr. 332 bis 413 unter.

so auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und und hie und da auch die lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Interduktion Newton's in der Unterwelt — wir müssen auch hierin unsere Arbeiten ineinander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie?"

Die Beschränkung auf „etliche hundert" war jetzt, wie sich aus Briefen Schiller's an Humboldt und Körner vom 1. Februar zeigt, aufgegeben. „Unter sechshundert Monodistichen," schrieb er an den Erstern, „thun wir es nicht; aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl tausend. Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuern Verschiedenheit zwischen Goethe und mir wird es selbst Ihnen öfters schwer, und manchmal gewiß unmöglich sein, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das Einzelne aber im Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, u. s. w."

Am 4. Februar schickte Goethe eine neue Sendung von Epigrammen, worunter Schiller auch mehrere politische zu finden sich freute; denn da sie doch zuverlässig an den unsichern Orten konfiscirt würden, so sehe er nicht ein, warum sie es nicht auch von dieser Seite verdienen sollten. Zur Erwiederung übersandte er ein Paar Tage später einige Dutzend neue Xenien, die in zwei Tagen „in einem Raptus" entstanden waren. Die nächste Zeit bis zum Juni scheint minder ergiebig an Xenien gewesen zu sein. Goethe wurde durch Zerstreuungen, Cellini und Wilhelm Meister in Anspruch genommen; Schiller war durch traurige Nachrichten aus der Heimath niedergedrückt, litt an Krämpfen und beschäftigte sich in den bessern Tagen mit Vorarbeiten zum Wallenstein. Jedoch wurde

ohne Zweifel in dieser Zeit viel über die Xenien mündlich verhandelt; denn Goethe verweilte von der Mitte Februar bis Ende März in Jena, worauf Schiller die Zeit vom 23. März bis zum 20. April in Weimar bei Goethe zubrachte. In Jena scheinen die Dichter sich zu dem Entschluß vereinigt zu haben, den Musen-Almanach für dieses Jahr nicht erscheinen zu lassen, dafür aber die Epigramme, sobald das Tausend voll sein würde, gemeinschaftlich in einem eignen Bändchen herauszugeben. Sodann wurde in Weimar der anfängliche Plan dahin erweitert, daß man beschloß, jeden geistreichen Einfall in einem Monodistichon zu fixiren, und außer den satyrischen Ausfällen auch ernste Lebensansichten und ästhetische Maximen in diese Form zu fassen.

Unter dem 6. Juni berichtete Schiller an Körner, es gebe wieder viel neue Xenien, fromme und gottlose, und am 10. Juni lief auch wieder eine Sendung von Goethe ein, der sein Bedauern äußerte, daß auch diesmal das Kontingent des Hasses doppelt so stark als das der Liebe sei. Seine Ansicht, daß man sich bei aller Bitterkeit vor kriminellen Inkulpationen hüten müsse, theilte Schiller ganz. „Ich bin sehr dafür," erwiederte er, „daß wir nichts Kriminelles berühren und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts." Ueberhaupt scheint die Beschäftigung mit den Xenien für beide Dichter eine allmählige Selbstläuterung von Haß und Bitterkeit gewesen zu sein; denn von nun an ist auch von freundlichen Xenien mehr die Rede. „Gar zu gerne," heißt es in Schiller's Briefe vom 18. Juni an Goethe, „hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn Jeder von uns noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig endigen." Er machte auch Goethe'n den Vorschlag, er möge, um die Zahl der poetischen und freund-

lichen Xenien zu vermehren, eine Wanderung durch die wichtigsten Antiken und die schönen italienischen Meisterwerke anstellen, die um so passendere Stoffe darböten, als sie lauter Individuen wären. Obwohl Goethe diesen Gedanken nicht ausführte, so wurden die ernsthaften und wohlmeinenden Epigramme allmählig so mächtig, daß Goethe meinte, den Lumpenhunden, die angegriffen seien, müsse man es mißgönnen, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt werde.

Mit den oben erwähnten „lieblichen und gefälligen Xenien", die in der Korrespondenz der beiden Dichter auch als Xenien „von der zarten Art" bezeichnet werden, ist auf eine abermalige Erweiterung des Xenienplanes hingedeutet. Zu den persönlichen, satyrischen Epigrammen oder Xenien im engern Sinne waren, wie wir früher hörten, schon allgemeine Epigramme hinzugekommen, welche die Dichter auch wohl die würdigen, ernsthaften, die philosophischen nannten; es sind diejenigen, die wir im Musen-Almanach größtentheils unter der Ueberschrift Votivtafeln zusammengestellt finden. Jetzt gesellten sich diesen beiden Arten noch eine dritte zu, das „Kontingent der Liebe", freundliche, wohlmeinende Gastgeschenke; und wir irren wohl nicht, wenn wir darin diejenigen erblicken, die im Musen-Almanach größtentheils in den beiden Gruppen, „Vielen" und „Einer" zusammengestellt sind.

Die Zahl der Epigramme mochte jetzt auf etwa 600 angewachsen sein. Als aber Schiller, der damals noch aus ihnen Ein Ganzes zu bilden gedachte, sich nun an die Redaktion derselben machte, fand er, daß noch eine bedeutende Menge neuer Monodistichen erforderlich sei, wenn die Sammlung wirklich den Eindruck eines Ganzen machen solle. Was am meisten den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und ihn bei der Redaktion in die größte Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen Xenien, eben diejenigen, die in der ersten Idee nicht gewesen waren, und bei Weitem noch nicht die nöthige Vollständigkeit erlangt hatten. So kam er denn in einer mündlichen Konferenz mit Goethe

(16. — 19. Juli) zum Entschluß, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Goethe hatte sich in Anerkennung der von Schiller entwickelten Gründe damit einverstanden erklärt, konnte aber in einem Briefe vom 30. Juli es nicht verhehlen, daß es ihm einen Augenblick recht wehe gethan, „das schöne Karten- und Luftgebäude, mit den Augen des Leibes, so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen." Bald indeß hatte Schiller neuen Rath gefunden. „Die erste Idee der Xenien," schrieb er am 1. August an Goethe, „war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem Beschlafen der Sache, die natürlichste Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünsche und die Konvenienz des Almanachs zu befriedigen. Wenn wir die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die lustigen dagegen unter dem Namen Xenien und als ein eigenes Ganzes dem ersten Theile anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie sehr Vieles von ihrer Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes Einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes vor... Und so wären also die Xenien, wenn Sie meine Gedanken gutheißen, zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch zugleich nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen." Goethe gab erfreut seine Zustimmung zu diesem Plane; und so brachte denn der Musen-Almanach für das Jahr 1797 die Schiller-Goethe'schen Epigramme in folgender Vertheilung: Der erste Theil enthält, außer den bereits oben besprochenen z e r s t r e u t e n Epigrammen noch folgende größere und kleinere Ganze: 1) Tabulae votivae, an der Zahl 103, unterzeichnet *G.* und *S.*; 2) die Sammlung „Vielen";

3) die Sammlung „Einer“ überschrieben, jede aus 18 Distichen bestehend, und *G.* und *S.* unterzeichnet (vergl. unten); 4) die aus 16 Distichen bestehende „Eisbahn“, Goethe'n allein angehörig, und daher von diesem Kommentar ausgeschlossen. Der zweite Haupttheil des Almanachs enthält endlich die eigentlichen Xenien, d. h. die persönlichen, satyrischen Epigramme, 414 an der Zahl.

Die beiden Dichter hatten, wie bereits oben angedeutet worden, gleich anfangs förmlich beschlossen, ihre Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen für immer auf sich beruhen zu lassen, und wenn sie ihre Gedichte sammelten, sie in eines Jeden Sammlung ganz aufzunehmen. Letzteres ist nicht geschehen; beide Dichter haben einzelne Epigramme und kleinere Gruppen, die ich unten an ihrer Stelle näher bezeichnen werde, für ihre Gedichtsammlung ausgehoben; und hierbei scheinen sie stellenweise selbst nicht mehr über das Mein und Dein im Klaren gewesen zu sein; denn mehrere Votivtafeln sind von Schiller wie von Goethe adoptirt worden, so wie sich auch ein Xenion (Nr. 12) in beider Gedichten findet. Goethe äußerte sich hierüber in hohem Alter gegen Eckermann in folgender Weise: „Die Deutschen können die Philisterei nicht los werden. Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden, und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schiller'n angehören, und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind! — Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht; oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und

ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte."

So wenig diese Worte ermuthigen können, bei den Schiller-Goethe'schen Epigrammen das Chorizontengeschäft zu übernehmen, so hat es doch bis auf die neueste Zeit nicht an Versuchen gefehlt, das beiderseitige Eigenthumsrecht möglichst genau zu ermitteln. Nachdem früher schon Wilhelm Wackernagel in seinem „Deutschen Lesebuch" eine solche Auseinandersetzung versucht hatte, nahm Hoffmeister das Geschäft (1840) von Neuem auf, und wurde dabei durch ein Prachtexemplar des Musen-Almanachs unterstützt, worin Charlotte von Schiller, die Gattin des Dichters, bei der Mehrzahl der Epigramme den Verfasser durch ein beigefügtes „Sch." oder „G." bezeichnet hatte. Die Auktorität dieser Eigenthums-Erklärung wurde später (1849) von Heinrich Düntzer in dem von Herrig und mir herausgegebenen Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen (V, 172 ff. und 382 ff.) lebhaft bestritten, wogegen Boas in seiner Schrift „Schiller und Goethe im Xenienkampf" (1851) jene Auktorität wenigstens theilweise aufrecht zu erhalten suchte. Ich kann mich an dieser Stelle auf die Diskussion des Für und Wider nicht einlassen, und bemerke hier nur so viel, daß ich mit Boas für die Epigramme von persönlicher Beziehung, bei denen das Gedächtniß der Frau von Schiller festere Anhaltspunkte hatte, also für die eigentlichen Xenien und die Sammlung „Vielen" ihrer Eigenthums-Erklärung ein großes Gewicht beilege, wogegen ihre den Votivtafeln beigefügten Chiffern, meiner Ansicht nach, einer weit strengern Prüfung unterworfen werden müssen. Ich werde im Nachfolgenden die von Schiller's Gattin jedem der beiden Dichter zugesprochenen Epigramme durch ein beigefügtes *S.* (Schiller) und *G.* (Goethe) bezeichnen, und wo ihrer Eigenthums-Erklärung anderweitige Gründe entgegenstehen, diese andeuten.

Was die Votivtafeln, die uns zunächst beschäftigen werden, insbesondere betrifft, so ist in Schiller's Gedichte eine Sammlung von Epigrammen unter gleicher Ueberschrift aufgenommen, welche jedoch nicht alle im Musen-Almanach als Votivtafeln zusammengestellten Epigramme, dagegen aber manche andere umfaßt, die ursprünglich nicht zu den Votivtafeln gehörten und zum Theil auch einen abweichenden Charakter tragen. Unserm Grundsatze getreu, in der Interpretation von Schiller's Gedichten auf die ursprünglichen Formen derselben zurückzugehen, haben wir auch in der nachfolgenden Erklärung der Votivtafeln die Zusammenstellung des Musen-Almanachs zu Grunde gelegt.

1.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

S.

Mit diesem Distichon, der einzigen unter den Votivtafeln, die keine besondere Ueberschrift hat, eröffnet sich auch in Schiller's Gedichtsammlung die Reihe derselben. Tabulae votivae hießen bei den Römern Tafeln, welche die einer Gefahr Entronnenen, einem Gelübde gemäß (ex voto), zum Dank gegen die rettende Gottheit in deren Tempel aufhingen; ein darauf geschriebener Spruch bezeichnete die überstandene Gefahr. Die folgenden Epigramme Schiller's und Goethe's, die diesen Namen tragen, enthalten wichtige Maximen, Resultate des Nachdenkens, der Forschung und Beobachtung, wodurch sich die Dichter vor mancher Klippe in Leben und Kunst bewahrt und auf dem rechten Wege erhalten glaubten.

2. Die verschiedene Bestimmung.

Millionen sorgen dafür, daß die Gattung bestehe;
Aber durch Wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst; doch bringet kaum Einer
Früchte, zum Element kehren die meisten zurück.

Aber entfaltet sich auch nur Einer, der einzige streuet
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

S.

Der erste Hexameter beginnt jetzt: „Millionen beschäftigen sich, daß u. s. w. Der Schluß des dritten Hexameters lautet jetzt: „nur Einer, Einer allein streut." — „Zum Element zurückkehren" heißt hier: aus dem organischen Verband in die Urbestandtheile zerfallen und neue unorganische Verbindungen eingehen. — Auch in der Majestas populi (s. oben S. 266) wird gesagt, die Meisten seien nur blinde Nieten, deren leeres Gewühl die Treffer einhülle.

3. Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich Neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

S.

Unverändert in Schiller's Werke übergegangen. Er führt einen nahe verwandten Gedanken in der Abhandlung „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" in der Vergleichung der streng wissenschaftlichen und der schönen Diktion aus. Von der letztern heißt es dort, sie schränke ihre Wirkung nicht darauf ein, bloß todte Begriffe mitzutheilen; sie ergreife mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtige sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich, wodurch dieser also nothwendig zur Selbstthätigkeit angeregt werden muß. „Es gibt für die Resultate des Denkens," lautet eine spätere Stelle, „keinen andern Weg zum Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts, als was in uns schon lebendige That ist, kann es außer uns werden; und es ist mit den Schöpfungen des Geistes, wie mit organischen Bildungen: nur aus der Blüthe geht die Frucht hervor." = Vergl. unten die 64. Votivtafel „Verstand".

4. Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.
S.

Unverändert in Schiller's Werken (im Pentameter ist „göttlichen" nicht mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben). — Genährt wird das Göttliche im Menschen durch das Gute, fortgepflanzt wird es in der Menschheit durch das Schöne. Wer Gutes wirkt, übt und stärkt die moralische Kraft, den göttlichen Theil des menschlichen Wesens; wer Schönes bildet, gibt, wie in der Abhandlung „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" gezeigt wird, dem Gemüthe derer, die es beschauen, eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, und indem er auf einige Zeit die beiden Prinzipien in uns, die Vernunft und die Sinnlichkeit, in Einklang bringt, und das Vergnügen dieses Einklangs uns empfinden läßt, spornt er uns, den dauernden Besitz dieser Harmonie, welche der Gipfel und die Blüthe menschlicher Kultur ist, durch eigene Kraft uns zu erkämpfen.

5. Unterschied der Stände.

Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, schöne mit dem, was sie sind.
S.

In Schiller's Werken beginnt der erste Vers: „Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine u. s. w."; außerdem sind im Pentameter „edle" st. „schöne", und „thun" und „sind" gesperrt gedruckt. — „Der Mensch ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu sein. Nicht Tugenden, sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts Anderes, als eine Neigung zur Pflicht....

Bei einer schönen Seele sind die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch darunter keine einzige zum Verdienst anrechnen: sie hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist" (Ueber Anmuth und Würde). — „Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Der höchste Werth eines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der rein vollendete Abdruck eines vollendeten Geistes ist" (Ueber Bürger's Gedichte). Vergleiche die Schilderung des „gemeinen Empirikers" (Schiller's W. in E. B. S. 1259, 2), von dem Schiller sagt, daß er als Mensch absolut keinen Werth und keine Würde, aber als Sache noch immer etwas sei und zu etwas gut sein könne.

6. Das Werthe und Würdige.

Hast du etwas, so gib es her, und ich zahle was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

S.

In der Gedichtsammlung beginnt der Hexameter: „Hast du etwas, so theile mir's mit, und u. s. w. — Durch das, was einer leistet, kann er Werth für uns haben, oder, wie Schiller anderswo sagt (s. die Bemerkungen zur vorhergehenden Votivtafel), uns zu etwas gut sein. Würdig kann er uns nur erscheinen, d. h. Achtung können wir ihm nur zollen, wenn sein ganzes Innere menschlich schön und edel ist. Das Einzelne, was uns Jemand bietet, läßt sich durch Gegenleistungen bezahlen; für ein schönes Gemüth, das sich uns hingibt, gibt's keinen Preis, als wieder ein schönes Gemüth. Vergl. die 10. Votivtafel An *.

7. Der moralische und der schöne Charakter.

Repräsentant ist Jener der ganzen Geistergemeine,
Aber das schöne Gemüth zählt schon allein für sich selbst.

S.

Nicht in Schiller's Gedichtsammlung aufgenommen. — Die Guten und Verständigen, heißt es in der 62. Votivtafel „Die Mannichfaltigkeit", „zählen für Einen nur alle", weil, wie „Schöne Individualität" (Votivt. 59) lehrt, des Einzelnen Vernunft die Stimme des Ganzen ist; aber das schöne Gemüth, welches zwar auch das allgemeine sittliche Gesetz, aber durch die Natur des Individuums vollzieht, gilt für sich allein; es ist nicht Repräsentant der „Geistergemeine", sondern der gesammten Menschennatur.

8. Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schon empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen,
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

S.

Unverändert in Schiller's Werke übergegangen. — Wenn der Dichter in mehrern Epigrammen, z. B. in der vorhergehenden Votivtafel, die harmonischen Gemüther, worin Pflicht und Neigung im Einklange sind, über die moralischen erhebt, worin die Pflicht die Neigung unterdrückt hat, so läßt er hier doch auch der Willenskraft, die „den Geschlechtscharakter des Menschen bildet" (Ueber das Erhabene), ihr Recht widerfahren. „Schon der bloße Wille," heißt es in der Abhandlung über Anmuth und Würde, „erhebt den Menschen über die Thierheit, der moralische erhebt ihn zur Gottheit."

9. Mittheilung.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken,
Bei der Schönheit allein macht das Gefäß den Gehalt.

S.

In Schiller's Werken beginnt der Pentameter: „Bei dem Schönen allein u. s. w. — Das Epigramm lehrt, daß, wo es auf wissenschaftliche Erkenntniß, auf Wahrheit ankomme, die schöne Form nicht unerläßlich sei; ja, Schiller hält es in der Abhandlung „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ in gewissen Fällen, z. B. beim Unterricht der Jugend, sogar für schädlich, wenn man hier Schriften wählt, worin wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind. Wo hingegen das Schöne die Hauptsache ist, da komme Alles auf die Form an. „Sein ganzer Zauber,“ sagt Schiller am Schluß der Abhandlung über das Erhabene, „liegt nur im Schein, nicht im Inhalt.“ Ferner in der Recension von Matthisson's Gedichten: „Es ist niemals der Stoff, sondern nur die Behandlungsweise, was den Dichter und Künstler macht.“ Ausführlicher wird dieser Gegenstand im 22. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen besprochen.

10. An *.

Theile mit mir, was du weißt; ich werd' es dankbar empfangen;
Aber du gibst dich mir selbst, damit verschone mich, Freund.

S.

Unverändert in Schiller's Werke aufgenommen. — Die hiermit beginnende kleine Gruppe von Epigrammen persönlichen Charakters hält Boas nicht für „zufällig, sondern als individuelle Beispiele für die frühern Lehrsätze eingeschaltet.“ So wissen wir allerdings schon aus der 5. und 6. Votivtafel, warum der Dichter das Anerbieten des Freundes nicht annimmt. Dieser vermag nur mit dem,

was er **thut** (wie es in der 5. Votivtafel), was er **hat** (wie es in der 6ten), was er **weiß** (wie es oben heißt), aber nicht mit dem, was er **ist**, zu zahlen. Einen verwandten Gedanken spricht Xenion 9 „**Das Widerwärtige**“ aus. — Boas räth bei der vorliegenden Votivtafel auf den zudringlichen **Karl August Böttiger** (s. Xenion 154), dessen gelehrte Kenntnisse die beiden Dichter manchmal in Anspruch nahmen. Indeß könnte die Chiffre „**An** *“ auch nur eine Kollektivmaske für aufdringliche Menschen von unliebenswürdiger Persönlichkeit überhaupt sein.

11. An **.

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

S.

Gleichlautend in Schiller's Gedichtsammlung. — Wenn der vorige Anonymus als Kanal des Wissens für unsern Dichter Werth hatte, aber als Mensch ihn nicht anzog: so hat dieser umgekehrt eine interessante Persönlichkeit für ihn; aber um sein Wissen ist es dem Dichter nicht zu thun. — Boas denkt hierbei an **Wieland**, dessen **Naturell** Schiller „**noch immer sehr respektabel**“ fand, als er von seinen Dichtergaben nur noch wenig hielt (s. Briefwechsel mit Körner IV, 28). Allein hier ist für das Rathen ein sehr weites Feld geöffnet. So könnte man auch z. B. an **Moritz** denken, der, wie man aus Schiller's Korrespondenz mit Karoline von Wolzogen sieht, ihn mehr durch sein ganzes Wesen, als durch sein Wissen interessirte.

12. An ***.

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

G.

In der Unterzeichnung dieses Epigramms, das unverändert in Schiller's Werke aufgenommen worden, hat sich seine Gattin unstreitig geirrt. Es ist vielmehr, nach aller Wahrscheinlichkeit, an Goethe gerichtet, der sowohl durch das, was er hatte, als was er war, für unsern Dichter das höchste Interesse haben mußte. Von seinem „lebendigen Bilden" war Schiller ein näherer Zeuge, als alle Uebrigen. Während die Andern nur die Resultate seiner künstlerischen Thätigkeit kennen lernten, war es Schiller'n vergönnt, in die Werkstätte seines schaffenden Geistes zu blicken, und dieses Vorbild war ihm mehr, als alle Lehren. Warum aber auch Goethe's „lehrendes Wort" unendlichen Werth für unsern Dichter hatte, entwickelt dieser ihm selbst in einem Briefe vom 23. August 1794: „Ueber so Manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper zu mehrern spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht u. s. w."

13. Das blinde Werkzeug.

Wie beklag' ich es tief, wenn eine herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, sich nur als Mittel begreift.

G.

In Goethe's Werke übergegangen (vier Jahrszeiten). — Gemeine Naturen können, wie früher gelehrt wurde, als Mittel Werth haben; edle, „herrliche" Seelen haben dadurch Verdienst, daß sie sind; sie sind sich selbst Zweck. Der Dichter beklagt es nun, wenn eine schöne Seele sich selbst verkennt, und nur durch das, was sie thut, wirken zu können glaubt. Bei dieser Erklärung nehme ich eine Konjektur von Hoffmeister, die ich als Randglosse von seiner

Hand in einem ihm gehörigen Exemplar des Musen-Almanachs fand, als richtig an; der Musen-Almanach hat: „mich nur als Mittel begreift. — Boas sieht in dem Distichon eine Hindeutung auf Herder, von dem Schiller im Mai 1797 an Körner schrieb, es müsse einen indigniren, daß eine so große außerordentliche Kraft für die gute Sache verloren gehe. Indeß haben diese Worte offenbar einen andern Sinn, als obige Votivtafel.

14. Wechselwirkung.

Kinder werfen den Ball an die Wand und fangen ihn wieder,
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

G.

In Goethe's „vier Jahrszeiten" übergegangen. — Boas findet hier den Gedanken wiederholt, den Goethe in seinem Märchen ausgedrückt: „das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen auf einander." Ich glaube, daß specieller das Einwirken geistreicher Freunde auf einander durch Gespräch gemeint sei, sei es nun ein geistreich neckendes Streitgespräch, oder ein dialogisches Philosophiren. Unter Umständen konnte ein solches geistiges Ballspiel Goethe'n lästig werden. So ärgerte es ihn, daß Frau von Stael über die bedeutendsten Gesprächsgegenstände, selbst über Dinge, „die nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten," keinen Augenblick stilles Nachdenken gestattete, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle jedesmal so schnell bei der Hand sein, „als gälte es, einen Federball aufzufangen."

15. An die Muse.

Was ich ohne dich wäre? ich weiß es nicht; aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

S.

Unverändert in Schiller's Werke aufgenommen. — Was der Dichter der Muse verdankt, und was den Hundert' und Tausenden fehlt,

sagt das Distichon freilich nicht; der Dichter meint: stete Jugend, wie das Epigramm Quelle der Verjüngung ausdrücklich lehrt, ewige Wärme und Empfänglichkeit des Gemüths, Erhebung über die Schranken des Augenblicks, ächte Humanität und Totalität der Bildung, auch wohl, wie eine der nächsten Votivtafeln (Das ungleiche Schicksal) andeutet, bleibenden Nachruhm.

16. Der Philister.

Nimmer belohnt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet;
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

G.

Frau von Schiller hat irrthümlich dieses und das folgende Distichon Goethe'n beigelegt, dem sie überhaupt die Geißelung der Philister sowohl als der Frömmler zugeschrieben. Schiller hat das vorliegende Distichon durch Aufnahme in seine Gedichte (mit der Variante „Nimmer labt" st. „Nimmer belohnt") unter der Ueberschrift „Der gelehrte Arbeiter" als sein Eigenthum anerkannt; überdieß kehrt der Gedanke bei ihm vielfach wieder. So ruft er in den „Künstlern" den Günstlingen der Muse zu:

Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.

„Die Dichtkunst allein," heißt es ferner in der Recension der Bürger'schen Gedichte, „kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis der Anstrengungen zu verlieren," und an einer andern Stelle: „Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, muß Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand." Schon im Jahre 1784 schrieb er in der Abhandlung „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet": „Rechnen vielleicht die kleinen Geister ihre Arbeit

darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? Trockenheit, Ameisenfleiß und Taglöhnerei werden unter dem ehrwürdigen Namen: Gründlichkeit, Ernst, Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter, und nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der Haß, die Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künste heruntersehen, — und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit nnd Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen." In gleichem Sinne drückte er sich ein Decennium später in der Ankündigung der Horen aus, wo er dahin zu streben versprach, „die Scheidewand zwischen der gelehrten und der schönen Welt zu durchbrechen, die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien, und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen." Mit solcher Treue pflegte Schiller einen Gedanken! „Seine Größe," sagt Hoffmeister, „bestand darin, daß er wenige Ideen möglichst weit nach allen Richtungen denkend und handelnd verfolgte. Hierdurch wurde ihm eine Welt von Gedanken zu Theil; denn jede wahre Idee umfaßt einen unendlichen Gehalt."

17. Das ungleiche Schicksal.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schoß.

G.

In Schiller's Werke unter der Ueberschrift „Die Gunst der Musen" aufgenommen. — Mnemosyne, Personifikation des Gedächtnisses, Göttin des Nachruhms, Mutter der Musen (welches Letztere darauf hinzudeuten scheint, wie wichtig vor Erfindung der Schreibekunst das Gedächtniß für den Dichter war). Das Epigramm ist eins der wenigen Gedichte, worin Schiller des Nachruhms gedenkt (vergl. Vorwurf an Laura, Str. 11, und Die Ideale, wo auch „der Ruhm mit seiner Sternenkrone" erwähnt wird). —

„Philister" nennt der Dichter nicht etwa nur diejenigen, welche der Kunst und Wissenschaft fremd sind, sondern auch den „gelehrten Arbeiter" (vergl. die vorhergehende Votivtafel).

18. Pflicht für Jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

S.

Dieses Epigramm ist in Schiller's Werke übergegangen; allein auch Goethe hat es durch Aufnahme in die „vier Jahrszeiten" sich angeeignet. So viel ist gewiß, daß sein Inhalt ganz in Schiller's Gedankenkreis fällt. Er hielt es für das Wünschenswertheste, wenn der Einzelne seine vollstimmige Menschennatur entwickele, wie dieß in Griechenland der Fall gewesen, wo man noch nicht „von Individuum zu Individuum herumzufragen hatte, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen," sondern in dem einzelnen Menschen die ganze Menschheit finden konnte. Wenn dieß aber nicht angehe, so solle der Einzelne einen Theil seines Wesens um so kräftiger zu entwickeln streben, und sich damit als dienendes, integrirendes Glied an einen Verein von Individuen schließen, welcher die von den Einzelnen aufgegebene Totalität an sich selbst wieder herzustellen suche (siehe den 6. Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen).

19. Der schöne Geist und Schöngeist.

Nur das Leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeist;
Aber der schöne Geist trägt das Gewichtige leicht.

S.

Das Epigramm fehlt in Schiller's Werken. — Von der schönen Seele sagt Schiller in der Abhandlung über Anmuth und Würde: „Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten, und das

heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen." Aehnlich verhält es sich mit dem schönen Geiste: die tiefsten und inhaltschwersten Wahrheiten spricht er mit der Naivetät eines Kindes aus; seine Produkte sind, wie das Epigramm Genialität sagt, unendlich tief, wie der Aether, und doch klar und offen dem Auge, wie er. Das Leichtere mag auch noch der Schöngeist mit Anmuth darstellen, aber am tiefen Gehalte zerstiebt der Schein des schönen Geistes, der sein ganzes Sinnen und Trachten ist. — Hoffmeister bemerkt hierbei, daß das zusammengesetzte Wort nicht selten die schlimmere Bedeutung annehme, wie sich denn auch leichter Sinn und Leichtsinn, hoher Muth und Hochmuth auf ähnliche Weise unterscheiden.

20. Philister und Schöngeist.

Jener mag gelten; er dient doch als fleißiger Knecht noch der Wahrheit;
Aber dieser bestiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.

G.

Das Epigramm findet sich weder in Goethe's noch in Schiller's Werken. Ich gestehe, daß ich es Schiller'n, gegen die Angabe seiner Gattin, zuschreiben möchte. Daß er von dem Philister, d. h. dem gelehrten Arbeiter nicht viel hielt, wissen wir schon aus der 16. Votivtafel. Noch weniger galt ihm der Schöngeist. Dieser pfuscht in die Kunsttheorie, wie in die poetische Praxis hinein; er verfälscht die Aesthetik, und liefert als Dilettant charakterlose, matte oder verzerrte Produktionen.

21. Die Uebereinstimmung.

Wahrheit suchen wir Beide; du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie Jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

S.

Dieses Epigramm, das in Schiller's Werke übergegangen ist, hat ohne Zweifel zunächst, wie die 12. Votivtafel, eine persönliche Beziehung auf Goethe. In ähnlicher Weise, wie es hier geschieht, zieht der bei jener Votivtafel erwähnte Brief eine Parallele zwischen Goethe's philosophischem Instinkt und der spekulirenden Vernunft: „Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könne es keine größere Opposition geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannichfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es nicht fehlen, daß beide auf halbem Wege einander begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der spekulative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen."

22. Natur und Vernunft.

Wärt ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu fassen,
O so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.
Wärt ihr, Philister, im Stand, die Natur im Großen zu sehen,
Sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor.

G.

Goethe hat die beiden ersten Verse durch Aufnahme in die „vier Jahrszeiten" als sein Eigenthum bezeichnet. Vielleicht gehört aber diese Tabula zu denjenigen, woran Goethe und Schiller zusammen betheiligt sind; die Gedanken liegen ganz in dem unserm Dichter gewöhnlichsten Ideenkreise. Wie wir bei der vorigen Votivtafel

hörten, verliert der wahre Idealist nicht, gleich seinem Zerrbilde, dem Schwärmer, die Erfahrung, indem er sich darüber erhebt; er „erzeugt zwar nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte.“ Der ächte intuitive Geist sucht, ungleich dem Philister, der nie seinen Sinn zum großen Ganzen erhebt, in dem Empirischen das allgemeine Gesetz; von der einfachen Organisation steigt er, Schritt vor Schritt, zu immer verwickeltern hinauf, und sucht immer die reiche Fülle seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenzuhalten.

23. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben;
Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

S.

In Schiller's Gedichtsammlung unter den Votivtafeln befindlich. — Das Epigramm scheint uns in einem Zirkel herumzuführen, reicht aber in der That den Schlüssel aller Selbst- und Menschenkenntniß. Die Quelle des wahren Verstehens jeder Erscheinung des Menschenlebens ist in unserer eigenen Brust zu suchen; weil uns aber die Eigenliebe uns selbst oft in falschem Lichte zeigt, so räth der Dichter, das Treiben Anderer vergleichend zu beobachten.

24. Das Subjekt.

Wichtig wohl ist die Kunst und schwer, sich selbst zu bewahren,
Aber schwieriger ist diese: sich selbst zu entfliehn.

S.

Diese Votivtafel fehlt in Schiller's Gedichtsammlung, obwohl sie der Aufnahme sehr würdig war. — Mit Recht hat man es eine schwere Kunst genannt, die innere Welt vor fremder Verfälschung zu bewahren, eine Aufgabe, die vor Allen dem Künstler gestellt ist, damit er nicht die Weltanschauung eines Andern reproducire, sondern

die Welt seines eigenen Busens rein zu Tage fördere; — aber für schwieriger, oder richtiger wohl für unmöglich hält unser Dichter die Kunst, sich im Denken und Empfinden der Schranken seiner Individualität zu entledigen, die Einflüsse der Erziehung, der Nationalität, des Jahrhunderts u. s. w. zu verwinden und so das Objektivwahre zu ergreifen.

25. Glaubwürdigkeit.

Wem zu glauben ist, redliche Freunde? das kann ich euch sagen:
Glaubt dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch.

G.

Jetzt in Goethe's „vier Jahrszeiten" (Nr. 53) zu finden mit den Varianten: „redlicher Freund, das kann ich dir sagen: Glaube dem u. s. w."

26. Was nützt.

Schädliche Wahrheit, wie zieh' ich sie vor dem nützlichen Irrthum!
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

G.

Ebendaselbst (Nr. 55) mit der Variante: Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem u. s. w."

27. Was schadet.

Ist ein Irrthum wohl schädlich? Nicht immer; aber das Irren,
Immer ist's schädlich; wie sehr, sieht man am Ende des Wegs.

G.

Ebendaselbst Nr. 56 mit den Varianten: „Schadet ein Irrthum wohl? .... Immer schadet's; wie sehr u. s. w." — Die drei Epigramme 25 bis 27 stehen in nahem Bezuge zu Goethe's Weise der Naturforschung.

28. Zucht.

Wahrheit ist niemals schädlich, sie straft — und die Strafe der Mutter
Bildet das schwankende Kind, wehret der schmeichelnden Magd.

S.

Das Distichon ist aus Schiller's Gedichtsammlung ausgeschlossen geblieben, vielleicht, weil er hier bloß (nach Schäfer; Prutz, literarhist. Taschenbuch 1846) ein von Goethe angeschlagenes Thema auf seine Weise ausgeführt hat. — Die Wahrheit bleibt immer eine liebreiche, das Beste des Menschen erzielende Erzieherin, selbst wenn sie schmerzlich ist; dann führt sie das Herz, das schon anfing, einen Irrthum liebzugewinnen, zum Rechten zurück, und wehret den falschen Führern, die mit unwürdiger Gefälligkeit sich in seine Launen fügen, und weniger auf die Würde des Menschen als auf die Befriedigung seines Glückseligkeitstriebes sehen.

29. Das Schoßkind.

Fremde Kinder lieben wir nie so sehr, als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, ist uns dem Herzen so nah.

G.

Jetzt in Goethe's „vier Jahrszeiten" (Nr. 57) mit der Variante: „Fremde Kinder, wir lieben sie nie so sehr, als u. s. w." Uebereinstimmend sagt er anderswo (Bd. 3, S. 192): „Die Wahrheit widerspricht unsrer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beschränkt erkennen sollen; der Irrthum schmeichelt uns, wir seien auf die eine oder andere Weise unbegrenzt."

30. Trost.

Nie verläßt uns der Irrthum; doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

S.

Der Chiffre, womit Frau von Schiller das Epigramm unterzeichnet hat, steht die Aufnahme desselben in Goethe's „vier Jahrszeiten" (mit der Variante: „Irrthum verläßt uns nie; doch u. s. w.") entgegen (Nr. 58). Boas meint, es könne wohl von Schiller herrühren, und durch Goethe nur aufgenommen sein, weil es sich an das vorhergehende anschließe.

31. Die Bergliederer.

Spaltet immer das Licht! Wie öfters strebt ihr zu trennen,
Was, euch allen zum Trutz, Eins und ein Einziges bleibt!

G.

Unstreitig ein Goethe'sches Epigramm. Es gilt den Anhängern der Newton'schen Theorie der Farben, welcher Goethe bekanntlich eine andere entgegengestellt hat. Vergl. Xenion 164. — Unter den neun „Distichen" der Quartausgabe von Goethe's Werken folgt, unmittelbar auf das vorliegende, unter der Ueberschrift „Bloße Wiederholung" noch folgendes, das unter den Votivtafeln des Musen-Almanachs fehlt:

Neu ist der Einfall doch nicht; man hat ja selber den höchsten,
Einzigsten, reinen Begriff Gottes in Theile getheilt.

„Wahrscheinlich," bemerkt hiezu Boas, „wurde dieser Doppelvers unterdrückt, weil die Beziehung auf das Dogma von der Dreifaltigkeit, welche im vorhergehenden Distichon nur angedeutet ist, hier unverhüllt zur Aussprache kommt."

32. Metaphysiker und Physiker.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen;
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der grausamen Jagd?

G.

33. Die Versuche.

Dich zu greifen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit leisem Tritt schreitest du mitten hindurch.

G.

Den Unterschriften, die Charlotte von Schiller diesen beiden Distichen gegeben, steht der Umstand entgegen, daß ihr Gatte dieselben später, zu Einem Epigramm verbunden, unter der Ueberschrift „Die Forscher" in seine Gedichtsammlung aufgenommen hat. Er änderte dabei „grausamen" im ersten Pentameter in „wüthenden"; statt „greifen" im zweiten Hexameter schrieb er „fangen", wodurch aber ein mißfälliger Gleichklang mit „Stangen" entstand; „mit leisem Tritt" wurde glücklich geändert in: „mit Geistestritt". — Jene beschränkten Köpfe, deren das Epigramm „Falscher Studirtrieb" (s. oben S. 268) gedenkt, sind es besonders, die unter geräuschvollen Zurüstungen die Wahrheit wie ein Wild durch Parforce-Jagd einzutreiben suchen; aber die Wahrheit läßt sich so wenig, als das Glück, erzwingen:

Keines Bannes Gewalt ziehet die Freie herab.

34. Die Quellen.

Treffliche Künste dankt man der Noth und dankt man dem Zufall;
Nur zur Wissenschaft hat keines von beiden geführt.

G.

Schäfer und Boas halten Schiller, gegen die Angabe seiner Gattin, für den Verfasser des Epigramms, das keiner der beiden Dichter in seine Werke aufgenommen hat. — Bedürfniß und Zufall sind allerdings der Wissenschaft oft förderlich gewesen, aber darum nicht als ihre Quellen anzusehen. Der Handel hat der Geographie manche Data geliefert, aber den wissenschaftlichen Charakter verdankt sie gewiß nicht Jenem. Nicht der Fall des Apfels, wie die bekannte

Anekdote erzählt, sondern seine Liebe zur Wissenschaft führte Newton zu seinen unsterblichen Forschungen. Einzelne Künste, namentlich technische, mechanische mögen der Noth und dem Zufall ihr Dasein verdanken, allein die Kunst, im hohen Sinne des Wortes, eben so wenig als die Wissenschaft.

35. Empiriker.

Daß ihr den sichersten Pfad gewählt, wer möchte das leugnen?
Aber ihr tappet nur blind auf dem gebahntesten Pfad.

S.

36. Theoretiker.

Ihr verfahrt nach Gesetzen, auch würdet ihr's sicherlich treffen,
Wäre der Obersatz nur, wäre der Untersatz wahr!

S.

37. Letzte Zuflucht.

Vornehm schaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder;
Aber seid ihr in Noth, ist er der delphische Gott.

G.

Boas ist geneigt, diese drei Epigramme, die keiner der beiden Dichter in seine Werke aufgenommen, gegen die Angabe der Frau von Schiller, sämmtlich Goethe'n zuzusprechen. In der That stehen sie in engem Zusammenhange und bilden gewissermaßen ein Ganzes. Empirie ohne Theorie tappt blind auf festem Boden. Theorie ohne Empirie schwebt haltungslos in der leeren Luft. Die Erfahrung gibt immer nur Einzelnes, Unverbundenes, Lückenhaftes; die Theorie nur kann das verknüpfende Gesetz geben und die Lücken in der Reihe der Erscheinungen ausfüllen. Will der Theoretiker nicht seine ganze Mühe auf's Spiel setzen, so muß er auf der Erfahrung basiren. Eine Zeit lang mag es ihm mit einem von der Erfahrung unabhängig aufgeführten System gelingen; aber zuletzt muß er doch bei

der von ihm so verachteten Erfahrung anfragen, ob sie die Resultate seiner Spekulation bestätigt.

38. Die Systeme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er so königlich erst wohnet, den Irrthum heraus!

G.

In der Quartausgabe von Goethe's Werken findet sich dieses Epigramm unter den „Distichen" (Bd. I, S. 203) abgedruckt. Vielleicht hat Goethe dabei zunächst an naturwissenschaftliche Systeme gedacht, namentlich an das Newton'sche System der Optik. Das nächstfolgende Distichon deutet freilich darauf, daß der Sinn ist: Je kunstvoller und glänzender ein philosophisches System aufgeführt ist, desto mehr nimmt es das Irrthümliche in Schutz, wovon keine Philosophie sich frei erhält.

39. Die Philosophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiß nicht;
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll immer bestehn.

S.

In Schiller's Gedichtsammlung übergegangen, mit der Variante „ewig" st. „immer" im Pentameter. — Wie unser Dichter in der 41. Votivtafel „Mein Glaube" alle besondern Religionen für unzulänglich erklärt, so sind ihm auch alle philosophischen Systeme vorübergehend. Was er dagegen für unvergänglich hält, das ist entweder die ewige Wahrheit, im Gegensatz zur temporellen Erscheinung derselben in den einzelnen Systemen, oder (das Wort Philosophie etymologisch aufgefaßt) das unauslöschliche Streben des Menschengeistes, zur Wahrheit zu gelangen, welches den Sturz aller Systeme überdauert.

40. Die Vielwisser.

Astronomen seid ihr und kennet viele Gestirne,
Aber der Horizont decket manch Sternbild euch zu.

S.

Das Epigramm fehlt in beider Dichter Werken. Der Verfasser scheint sagen zu wollen: Es geht den Vielwissern, wie den Astronomen; diese kennen nicht mehr, als was sie sehen (wie unvortheilhaft Schiller von ihrem Wissen dachte, zeigen die Epigramme „An die Astronomen" S. 279 und „Menschliches Wissen" S. 205; vergl. Xenion 180); so weiß auch der Vielwisser nur das, was er mit seinem Organ, dem Gedächtniß, gefaßt hat; was jenseits des Horizonts des Auges und Gedächtnisses liegt, davon wissen beide nichts. Involvirt liegt darin der Gedanke: der ächtwissenschaftliche, der schöpferische Geist reicht mit seinem Wissen über jenen Gesichtskreis hinaus. — Hoffmeister interpretirt: „Bei eurem niedrigen Standpunkt sucht ihr in dem Sternenhimmel, was in euch selbst liegt. Euer Gesichtskreis beschränkt sich auf einen Theil der materiellen Welt; alles Geistige ist euch verborgen."

41. Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — „Und warum keine?" — Aus Religion.

S.

Unverändert in Schiller's Werke übergegangen. — Nach unserm Dichter verhalten sich die wirklichen Religionen zur wahren Religion, wie das mannichfaltige Wahre zur ewigen Einen Wahrheit, wie das mannichfaltige Schöne zur ewigen Einen Schönheit (s. die Votivtafeln „Wahrheit" und „Schönheit", Nr. 54 und 55). Wer nun eine Ahnung jener wahren Religion gewonnen, dem können eben darum alle besondern Arten nicht mehr genügen; und was

er auch für eine überkommen haben mag, er wird sie zu der Einen wahren hinaufzuläutern suchen.

42. Moralischer Schwätzer.

Wie sie mit ihrer reinen Moral uns, die schmutzigen, quälen!
Freilich der groben Natur dürfen sie gar nichts vertraun.
Bis in die Geisterwelt müssen sie fliehn, dem Thier zu entlaufen;
Menschlich können sie selbst auch nicht das Menschlichste thun.
Hätten sie kein Gewissen, und spräche die Pflicht nicht so heilig,
Wahrlich, sie plünderten selbst in der Umarmung die Braut.

S.

Nicht in Schiller's Werke aufgenommen. — Wir sahen oben bei der 8. Votivtafel, wie der Dichter der moralischen Kraft ihr Recht widerfahren ließ. Hier dagegen und in mehrern der folgenden Epigramme bekämpft er die Lehre der Kant'schen Moralphilosophie über die Pflicht, die in ihrer Rigidität einen schwachen Verstand leicht hätte versuchen können, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen; wohin denn auch die Xenien „Gewissensscrupel" und „Entscheidung" (Nr. 388 und 389) gehören. Schiller fühlte sehr wohl, daß Kant's Moralphilosophie durch ihre zwei bewegenden Grundprincipien Vernunft und Sinnlichkeit die Erscheinungen des Menschenlebens nicht genügend erklärte. Indem sie das Gebiet, welches wir mit den höhern Geistern, von dem, welches wir mit dem Thiere gemein haben, strenge sonderte, ließ sie das ganze mittlere Terrain der Humanität, das uns Hoffmeister bei der Beurtheilung der Abhandlung „über Anmuth und Würde" (II, 318 ff.) so schön geschildert hat, ganz unberücksichtigt. Schiller's Versuch, jene Lücke des Kant'schen Systems theoretisch auszufüllen, mißlang zwar; aber er erwarb sich das große Verdienst, in den betreffenden Abhandlungen sowohl, als durch Gedichte, wie das vorliegende Epigramm und mehrere der nächstfolgenden, dem gesunden Gefühl eine

kräftige Stimme zu geben, was dann auch später der Wissenschaft zu gut kam.

43. Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, und doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie? du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

S.

In Schiller's Werke aufgenommen, mit Weglassung des „und" im ersten Verse. — Schiller's Forderung war, die sittliche Denkart solle dem Menschen so zur Natur werden, daß es ihm gar nicht mehr einfalle, an die Möglichkeit einer andern Handlungsweise zu denken. „Es gereicht daher," sagt Schiller, „einem Volke oder Zeitalter eben nicht sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralität und einzelnen moralischen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt denken läßt, wenig mehr davon die Rede sein werde." (Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.)

44. Der Strengling und der Frömmling.

Jener fordert durchaus, daß dir das Gute mißfalle;
Dieser will gar, daß du liebst, was dir von Herzen mißfällt.
Muß ich wählen, so sei's in Gottes Namen die Tugend;
Denn ich kann einmal nicht lieben, was abgeschmackt ist.

G.

Das Epigramm fehlt in beider Dichter Werken. Boas schreibt, gegen die Angabe der Frau von Schiller, diese Votivtafel, so wie überhaupt die gegen die Frömmler gerichteten, Schiller'n zu. Mir scheint die Ausdrucksweise entschieden auf Goethe als Verfasser zu deuten („fordert durchaus", „was dir von Herzen mißfällt" u. s. w.). Daß der Gedanke ganz aus Schiller's Ideenkreise geschöpft ist, erklärt sich aus dem geistigen Ineinanderleben beider

Dichter. — Um sicher zu sein, daß die Neigung bei dem sittlichen Wahlgeschäft nicht mit einwirke, sieht der moralische Rigorist sie lieber im Streit als im Einverständniß mit dem Vernunftgesetz; daher die Besorgniß, die im Xenion Gewissensscrupel sich ausspricht, er möge nicht tugendhaft sein, weil er den Freunden mit Neigung dient. Wenn er nun durch die Forderung, daß wir das Gute mit Abneigung üben sollen, das bessere Gefühl empört, so thut es der Frömmling nicht minder durch die ganz verwandte Zumuthung, daß wir so Manches lieben sollen, was den Sinnen, den menschlichen Anforderungen, dem Geschmack widerstrebt. Der Dichter dachte bei dem Letztern wohl besonders an gewisse, seinem Schönheitssinn anstößige Lehren und Begriffe der positiven Religion (vergl. die folgende Votivtafel).

45. Theophagen.

Diesen ist Alles Genuß. Sie essen Ideen, und bringen
In das Himmelreich selbst Messer und Gabel hinauf.

G.

Fehlt in beider Dichter Werken. — Der Ausdruck Theophagen (Gottesser) läßt an das Abendmahl-Mysterium denken, wornach sich das Epigramm an den Schlußvers des vorigen reihen würde. Oder ist es ein Geißelhieb auf alle diejenigen, welche die Sinnlichkeit in das Gebiet der Vernunft verpflanzen, und auch hier Alles heimlich auf Vergnügen und Genuß beziehen? Boas meint, das Distichon könne „auf die platt sinnliche Auffassung der Unsterblichkeit" gehen.

46. Fratzen.

Fromme, gesunde Natur! Wie stellt die Moral dich an Pranger!
Heil'ge Vernunft! Wie tief stürzt dich der Schwärmer herab!

G.

Gleichfalls aus Goethe's und Schiller's Werken ausgeschlossen. — Ich halte das Epigramm für ein Goethe'sches, wenn es sich gleich

ganz an Schiller's Ideen anschließt. Der moralische Rigorismus (lehrt er in der Abhandlung über Anmuth und Würde) sucht, weil oft unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpiren, auch den uneigennützigsten Affekt in der edelsten Brust zu verdächtigen, und verwirft Empfindungen, die das Herz mit Freudigkeit sich gestehen darf. — Der Phantast ist eine Karrikatur des wahren Idealisten. Während dieser nur deßwegen die Natur und Erfahrung verläßt, weil er hier das Unwandelbare und unbedingt Nothwendige nicht findet, verläßt sie der Phantast aus bloßer Willkür, um dem Eigensinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von physischen Nöthigungen, in die Lossprechung von moralischen setzt er seine Freiheit („Ueber naive und sentiment. Dichtung").

47. Moral der Pflicht und der Liebe.

Jede, wohin sie gehört! Erhabene Seelen nur kleidet
Jene, die andere steht schönen Gemüthern nur an.
Aber Widrigers kenn' ich auch nichts, als wenn sich durch Bande
Zarter geistiger Lieb' Grobes mit Grobem vermählt,
Und verächtlicher nichts, als die Moral der Dämonen
In dem Munde des Volks, dem noch die Menschlichkeit fehlt.

S.

Das Epigramm fehlt in Schiller's Gedichtsammlung, dem es ohne Zweifel angehört. — Wenn erhabene Seelen sich zur Moral der Pflicht bekennen, d. h. die Gesetze der Vernunft als ihre Richtschnur erklären, so steht das ihnen, die durch moralische Kraft den entgegenwirkenden Trieben zu gebieten wissen, wohl an. Eben so kleidet es schöne Seelen, wenn sie sich zur Moral der Liebe bekennen, d. h. wenn sie die Stimme des Herzens als die Norm ihrer Handlungen aufstellen; denn schöne Seelen sind ja diejenigen, die ihren Empfindungen ohne Scheu die Leitung des Willens überlassen können.

Wenn aber grobe Naturen eben diese zarte Moral der Liebe im Munde führen, so erregen sie ein widriges Gefühl. Und eben so, wenn roher Pöbel, der, gesetzlosen Trieben hingegeben, in dem Kampf des Lebens weder Geistesfreiheit noch Würde zu behaupten versteht, von der hohen Moral der Pflicht, der Moral reiner Geister, der „Dämonen" spricht, so erscheint er eben dadurch nur um so mehr in seiner Verworfenheit.

48. Der Philosoph und der Schwärmer.

Jener steht auf der Erde, doch schauet das Auge zum Himmel;
Dieser, die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.

G.

49. Das irdische Bündel.

Himmelan flögen sie gern, doch hat auch der Körper sein Gutes,
Und man packt es geschickt hinter dem Seraph noch auf.

G.

50. Der wahre Grund.

Was sie im Himmel suchen? Das, Freunde, will ich euch sagen:
Vor der Hand suchen sie nur Schutz vor der höllischen Glut.

G.

Die Distichen 48 bis 50 hat ohne Zweifel Goethe den Frömmlern dargebracht, und später wohl nur ihrer Derbheit wegen aus der Gedichtsammlung ausgeschlossen. Der „Schwärmer" in Nr. 48 ist der religiöse Schwärmer, dessen Auge und Herz ganz an den irdischen Dingen hängt, der aber doch den Schein sich gibt, als strebe er himmelwärts, wobei er indeß nur auf die gröbste, sinnlichste Art verfährt. Der Philosoph ist zwar auch von den Banden der Sinne nicht frei; aber indem er seine Vernunft, sein geistiges „Auge" gebraucht und nach dem Unvergänglichen forscht, sucht er sein Denken und Wollen immer mehr nach den ewigen Ver-

nunftgesetzen zu regeln. — Gerne möchten die Schwärmer (heißt es weiter in Nro. 49) dereinst die Freuden des Himmels kosten; aber ihre Natur ist zu grobsinnlich, als daß sie die materiellen Freuden der Körperwelt entbehren möchten; und so träumen sie sich ein Jenseits, worin sie die letztern mit den erstern geschickt zu vereinigen hoffen. — Zunächst aber (Nr. 50) ist es die Furcht vor den Höllenqualen, was sie den Himmel wünschen läßt. — An diesen Gedanken knüpft Schiller im folgenden Distichon an.

51. Die Triebfedern.

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
Freude, führe du mich immer am rosigen Band!

S.

Für gemeine Naturen ist Furcht das Hauptmotiv bei ihrem Thun und Lassen; selbst den Himmel macht ihnen vor Allem das wünschenswerth, daß er sie vor der Strafe der Verdammten schützt. Der Dichter wählt sich dagegen die Triebfeder, welche, wie er im Liede an die Freude singt, die Räder der großen Weltenuhr treibt, welche Blumen aus den Keimen, Sonnen aus dem Firmamente lockt die Triebfeder, von der er sagt, daß der Mensch erst ganz zum Menschen werde, wenn er ihr folgen dürfe. — Warum mag Körner dieses Distichon aus seiner ursprünglichen Verbindung mit den Votivtafeln herausgezogen und ihm einen besondern Platz angewiesen haben? Es trägt doch ganz den Charakter einer Votivtafel.

52. An die Mystiker.

Das ist eben das wahre Geheimniß, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von Keinem gesehn.

S.

Unverändert in Schiller's Gedichte aufgenommen. Der Dichter weist die Mystiker, die sich ewig mit ersonnenen Geheimnissen tragen,

auf das Eine große, wahre, uns Alle umringende, und doch von Keinem ergründete (oder, wie vielleicht die letzte Pentameter-Hälfte zu verstehen ist, von Allen übersehene) Geheimniß hin, auf das ganze räthselhafte All der Körper- und Geisterwelt, worin wir ja auch nicht das Geringste eigentlich fassen und verstehen. Wir müssen uns mit Goethe fragen:

Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?

Was bedarf es also noch besonderer Mysterien, wenn nicht weniger als Alles ein Geheimniß ist?

53. Licht und Farbe.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechselnde, komm, freundlich zu Menschen herab!

G.

Schiller nahm dieses Epigramm unter seine Gedichte auf; überdieß steht der Angabe seiner Gattin noch der Umstand entgegen, daß das Distichon mit den beiden folgenden eine Gruppe bildet, die zu entschieden das Schiller'sche Geistesgepräge trägt, als daß man sie Goethe'n zuschreiben könnte. — Durch die beiden folgenden Epigramme Wahrheit und Schönheit wird für die Auffassung des vorliegenden der Gesichtspunkt näher bestimmt, während es in der Isolirtheit, worin wir es in Schiller's Gedichten fanden, eben so vieldeutig erscheint, als das verwandte Herder'sche Gedicht: „Die Farbe und das Licht". Wenn wir nun mit Hoffmeister hier das Licht als Symbol der Wahrheit, die Farbe als Sinnbild der Schönheit auffassen, so scheinen die zwei beigeordneten Epigramme dazu nicht recht zu stimmen, indem sie ja der Einen Wahrheit das mannichfache Wahre, der Einen Schönheit das mannichfache Schöne gegenüberzustellen scheinen, also daß das Licht einer-

seits die für Alle gleiche Wahrheit, anderseits die ewig Eine Schönheit bezeichnete, während die Farbe sowohl der verschiedenen Erscheinungsweise des Wahren, als dem unendlichfach wechselnden Schönen entspräche. Siehe indeß die Bemerkungen zu den beiden folgenden Distichen.

54. Wahrheit.

Eine ist sie für Alle, doch siehet sie Jeder verschieden;
Daß es Eines doch bleibt, macht das Verschiedene wahr.

G.

55. Schönheit.

Schönheit ist ewig nur Eine, doch mannichfach wechselt das Schöne;
Daß es wechselt, das macht eben das Eine nur schön.

S.

Wir müssen mit Schaefer, gegen Frau von Schiller, auch Nr. 54 ihrem Gatten vindiciren. Indeß fehlen beide Distichen in der Sammlung seiner Gedichte. — Die Wahrheit, die nur Eine sein kann, so wahr als die menschliche Vernunft nur Eine und dieselbe ist, kann von keinem endlichen Wesen ganz rein aufgefaßt werden, weil Jeder durch seinen subjektiven Zustand, durch die Schranken seiner Natur mehr oder minder gehindert wird. Aber trotz des ewigen Wechsels in der Erscheinungsweise des Wahren, welcher in dem ewigen Wechsel und der unendlichen Verschiedenheit des Zustandes endlicher Wesen begründet ist, liegt doch den Auffassungen derselben etwas Gemeinsames zu Grunde; und eben dieses Gemeinsame ist das Objektivwahre, das Ewigwahre. — Das zweite Epigramm, „Schönheit", scheint für Hoffmeister's Deutung der Votivtafel 53 zu sprechen. Die ewig Eine Schönheit wäre darnach, wie in den Künstlern, als identisch mit der Wahrheit zu betrachten; nur dadurch, meint der Dichter, daß sich das Licht der Wahrheit in den irdischen Dingen mannichfach bricht und färbt, entstehe das Schöne,

so wie umgekehrt aus der Vereinigung aller Strahlen des Schönen dereinst das weiße, reine Licht der Wahrheit hergestellt werde (vergl. den Schluß der Künstler).

56. Aufgabe.

Gleich sei Keiner dem Andern; doch gleich sei Jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich.

G.

Es wird uns schwer, der Angabe der Frau von Schiller, die das Epigramm Goethe'n zutheilt, Glauben zu schenken, weil es in der engsten Ideenverbindung mit den folgenden steht, die Schiller'n unzweifelhaft angehören. Er hat es unter seine Gedichte aufgenommen mit der Variante: „Keiner sei gleich dem Andern u. s. w."; aber auch Goethe hat es seinen „vier Jahrszeiten" (Nr. 59) einverwebt. — Der Sinn ist: Wir sollen alle „dem Höchsten gleich zu sein", den idealischen Menschen in uns darzustellen streben; aber wir brauchen darum nicht einander gleich zu werden, wir sollen vielmehr unsre Eigenthümlichkeit zu erhalten suchen. Die Aehnlichkeit mit dem Höchsten erreichen wir durch eine harmonische Ausbildung unsers ganzen Wesens, nicht durch eine Unterdrückung eines Theils desselben, also nicht durch eine Unterjochung unsrer Triebe. Näher führen die folgenden Epigramme den Gedanken aus, namentlich Nr. 59 und 62.

57. Bedingung.

Ewig strebst du umsonst, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
Hast du das Göttliche nicht erst zu dem Deinen gemacht.

S.

Fehlt in Schiller's Gedichtsammlung. — Wir machen das Göttliche zu unserm Eigenthum, indem wir das Moralgesetz in unsern Willen und unser Gefühl aufnehmen; erst wenn dieses geschehen, dürfen wir hoffen, auch in unsern Thaten das Göttliche abzuspiegeln. Es ist,

wie Hoffmeister treffend bemerkt, derselbe Gedanke, dem wir auch im Gedichte „Das Ideal und das Leben" begegnen:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

58. Das eigene Ideal.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlest.
Soll er dein eigen sein, fühle den Gott, den du denkst.

S.

In Schiller's Werke übergegangen. — Unter dem „Gott" haben wir hier entweder wieder das zu verstehen, was im vorigen Epigramm als das Göttliche bezeichnet wurde, das Moralgesetz, das wir in unser Gefühl aufnehmen sollen, um es uns anzueignen, oder specieller „das Urbild alles Schönen", wie Schiller es in den Künstlern nennt, „der Weisen Weisestes, der Milden Milde, der Starken Kraft, der Edeln Grazie", zu Einem Bilde vermählt und in eine Glorie emporgehoben, die Gottheit, die jeder Mensch, je nach seinem Entwicklungsgrade, sich mehr oder minder hoch und edel denkt. Insofern nun jenes Bild ein Produkt der menschlichen Vernunft ist, theilt es der Einzelne mit allen vernunftbegabten Wesen; aber das Individuelle, wodurch diese Vorstellung zu seinem Eigenthum wird, fließt aus seinem Herzen; im Herzen, nicht im Verstande, wohnt unser Gott; wer den Gott, den er denkt, nicht fühlt, hat keine wahre innige Religiosität.

59. Schöne Individualität.

Einig sollst du zwar sein, doch Eines nicht mit dem Ganzen;
Durch die Vernunft bist du Eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt!

S.

In Schiller's Gedichtsammlung aufgenommen. — Dem Gedanken nach steht das Epigramm in engem Zusammenhange mit Nr. 62. Verwandte Ideen entwickelt Schiller ausführlicher in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Der Staat, das Ganze, — so lehrt er dort, — soll nicht die Individuen aufheben, der reine Mensch den empirischen nicht unterdrücken, sondern der Mensch in der Zeit soll zum Menschen in der Idee sich veredeln. Die große Aufgabe des individuellen Menschen ist es, in allen seinen Abwechselungen mit dem reinen, idealischen Menschen übereinzukommen, den er, der Anlage und der Bestimmung nach, in seinem Innern trägt. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannichfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; umgekehrt, wenn die Vernunft in die Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannichfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wie läßt sich das erreichen? Wenn der Mensch ästhetisch erzogen wird, wenn sein sittliches Betragen Natur wird, wenn schon seine Triebe ihn zu einem solchen Verfahren führen, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann, kurz wenn die Vernunft ihren Wohnsitz im Herzen nimmt.

60. Der Vorzug.

Ueber das Herz zu siegen ist groß, ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir noch mehr.

S.

61. Der Erzieher.

Bürger erzieht ihr der sittlichen Welt; wir wollten euch loben,
Stricht ihr sie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

G.

Wir müssen auch das letzte Distichon, trotz der entgegenstehenden Angabe der Frau von Schiller, unserm Dichter zusprechen. Auffallend aber ist es, daß er beide Epigramme (Nr. 60 und 61) aus

seinen Gedichten ausgeschlossen hat. Sie enthalten die Fundamentalideen der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen; auch in der Abhandlung über Anmuth und Würde und in andern seiner philosophischen Schriften kehren dieselben Gedanken mehrfach wieder. — Die Kant'sche Moralphilosophie hatte die Idee der Pflicht mit einer Härte und Strenge vorgetragen, welche leicht zu der Mißdeutung Anlaß geben konnte, als lasse sich moralische Vollkommenheit nur durch Ertödtung der Empfindung, der Natur erreichen. Dagegen erhob sich nun Schiller und suchte die Ansprüche der Sinnlichkeit, die bei der moralischen Gesetzgebung völlig zurückgewiesen waren, bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht zu behaupten. Er zeigte, daß diejenige Erziehung eine mangelhafte sei, welche den Triumph des göttlichen Theils im Menschen auf die Unterdrückung des sinnlichen Theils gründe, daß unsrer reinen Geisternatur nicht deßhalb eine sinnliche beigesellt sei, damit wir sie wie eine Last wegwerfen, oder wie eine grobe Hülle abstreifen, sondern damit wir sie aufs Innigste mit unserm höhern Selbst vereinbaren. Wer das Letztere erreicht hat, wer seinem Herzen die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, wer der Stimme des Triebes so vertrauen darf, daß er ihn nicht jedesmal vor dem Grundsatz der Moral abzuhören braucht, der gilt unserm Dichter mehr, als der schulgerechte Zögling der Sittenregel, der, um den Forderungen der Moral genügen zu können, erst sein Herz zum Schweigen bringen muß.

62. Die Mannichfaltigkeit.

Viele sind gut und verständig, doch zählen für Einen nur Alle;
 Denn sie regiert der Begriff, ach! nicht das liebende Herz.
Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach spielenden Formen
 Bringet er dürftig und leer immer nur Eine hervor.
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo liebend die Schönheit
 Herrschet, das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.

S.

In Schiller's Gedichtsammlung übergegangen mit den Varianten: „wechselnden" st. „spielenden" in V. 3; „ewig" st. „immer" in V. 4; „bildend" st. „liebend" in V. 5. — Nicht bloß die Verständigen, auch die Guten werden, insofern sie nur gut, nach Schiller's Lehre vom Begriff regiert. „Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet; jenes gefällt im Begriff, dieses in der Anschauung", sagt er in den zerstreuten Betrachtungen über ästhetische Gegenstände; „unter dem Guten ist nämlich dasjenige zu verstehen, worin die Vernunft eine Angemessenheit zu ihren Gesetzen erkennt." — „Die Vernunft", heißt es ferner im vierten Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, „ist befriedigt, wenn ihr Gesetz ohne Bedingung gilt; aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung zählt mit der Form auch der Inhalt, und hat die lebendige Empfindung auch eine Stimme. Einheit fordert zwar die Vernunft, aber die Natur Mannichfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der erstern ist ihm durch ein unbestechliches Bewußtsein, das Gesetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt." — Im heiligen Reich der Moralität muß sich der einzelne Wille in den allgemeinen verlieren, im fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins herrscht die Freiheit; und wenn auch das allgemeine Gesetz darin vollzogen wird, so wird es doch durch die Natur des Individuums, also in immer neuer und eigener Weise vollzogen (Letzter Brief).

63. Das Göttliche.

Wäre sie unverwelklich, die Schönheit, ihr könnte nichts gleichen;
Nichts, wo die göttliche blüht, weiß ich der göttlichen gleich.
Ein Unendliches ahnet, ein Höchstes erschafft die Vernunft sich;
In der schönen Gestalt lebt es dem Herzen, dem Blick.

S.

Nicht in Schiller's Gedichtsammlung aufgenommen. — Das Schöne ist gleichsam eine Offenbarung des Göttlichen, eine Erscheinung desselben in der Sinnenwelt. Schade nur, daß es, weil es an die Materie geknüpft ist, ihrer Vergänglichkeit mit anheimfällt! So lange es aber blüht, trägt es vor allem Andern den Preis davon. Zwar die Vernunft ahnet auch das Göttliche, ja sie verdeutlicht selbst ihre Ahnungen zu Ideen; aber das Herz kann sich dafür nicht so erwärmen, als wenn das Göttliche im Schönen „dem Blick", dem äußern Sinne verkörpert erscheint.

64. Verstand.

Bilden wohl kann der Verstand, doch der todte kann nicht beseelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.

G.

65. Phantasie.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten;
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.

G.

66. Dichtungskraft.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.

G.

Charlotte von Schiller legt dieses Trifolium von Distichen, das keiner der beiden Dichter in seine Werke aufgenommen, Goethe'n bei; allein selbst Hoffmeister, der sonst ihren Angaben eine große Autorität zuerkennt, gesteht, daß es ihm sehr schwer werde, ihr in Bezug auf die psychologisch-ästhetischen Distichen von Nr. 64 bis 68 Glauben zu schenken. — Die drei obigen stehen im engsten Zusammenhange und bilden für sich ein Ganzes. Die Phantasie kann zwar den Stoff erzeugen, aber, sich allein überlassen, bringt sie das Kunstwerk nicht zu Stande. Denn ihrer Natur nach springt sie regellos von An-

schauung zu Anschauung, und will sich an keinen andern Zusammenhang, als den der Zeitfolge, binden. Daher muß, um Dichtung möglich zu machen, noch eine gestaltende Kraft thätig sein, welche Einheit, Gesetzlichkeit, Harmonie in das Ganze bringt. In dem, was die Phantasie schafft, lebt das Einzelne, aber das Ganze hat kein Gesammtleben, ist also kein organisches Produkt: der Verstand allein kann gestalten, aber dem Einzelnen kein Leben einflößen, so daß er nur ein bloß mechanisches Werk zu liefern vermag, worin die Theile, leblos für sich, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein gewisses Leben, aber freilich wieder kein organisches, sondern nur ein künstliches ertheilen. In der Dichtungskraft wirken das formende Princip und das belebende innig verbunden; oder beide sind vielmehr zu Einer Kraft verschmolzen, weßhalb sie allein Gebilde schaffen kann, die in den Theilen und im Ganzen leben.

67. Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

G.

Schiller hat dies Epigramm durch Aufnahme in seine Gedichtsammlung als sein Eigenthum erklärt. — „Wiederholen" scheint nicht gut gesagt; der Verstand kann ja nicht lebendig nachbilden, nicht reproduciren; er kann nur die konkreten Gebilde der Natur in allgemeine Formeln zusammenfassen. Oder deutet der Dichter auf jene unter vorwaltender Thätigkeit des Verstandes entstandenen Werke, die sich für Kunstwerke geben, die aber in der That nichts als Wiederholungen von bereits Dagewesenem, nur anders combinirt, sind? — Der letzte Vers ist natürlich nicht so zu fassen, als ob der Genius Naturgebilde schaffe; dieser hält sich bei seinen Schöpfungen innerhalb der Natur, erhebt sich nicht zu transcendentalen Höhen, gibt seinen

Ideen auch einen Körper. „Nur dem Genie", sagt Schiller an einer andern Stelle, „ist es gegeben, die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen."

68. Der Nachahmer und der Genius.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verständige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben;
Selbst das Gebildete ist Stoff nur dem bildenden Geist.

G.

Auch dieses Epigramm hat Schiller seiner Gedichtsammlung einverleibt, wobei er in V. 4 „Selbst das Gebildete" in „Selbst Gebildetes" änderte. — Einen verwandten Gedanken spricht das Epigramm „der Dilettant" aus. Der Dilettant darf sich auch nur in einer bereits gebildeten Sprache, die für ihn dichtet und denkt, versuchen. Eine noch rohe ungebildete Sprache vermag nur der Genius kunstmäßig zu gestalten. Aber selbst eine gebildete Sprache genügt dem Genius nicht. Da seine Anschauungen neu und originell sind, so bietet ihm das bereits Vorhandene dafür keine Formen; und so gestaltet er es nach seinem Bedürfnisse um.

69. Genialität.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether, und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

S.

In Schiller's Werke übergegangen mit der Variante: „unermeßlicher" st. „unergründlicher" in V. 3. — „Mit naiver Anmuth", sagt Schiller in der Abhandlung über naive und sentiment. Dichtung, „drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Göttersprüche aus dem Munde eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine

Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu sein, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt: so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß."

70. Witz und Verstand.

Der ist zu furchtsam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es,
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu sein.

S.

71. Aberwitz und Wahnwitz.

Ueberspringt sich der Witz, so lachen wir über den Thoren;
Gleitet der Genius aus, ist er dem Rasenden gleich.

G.

72. Der Unterschied.

Lächelnd sehn wir den Tänzer auf glatter Ebene straucheln:
Aber auf ernstlichem Seil wer mag den Schwindelnden sehn?

G.

Wieder ein Trifolium von Distichen, das keiner der beiden Distichen für seine Werke in Anspruch genommen, vielleicht eben weil beide daran betheiligt waren. Denn hier muß man geneigt sein, die Bezeichnung der Verfasser durch Frau von Schiller als vollkommen richtig gelten zu lassen, indem an dem ersten Distichon eben so leicht die Schiller'sche, als an den beiden andern die Goethe'sche Physiognomie zu erkennen ist. Dem Gedankeninhalte nach schließen sie sich indeß alle drei genau an Schiller's psychologisch-ästhetische Ideen an. Der Verstand ist zu furchtsam; wo die Regel, die Krücke der Schwachheit, ihn verläßt, da wagt er kaum einen Schritt; nur im Alltäglichen fühlt er sich heimisch; wogegen der Witz oft überkecke Sprünge wagt und vor ein wenig Unverstand und Unbescheidenheit nicht zu-

rückschreckt. „Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu sein, und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen" (über naive und sentiment. Dichtung). Das Genie ist immer schamhaft, verständig, bescheiden (ebendaselbst). Nur zuweilen begegnet es ihm, daß es sich zu phantastischen Höhen versteigt, „weil die Macht des Beispiels es hinreißt, oder der verderbte Zeitgeschmack es verleitet." Aber eben darum, weil die Phantasterei des Genies „eine Ausschweifung der Freiheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, die in's Unendliche perfektibel ist," führt sie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe" (ebendaselbst).

73. Die schwere Verbindung.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

S.

Eins derjenigen Epigramme, welche zeigen, wie Schiller und Goethe in den Votivtafeln sich wirklich „so fest ineinander verschränkt" hatten, daß sie später ihr Eigenthum selbst nicht mehr rein auszuscheiden wußten. Beide haben das Distichon unverändert in ihre Werke aufgenommen.

74. Korrektheit.

Frei von Tadel zu sein ist der niedrigste Grad und der höchste,
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

G.

Der Chiffre *G* steht hier wieder die Aufnahme in Schiller's Werke entgegen. Statt „Ohnmacht", wie es auch in der ersten Leipziger Ausgabe heißt, steht dort „Unmacht". — Die Kunstrichter haben von den Kunstwerken Gesetze abstrahirt, nach denen sich die Ohnmacht, d. h. die, welche keine genialische Kraft in sich fühlen, sorgfältig richten und somit dem Tadel entgehen. Das Genie, das sein

Gesetz aus sich selbst nimmt, kann in der Regel den Vorwürfen jener Theoretiker nicht ganz ausweichen, da neue genialische Schöpfungen selten in die Schablone einer Theorie passen, die ohne Rücksicht auf sie angefertigt worden. Nur wenn das Genie in seiner ganzen Glorie auftritt, bringt es den Tadel zum Verstummen und zwingt die Kunstrichter zur Ueberzeugung, daß man nach ihm die Theorie zu modificiren habe. Der Ruhm der Tadellosigkeit ist also zweideutig; daher folgende:

75. Lehre an den Kunstjünger.

Daß du der Fehler schlimmsten, die Mittelmäßigkeit, meidest,
Jüngling, so meide doch ja keinen der andern zu früh.

G.

Fehlt in Goethe's und Schiller's Werken. — Wenn der angehende Künstler frühzeitig bemüht ist, es den Kunsttheoretikern in Allem recht zu machen, alle Fehler zu vermeiden, vor denen sie warnen, so ist dieß der sicherste Weg zum schlimmsten aller Fehler, der Mittelmäßigkeit. Opfere nicht, ruft der Dichter dem Kunstjünger zu, für den Ruhm der Correktheit deine genialische Kraft.

76. Das Mittelmäßige und das Gute.

Willst du jenem den Preis verschaffen, zähle die Fehler;
Willst du dieses erhöhn, zähle die Tugenden ab.

S.

Fehlt gleichfalls in den Werken beider Dichter. — Das Mittelmäßige fällt mit dem Correkten, dem es an genialischer Kraft gebricht, nahe zusammen. So wie nur wenige positive Tugenden an ihm zu rühmen sind, so bietet es auch, nach dem vorvorigen Epigramm, wenig Anlaß zu Tadel. Schließt man nun nach der Anzahl seiner Fehler auf seinen Werth, so muß das Urtheil für dasselbe günstig ausfallen. Umgekehrt beim Guten, d. h. beim Genialisch-

Kräftigen: es wird herrliche Tugenden, aber auch, wenn es nicht gerade ein Werk der seltensten Vollendung, ein Produkt der „Größe" (Nr. 74) ist, mannichfache luxuriirende Auswüchse, Ueberkühnheiten, besonders Nachlässigkeiten in der äußern Form zeigen. Will man ihm den Preis verschaffen, so muß man seine Tugenden zum Maßstab des Werthes nehmen.

77. Das Privilegium.

Blößen gibt nur der Reiche dem Tadel, am Werke der Armuth
Ist nichts Schlechtes, es ist Gutes daran nichts zu sehn.

G.

78. Die Sicherheit.

Nur das feurige Roß, das muthige, stürzt auf der Rennbahn;
Mit bedächtigem Paß schreitet der Esel dahin.

G.

Beide Distichen erklären sich zur Genüge aus dem Vorhergehenden. Keiner der beiden Dichter hat für seine Werke darauf Anspruch gemacht.

79. Naturgesetz.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben: die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

G.

In Schiller's Werke aufgenommen, mit der Variante: „Unmacht" st. „Ohnmacht". — Aehnlich sagt er in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung: „Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur und seinem Instinkte, seinem schützenden Engel, geleitet, geht das Genie ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks."

80. Vergebliches Geschwätz.

Fortzupflanzen die Welt, sind alle vernünft'gen Diskurse
Unvermögend, durch sie kommt auch kein Kunstwerk heraus.

G.

Das Distichon charakterisirt sich schon durch seine geringere epigrammatische Kraft als ein Goethe'sches. Es bildet jetzt Nr. 61 der „vier Jahrszeiten" von Goethe.

81. Genialische Kraft.

Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erschüttert die Welt.
Pflanzet über die Häuser die leitenden Spitzen und Ketten,
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.

G.

Die beiden ersten Verse hat Goethe in seine „vier Jahrszeiten" aufgenommen. — Alle Produktivität, sagt dies Distichon, quillt nicht aus der Regel („den vernünft'gen Discursen" Nr. 80), sondern aus der Natur, „von Jupiters Throne", wie Schiller ähnlich im Glück sagt:

Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab,

und am Schlusse desselben Gedichtes:

Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Die zwei letzten Verse ließ Goethe aus seiner Gedichtsammlung weg, vielleicht weil er später erkannte, daß die Aufforderung, über die Häuser die Spitzen und Ketten zu führen, um den Blitzstrahl des Zeus anzuziehen, in dem tertium comparationis etwas Mißliches habe: Für die Häuser wird der Blitzstrahl gefürchtet, für die Geniusbauten der Strahl des Göttlichen, der von Jupiters Throne zuckt, gewünscht.

82. Delikatesse im Tadel.

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verschonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.

S.

Ein Zeichen, daß der Tadel aus Liebe hervorgeht, ist es, wenn er auf Vervollkommnung des Getadelten ausgeht; diese ist aber am ehesten zu hoffen, wenn man ihm das Ideal, wonach er zu streben hat, deutlicher vergegenwärtigt. In der Recension von Bürger's Gedichten erklärt Schiller sich näher dahin, daß ein solcher Tadel nur dem ächten Künstler gelten könne; nur das große Dichtergenie sei im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern; aber es sei grausam, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, die mit jedem Produkt, das sie zu Markt bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweisen. Es spricht sich also in einem solchen Tadel nicht bloß Liebe, sondern auch Achtung aus. — Scheint es hiernach nun, daß wir das Distichon unbedenklich Schiller'n zusprechen können, so spricht dagegen wieder folgende Variante desselben, die uns die Quartausgabe von Goethe's Werken bringt:

Was heißt schonender Tadel? Der deinen Fehler verkleinert?
Zudeckt? Nein, der dich selbst über den Fehler erhebt.

Düntzer sieht hierin die älteste Gestalt des Epigramms und bemerkt darüber: „Die Aenderung mag von Schiller sein, aber das Epigramm selbst muß von Goethe sein, obgleich Charlotte Schiller es mit Sch. bezeichnet.“

83. Wahl.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen ist schlimm.

G.

Hier stehen sich wieder die Angabe der Frau von Schiller, die das Epigramm Goethe'n zutheilt, und die Aufnahme in Schiller's Werke gegenüber; und ebenso entspricht der Inhalt in gleichem Maße der Denkart Goethe's, wie der von Schiller. Wenn es nicht gelingt, eine Geniusthat zu thun, ein Geniuswerk zu schaffen, das, gegen alle Widersprüche und Bedenklichkeiten mit der Aegide der Größe gerüstet, „wie eine Minerva aus des Donnerers Haupt" hervortritt, der wird, wenn er die Wahl hat, den Besten seiner Zeit zu gefallen, oder den großen Haufen zu befriedigen, nach Goethe durchaus das Erstere vorzuziehen haben;

> Denn wer den Besten seiner Zeit genug
> Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Und bezieht man die Regel specieller auf den Dichter und sein Verhältniß zu den verschiedenen Volksklassen, so kann die Einleitung von Schiller's Recension der Bürger'schen Gedichte als ein ausführlicher Kommentar der Gnome betrachtet werden. Dort wird gezeigt, daß ein Volksdichter für unsere Zeiten die Wahl habe, entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klassen zu verzichten, oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben, sich an den Kinderverstand des Volkes anzuschmiegen, ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben. Dieses nennt Schiller das Allerschwerste, Jenes das Allerleichteste. Zwischen beiden liegt das Wenigen gefallen.

84. Sprache.

> Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen!
> Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.

S.

In Schiller's Werke übergegangen. — Boas vergleicht eine von Schiller mehrfach in Briefen citirte Stelle, die früher im Don

Carlos stand, aber mit der Scene, wozu sie gehörte, weggefallen ist (Schiller's Leben von Caroline von Wolzogen, II, 18. Briefw. mit Körner, I, 55; mit Humboldt, S. 411):

. . . . Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen u. s. w.

Das vorliegende Distichon beklagt sich jedoch nicht sowohl, daß der Geist sich dem Geiste nur durch körperliche Sprachzeichen mittheilen könne, aus denen wir erst auf geistiges Leben der Andern rathen und schließen müssen, als vielmehr, daß der Tausch der Seelen durch Gedanken, in Worte gekleidet, vermittelt sei. „Der lebendige Geist" ist dem Dichter, wie der folgende Vers zeigt, die Seele, gegenüber dem Verstande, dem eigentlichen Sprachbildner. Will die Seele sich mittheilen, wollen wir unsere Empfindungen äußern, so müssen wir den Weg durch Begriffe und Gedanken nehmen, die meist in ihren allgemeinen Formeln den eigensten Empfindungsgehalt sich verflüchtigen lassen. Gibt es aber kein Mittel, wodurch sich die Seele unmittelbar auszusprechen vermag? Das Epigramm Tonkunst antwortet hierauf. — Der erste Vers des obigen Distichons ist nicht als Frage zu lesen, wie in den Cotta'schen Ausgaben, sondern, wie in den Crusius'schen und dem Musen-Almanach, als bedauernder Ausruf.

85. An den Dichter.

Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden: er nur
Ist's, der die Wesen trennt, und der die Wesen vereint.

S.

In Schiller's Werke aufgenommen. — Das vorige Epigramm klagt, daß die Sprache oft eher eine Scheidewand, als eine Brücke für die Seelen bilde, indem sie den todten Begriff zwischen die lebendig schlagenden Herzen schiebe. Hier wird es nun dem Dichter zur

Aufgabe gemacht, seine Sprache zum treuen Spiegel der Empfindung zu machen, sie mit Empfindung gleichsam zu durchdringen, daß sie dem Körper der Liebenden gleiche, der zwar auch ihre Geister trennt, aber durch das sprechende Auge, das seelenvoll redende Antlitz das Herz zum Herzen reden läßt. In der Abhandlung **über naive und sentimentalische Dichtung** nennt Schiller diejenige Schreibart vorzugsweise genial, worin die Sprache aus dem Innern wie durch innere Nothwendigkeit hervorspringt, und so sehr Eins mit demselben ist, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößt erscheint.

86. Der Meister.

Jeden andern Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls.

G.

Der von Charlotte von Schiller beigefügten Chiffre gegenüber, halte ich nicht bloß, weil ihr Gatte das Distichon in seine Werke aufgenommen, sondern auch aus innern Gründen ihn für den Verfasser. Aus Schiller's Leben von Caroline von Wolzogen (II, 145) erfahren wir, daß Dalberg im Jahre 1796 an Schiller schrieb, jeder Schriftsteller oder Redner müsse dem Leser oder Zuhörer eine gewisse Mitwirkung offen lassen. Der Genuß derselben bestehe namentlich im Bewußtsein eigener, durch das Kunstwerk geweckter und nun selbst angewandter Kräfte. So gefalle der Dichter, und so erkläre er (Dalberg) sich den Ausspruch Voltaire's: Le secret d'ennuyer est celui de tout dire. — Besonders gilt aber der obige Denkspruch dem Dichter. Dieser soll nur **produktive** Züge auswählen, er soll zwar, wie Schiller in der **Recension der Matthisson'schen Gedichte** auseinandersetzt, der fremden Einbildungskraft eine bestimmte Richtung geben, aber nicht vergessen, daß seine Einmischung in ihr Geschäft eine Gränze hat. Jede allzu genaue Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden;

denn eben darin liegt das Anziehende bloß angedeuteter ästhetischer Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hineinzulegen überläßt, ist eine unendliche Größe.

87. Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein.

G.

Hinsichtlich des Verfassers dieses Epigramms, das in Schiller's Werken sich findet, gilt die erste Bemerkung zur vorhergehenden Votivtafel. Dem Inhalte nach ist das Epigramm mit Nr. 68: „Der Nachahmer und der Genius" verwandt. „An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben." Eine gebildete Sprache dichtet für den Dilettanten, indem sie ihm eine Menge bereits fertiger und in Umlauf gekommener Bilder, Tropen und Figuren, eine Menge dichterischer Wendungen und Formen darbietet, die er nur anders zu kombiniren hat, um etwas Leidliches zu Stande zu bringen. Sie denkt für ihn, indem mit der wachsenden Kultur eines Volkes auch das Hauptinstrument dieser Kultur, die Sprache, sich vervollkommnet, was nun natürlich dem Einzelnen zu gut kommt.

88. Der berufene Richter.

Wer ist zum Richter bestellt? Nur der Bessere? Nein, wem das Gute
Ueber das Beste noch gilt, der ist zum Richter bestellt.

G.

Mit diesem Epigramm eröffnet sich eine Abtheilung von Distichen welche über Kritik und das Verhalten des Publikums gegen die Kunstrichter sprechen. Die beiden ersten charakterisiren sich schon durch ihre Ueberschriften als Seitenstücke und gehören ohne Zweifel beide Goethe'n an. Jedoch hat er das vorliegende aus seiner Ge-

dichtsammlung ausgeschlossen. — Der Spruch ist paradox. Wenn das Gute als das absolut Gute, das Ideal erklärt wird, so scheint es ja mit dem Besten zusammenzufallen. Vielleicht will aber der Dichter hier nur diejenige Beurtheilungsweise zurückweisen, welche Kunstwerke mit andern vergleichend betrachtet. Er will nicht, daß man fragen solle: Ist dieses Gedicht besser, als andere seiner Art, ist es das beste? sondern: Ist es in sich gut? Man soll an ein Kunstwerk nicht ein anderes als Maßstab anlegen, sondern in der Betrachtung des Werkes selbst den Maßstab für dasselbe suchen. Dadurch nähert sich der Kritiker dem „berufenen Leser", wie ihn das folgende Epigramm charakterisirt. Vielleicht eben des paradoxen Ausdrucks wegen hat Goethe das vorliegende Epigramm unterdrückt.

89. Der berufene Leser.

Welchen Leser ich wünsche? Den unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

G.

Goethe hat das Distichon in seinen Epigrammenkranz „vier Jahrszeiten" aufgenommen. Es bedarf keiner Erläuterung.

90. An ***.

Du vereinigst jedes Talent, das den Autor vollendet.
O entschließe dich, Freund, nichts als ein Leser zu sein.

G.

Fehlt in den Werken beider Dichter. — Boas denkt hierbei an Wilhelm von Humboldt, den Kenntnisse, Geist, Geschmack und Scharfsinn zu einem Kritiker erhoben, welcher „den Autor zu vollenden" vermochte, von dessen produktiver Fähigkeit aber Schiller wenigstens, wie sein Brief vom 7. November an Körner zeigt, keine vortheilhafte Meinung hatte. Allein mir scheint der Sinn des Spruches zu sein: Nur wer im Stande wäre, ein trefflicher Schrift-

steller zu sein, wird auch ein Leser im höchsten Sinne des Wortes sein können, in welchem Sinne der Begriff mit dem des besten Kunstrichters zusammenfällt. Involvirt liegt darin der Gedanke: der Autor muß auf die Hoffnung verzichten, der vollbürtigen Leser viele zu finden; denn die wenigen, die es sein könnten, werden meist den Genuß eigener Produktivität dem passiven Genuß der Lektüre vorziehen. Die Menge hat nur Sinn für den Stoff, Wenige erfreuen sich an der schönen Form eines Kunstwerks. Wie muß man es daher angreifen, um sich eines weit verbreiteten Beifalls zu versichern? Das folgende Epigramm lehrt es.

91. Das Mittel.

Willst du in Deutschland wirken als Autor, so triff sie nur tüchtig;
Denn zum Beschauen des Werks finden sich Wenige nur.

G.

„Treffen" wird der Dichter, wenn er eine Fülle von Begebenheiten, spannende Verwickelungen, mächtige Effekte, ergreifende Katastrophen in sein Werk zusammendrängt. In einem ächten Kunstwerke soll aber, wie Schiller lehrt, der Inhalt nichts, die Form Alles thun; „denn durch die Form wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt nur auf einzelne Kräfte gewirkt." — Das Epigramm fehlt in beider Dichter Werken.

92. Die Unberufenen.

Tadeln ist leicht, erschaffen so schwer; ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr das Treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?

S.

Das Epigramm ist nicht in Schiller's Werke aufgenommen worden Hoffmeister macht hierbei auf eine Parallelstelle aus einem spätern Briefe Schiller's an seinen Freund aufmerksam (Briefwechsel mit Goethe V, 57): „Es ist freilich leichter tadeln, als hervorbringen. Dabei fällt mir mein eigen Pensum ein, das noch immer sehr un-

gestaltet daliegt. Wüßten es nur die allezeit fertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!"

93. Die Belohnung.

Was belohnet den Meister? Der zart antwortende Nachklang,
Und der reine Reflex aus der begegnenden Brust.

G.

Fehlt in Goethe's Werken. — Rein ist der Reflex eines Kunstwerks, wenn der Eindruck, den es seiner Natur nach erregen muß, nicht durch die Individualität des Aufnehmenden paralysirt wird. Dazu ist erforderlich, daß der Aufnehmende entweder seine individuelle Empfindungsweise zu einer generellen hinaufgeläutert und erweitert habe, oder daß seine Individualität der des Meisters verwandt sei („begegnende Brust"). Wie selten trifft aber Eins von Beiden zu! Dafür ist vielmehr

94. Das gewöhnliche Schicksal.

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechselbalg nur gibt dir der Leser zurück.

G.

Fehlt in Goethe's Werken. — Der Dichter sieht sich oft bitter getäuscht, wenn er den Enthusiasmus seiner Leser näher betrachtet; nicht selten sind es untergeschobene Erzeugnisse ihrer eigenen Einbildungskraft, wofür sie sich begeistert haben. — Boas theilt dieses und das vorhergehende Distichon ohne zureichenden Grund, gegen die Angabe der Gattin Schiller's, dem Letztern zu. Die Parallelstelle, die er aus einem Briefe Schiller's an Körner anführt (Briefw. IV, 82 f.), kann es nicht genügend rechtfertigen: „Ich muß gestehen, daß Ihr, Humboldt's, Goethe und meine Frau die einzigen Menschen sind, an die ich mich gerne erinnere, wenn ich dichte; denn das Publikum, so wie es ist, nimmt einem alle Freude."

95. Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet, der deutsche muß nieder sich bücken dazu.

S.

Von der Angabe der Frau von Schiller abgesehen, würde ich das Distichon lieber Goethe'n zusprechen, an den es durch Ausdrucksweise und Gedanken lebhaft erinnert. Es findet sich in den Werken keines der beiden Dichter. — Wie es scheint, preist das Epigramm den Schriftsteller glücklich, der sich von einem Kreise von Ebenbürtigen und Ueberlegenen umringt sieht, von denen er ein kompetentes Urtheil über seine Leistungen erwarten darf. Der deutsche Autor steht zu isolirt unter den Autoren da, sie nehmen zu wenig freundlichen Antheil aneinander, und so sieht sich der Einzelne in seinem Streben nach Beifall an ein unter ihm stehendes Publikum gewiesen. — Oder ist, was noch stärker auf Goethe als Verfasser hinwiese, durch „Höhe" auf die vornehmen, und durch „nieder" auf die untern Volksklassen hingedeutet?

96. Die Bedeutung.

„Was bedeutet dein Werk?" so fragt ihr den Bildner des Schönen;
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.

S.

Nicht in Schiller's Werke übergegangen. — Auch Goethe sprach sich in den Unterhaltungen mit Eckermann lebhaft dagegen aus, daß man immer eine Idee, einen Grundgedanken, eine Bedeutung in einem poetischen Werke suche. „Die Deutschen," sagt er, „sind wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer, als billig. Ei! so habt doch endlich einmal die Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben, Euch ergötzen, rühren,

erheben zu lassen u. s. w." Schiller dachte, wie die Zusammenstellung mit der folgenden Votivtafel vermuthen läßt, wahrscheinlich vorzugsweise an einen moralischen Grundgedanken, an eine sittliche Lehre, welche die Pseudokritiker von einem Kunstwerke verlangen. Die ächte Kunst, „die Göttin", läßt sich keinen moralischen Zweck stellen, weil sie dadurch das verlieren würde, wodurch sie allein mächtig ist, die Freiheit; aber um ihren Zweck zu erreichen, nimmt sie ihren Weg durch die Moralität; und indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wirkt sie wohlthätig auf die Sittlichkeit ein. Die falsche Kunst, „die Magd", die sich in den Dienst der Moralität gibt, kann diese höchste ästhetische Wirkung nie erfüllen, weil sie sich selbst des mächtigsten Hebels, der Freiheit, beraubt hat. — Daher heißt es im folgenden Epigramm:

97. An die Moralisten.

Lehret! das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von euch.
Nicht von dem Architekt erwart' ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach sind die Kräfte des Menschen; o daß sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum Herrlichsten aus!

S.

Der Chiffre, die Frau von Schiller dem Epigramm gegeben, steht die Aufnahme der beiden ersten Zeilen in Goethe's „Vier Jahrszeiten" (Herbst, Nr. 40) entgegen. Auch deutet das Folgende, und namentlich die Ausdrucksweise des letzten Distichons auf Goethe als Verfasser hin. Hoffmeister sieht in V. 4 eine Beziehung auf Hermann und Dorothea; Boas glaubt, er weise auf Reineke Fuchs hin und vermuthet, wie mir scheint, ohne zureichenden Grund, in dem „Moralisten" den Herzog Ernst von Gotha, der die Uebersetzung der letztgenannten Dichtung kalt aufgenommen. — Die Weglassung der Kasusendung an „Architekt" ist ein Fehler, der sich besonders

in Schiller's Gedichten häufig findet (z. B. im Gedicht Nänie: „den göttlichen Held").

98. An die Muse.

Nimm dem Prometheus die Fackel, o Muse, belebe den Menschen;
Nimm sie dem Amor, und rasch quäl' und beglücke, wie er.

G.

Das Distichon trägt ganz Goethe's Geistesgepräge; auch hat er es seinen „Vier Jahrszeiten" (Nr. 41) einverwebt, mit der Variante: „beleb', o Muse" st. „o Muse, belebe".

99. Die Kunstschwätzer.

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seid ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

G.

Hier stehen sich wieder die Chiffre, die Charlotte von Schiller dem Distichon beigefügt, und der Umstand entgegen, daß ihr Gatte es in seine Werke aufgenommen hat. — Das Genie hat keinen schlimmern Feind, als das Geschwätz über Kunst. Wenn der geniale Jüngling alle die Fehler zu meiden sucht, vor denen die Kunstrichter warnen, so droht ihm, wie die 75. Votivtafel lehrt, gerade „der Fehler schlimmster, die Mittelmäßigkeit." Also nur, indem er sich der Kunstschwätzer erwehrt, kann er das Gute, d. h. das Kräftige, Originelle, Geniale erzeugen.

100. Deutsche Kunst.

Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen,
Wahrlich, von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künstler nicht selbst den Schößling von außen sich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?

G.

Diese Votivtafel, die eben so wenig, wie die nächstfolgende, von einem der beiden Dichter in seine Werke aufgenommen worden,

eröffnet eine kleine besondere, den Schluß des Ganzen bildende Gruppe von Tafeln, die sich auf das Verhältniß deutscher Kunst und Literatur zu den altklassischen und auswärtigen modernen beziehen. — „Von oben her" heißt wohl: aus der gebildeten Welt, deren Bildung auf der des klassischen Alterthums ruht; „von unten herauf", auf dem Boden unsrer volksthümlichen Kultur. Fassen wir den „Schößling" (V. 3) als den Stoff, den Gegenstand, so ist die Behauptung übertrieben; und erklären wir ihn durch künstlerische Behandlung, so läßt sich die Wahl des Ausdrucks nicht billigen. „Die Sonne, die Luft" bezeichnet wohl die poetische Weltanschauung der Alten, das ganze aus dem klassischen Alterthum entlehnte poetische Kostüm, Mythologie u. s. w. Von Goethe wissen wir, daß namentlich durch den Aufenthalt in Rom sich eine Ueberschätzung der antiken Kunst in ihm entwickelte; und daß Schiller auf die nationale Poesie des Mittelalters, und die neuern Versuche, darauf eine volksthümlichere Dichtweise für die neuere Zeit aufzubauen, wenig Gewicht legte, ist gleichfalls bekannt.

101. Todte Sprachen.

Todte Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar?
Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt.

G.

Man kann den Pentameter auf doppelte Art deuten. Wollte der Dichter sagen: was unsere Sprache Lebendiges in ihren Wortgebilden und Wendungen, in ihren Figuren und Tropen hat, das hat sie den alten Sprachen entlehnt oder wenigstens nachgebildet: so ist das Urtheil unwahr, da unsere Sprache unbestreitbar ein kräftiges selbsteigenes Leben hat. Wahrscheinlich war des Dichters Gedanke: Was in unserer Sprache an lebendig blühenden Kunstwerken entstanden ist, das hat Nahrung und Leben aus den Meisterwerken der griechischen und lateinischen Sprache gezogen. Und so sähen wir uns zu einem mit dem Inhalte des vorigen Epigramms verwandten

Gedanken zurückgeführt. Daß der Dichter beiden Distichen die Aufnahme in seine Werke versagte, erklärt sich vielleicht eben daraus, daß er später selbst das Urtheil ungerecht gefunden.

102. Deutscher Genius.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir, doch nie glückte der gallische Sprung.

G.

Körner hat, im Widerspruch mit Charlottens Bezeichnung, das Distichon seinem Freunde vindicirt, indem er es in die Gedichtsammlung desselben abgesondert (nicht unter die jetzigen Votivtafeln) aufnahm; und in der That zeichnet es sich vor den benachbarten Sprüchen durch epigrammatische Kraft aus. — „Der gallische Sprung" kann, wenn man dabei vorzugsweise an die ernstere, namentlich die dramatische Poesie denkt, als das Bemühen der französischen Dichter verstanden werden, sich zu idealen Höhen emporzuschwingen, ohne daß ihnen die Flügel ächter Begeisterung verliehen worden; wobei denn natürlich statt des Fluges nur ein Sprung gelingt. Wahrscheinlich hat aber damit der Dichter vor Nachahmung französischer Leichtigkeit, französischen Witzes warnen wollen. Wenn hier die Römer und Griechen den Deutschen als Vorbilder hingestellt werden, so sagt Schiller im Gedicht „An Goethe" vom deutschen Genius:

Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Gegen die Nachahmung französischer Dichtungen spricht er sich auch dort aus, wenn er sie gleich als Gegenmittel wider eine naturalistisch zügellose Poesie, wie sie schon damals drohte, gelten läßt und selbst für heilsam erklärt.

103. Guter Rath.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach! so Vieles entstellt.

G.

Goethe hat das Distichon in seine „Vier Jahrszeiten" aufgenommen. Es schließt sich enge an das vorhergehende an, und unter dem Vielen, was den Deutschen entstellt, ist auch die Nachäffung des „gallischen Sprungs" mitbegriffen.

Vielen.

Unter dieser Ueberschrift findet sich in Schiller's Musen-Almanach auf das Jahr 1797 eine Sammlung von Epigrammen, wie die Votivtafeln mit *G.* und *S.* unterzeichnet. Hiernach können wir nicht wohl umhin, einige dieser Distichen als Schiller's Eigenthum anzusehen, wenn gleich Goethe sie sämmtlich in seinen Epigrammen-Kranz „Vier Jahrszeiten" aufgenommen, wo sie die Abtheilung „Frühling" bilden. Nach Boas' wahrscheinlicher Vermuthung gehören diese anmuthigen poetischen Blüthen, ihrer Entstehung nach, größtentheils dem Mai 1796 an; denn am 10. Juni schickte Goethe an Schiller eine Sendung neuer Xenien, von denen Letzterer bemerkte: so überwiegend auch der Haß daran Theil habe, so lieblich sei das Kontingent der Liebe ausgefallen. Ferner heißt es in einem Briefe Schiller's vom 18. Juni: „Gar zu gern hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen; und wenn Jeder

von uns noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig endigen.“ Indeß wurde der Gedanke, diese Blumendistichen als aufheiternden und versöhnenden Schluß der Xenien zu bringen, später aufgegeben; und wir finden sie im Musen-Almanach vor den Xenien, noch durch mehrere andere Sammlungen getrennt. Hoffmeister nennt den lieblichen Epigrammen-Kranz „Vielen“ das weibliche Vorspiel der Xenien, aus denen die Frauen (bis auf X. 273) ganz ausgeschlossen seien. „Die Dichter,“ sagt er, „benahmen sich gegen die Damen eben so artig und galant, als wir sie später derb und oft ungezogen gegen die Ritter finden. Besonders sind die Huldigungen, die Goethe bringt, einzig zart, lieblich und edel — Schiller trägt seinen mehr verwerfenden, als anerkennenden Xeniensinn auch in diese Gaben für Frauen.“

Hierbei geht Hoffmeister von der Annahme aus, daß den Chiffern (G. und Sch.), welche Charlotte von Schiller in dem erwähnten Prachtexemplar des Musen-Almanachs auch bei dieser Sammlung den einzelnen Distichen zugefügt hat und die wir unten abdrucken lassen, volle Autorität beizumessen sei. In der That stimmen diese Chiffern sehr gut zu dem besondern epigrammatischen Charakter der beiden Dichter. Auch hebt Boas noch Eines mit Recht hervor, warum wir Schiller's Gattin gerade bei dieser Sammlung für eine untrügliche Chorizontin gelten lassen dürfen. „Die Epigramme auf bekannte Damen,“ sagt er, „erregten gewiß ihr vollstes Interesse, und man zeigte ihr dieselben, sobald sie entstanden waren. Hätte Charlotte aber ein Alter von hundert Jahren erreicht, sie würde keinen Umstand vergessen haben, der sich daran knüpfte, oder sie müßte keine Frau gewesen sein.“

Die meisten dieser Distichen sind mit Buchstaben-Chiffern überschrieben, ohne Zweifel Anfangsbuchstaben der Namen der Frauen und Mädchen, denen diese anmuthigen Gastgeschenke galten. Bei der Herausgabe meines Kommentars über Goethe's Gedichte (1847) bemerkte ich hierüber: „Es gehörte eine äußerst genaue Bekannt-

schaft mit der damaligen Weimarischen Societät dazu, um diese Chiffern, die vielleicht die Betheiligten selbst durch Zweideutigkeit necken sollten, vollständig zu enträthseln. Wenn man uns auch die Namen angäbe, so wäre damit nicht viel gewonnen, wenn wir nicht zugleich von der Persönlichkeit der Damen eine Anschauung erhielten.“ Seit jener Zeit hat sich Boas vielfach bemüht, „den Sinn des lieblichen Selams zu ergründen.“ Er wandte sich, ohne Erfolg, an Frau Ottilie von Goethe und Dr. Eckermann, welche beide keine Auskunft geben zu können erklärten; da gelang es ihm endlich, eine der Epigoninnen des Weimar'schen Musenhofes zu bestimmen, ihm, was sie davon wußte, zu eröffnen. Einzelne Deutungen suchte er auf anderm Wege zu gewinnen. Indeß erkennt er selbst seinem Kommentar keine „unumstößliche Evidenz, wie bei den literarischen Xenien“ zu. „Man kann immer nur sagen,“ bemerkt er, „so und so hat man dies oder jenes Distichon 1796 in Weimar ausgelegt — eine Erläuterungsart, mit der wir uns, in Ermangelung urkundlicher Quellen, schon begnügen müssen.“ Wir werden das von Boas Ermittelte gehörigen Ortes mittheilen, obwohl wir bekennen müssen, daß uns dadurch nur für wenige dieser Distichen etwas zur Erhöhung des Genusses gewonnen scheint. Die literarischen Xenien spielen auf Personen an, von deren literarischer Eigenthümlichkeit und Stellung wir aus ihren Schriften uns eine Vorstellung bilden können. Von der Persönlichkeit dieser Damen müßten wir, um etwas dem Entsprechendes zu haben, uns durch eigene Anschauung ein Bild verschaffen können. Und so bleibt uns, da dies unmöglich ist, wie Wieland schon in seinem Gespräch über den Musen-Almanach von 1797 sagt, nichts übrig, als die Zierlichkeit und Zartheit des Pinsels an diesen Miniaturbildchen zu bewundern.

1.

Auf, ihr Distichen, frisch! Ihr muntern, lebendigen Knaben!
Reich ist Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

S.

Hoffmeister macht auf die Aehnlichkeit dieses muntern, raschen Anfangs mit den ersten Xenien aufmerksam, die ebenfalls Schiller zum Verfasser haben.

2. Mannichfaltigkeit.

Reich ist an Blumen die Flur; doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön; wähle dir, Leser, nun selbst.

S.

3. L. B.

Rosenknospe, du bist dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die herrlichste sich, als die bescheidenste zeigt.

G.

Man deutete das Distichon auf die Gräfin Lina von Beust, welche Goethe, zur Zeit ihres reizenden Aufblühens, kennen gelernt hatte. Als sie im J. 1797 Weimar zum dauernden Wohnsitz wählte, war ihre Herrlichkeit und noch mehr ihre Bescheidenheit verblichen. Sie gestattete sich Manches, was nur Weimarische Toleranz entschuldigen konnte. Dennoch bewahrte sie Goethe's Gunst, der 1798 in dem zum Geburtstage der Herzogin Luise veranstalteten Festspiele sie als Repräsentantin der „Kunst" auftreten ließ (Goethe's Werke, VI, 198).

4. C. G.

Viele Veilchen binde zusammen! Das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume; du bist, häusliches Mädchen, gemeint.

G.

Boas liest die Ueberschrift: Christiane Goethe, und versteht darunter Christiane Vulpius, die freilich erst später (1806) Goethe'n als Gattin angetraut wurde. Näheres über ihren Charakter und über Goethe's Verhältniß zu ihr ist in meinem Leben Goethe's III, 162 ff. und IV, 496 f. zu finden. — In den „Vier Jahrszeiten" beginnt das Distichon: „Viele der Veilchen zusammengeknüpft! Das Sträußchen u. s. w."

5. L. D.

Eine kannt' ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war Unschuld; herrlicher hat Salomo keine gesehn.

G.

Nach der Vermuthung eines Berichterstatters von Boas wäre hier Lenchen De-Ahna aus Meiningen gemeint, eine Dame von zierlichem feinem Bau und bescheidenem, sittsamem Wesen, die im Jahr 1800 den Bibliothekseketair Vulpius heirathete und seitdem zu Goethe's gewöhnlichem Abendzirkel gehörte. Boas meint aber, die bezeichnete Dame sei zu klein gewesen, um unter dem Bilde einer Lilie dargestellt zu werden; auch sei es zweifelhaft, ob Goethe sie 1796 schon gesehen habe. Er gibt, weil die Worte „Eine kannt' ich" auf frühere Zeit zurückdeuten, einer andern Auslegung den Vorzug, wornach Louise von Darmstadt gemeint war, d. h. die Herzogin Louise, wie sie vor der Vermählung, in reiner mädchenhafter Schönheit dem jungen Goethe erschienen war.

6. H. W.

Schön erhebt sich der Agley und senkt das Köpfchen herunter;
Ist es Gefühl? oder ist's Muthwill? Wir wissen es nicht.

G.

Zielte nach dem übereinstimmenden Urtheil der Weimaraner auf Henriette von Wolfskeel, Hoffräulein der Herzogin Amalia, eine Dame von hohem, schlankem Wuchse, das Haupt etwas geneigt tragend, ob aus Sinnigkeit oder Schalkheit, das war schwer zu entscheiden. Sie wurde später die Gattin des Ministers von Fritsch in Weimar. — Der Schluß des Pentameters lautet jetzt: „Ihr rathet es nicht." st. „Wir wissen es nicht." — Der „Agley" (Aquilegia) heißt auch Glockenblume.

7. U. B. S. O. A. D.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, bewegst du;
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche nicht an.

S.

Ungelöstes Räthsel.

8. A. L.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch bei der Nachtigall Schlag hauchest du köstlichen Geist.

S.

Wurde auf eine Tochter oder Anverwandte des Professors Lenz in Jena bezogen.

9. Tuberose.

Unter der Menge strahlest du vor, du ergötzest im Freien;
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern.

S.

Zielt, nach Boas, muthmaßlich auf die Frau Dr. Böhmer (s. Xenion 273). Der starke Geruch der Tuberose (Polyanthis) wird im Zimmer lästig; so mochte Schiller jene Dame im engern, vertraulichern Zirkel, ungeachtet ihrer geselligen Talente, nicht leiden. Das Distichon bildet einen Gegensatz gegen das vorige. — Jetzt heißt der Hexameter: „Tuberose, du ragest hervor und ergötzest im Freien", eine Aenderung, die durch das Wegfallen der Ueberschriften in den „Vier Jahrszeiten" nöthig wurde.

10. Klatschrose.

Weit von fern erblick' ich dich schon; doch komm ich dir näher,
Ach! so seh' ich zu bald, daß du die Rose nur lügst.

G.

Man vermuthete in Weimar hinter dieser Blumenmaske die Hofdame der Herzogin Amalia, Louise von Göchhausen, in den Hof-

kreisen gewöhnlich Thusnelda genannt, die in den Zeiten der Geniewirthschaft in alle Tollheiten eingegangen war, und auch noch in der Xenienzeit gern das ausgelassene Mädchen spielte. — „Klatschrose" ist in manchen Gegenden Deutschlands die Volksbenennung für den rothen Feldmohn (Papaver Rhoeas). — Der fortgefallenen Ueberschrift wegen änderte Goethe den Hexameter bei der Aufnahme in die „Vier Jahrszeiten" auf folgende Art: „Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch komm' ich &c." Hierbei ist nur Schade, daß durch die Aenderung die Namensbeziehung zwischen „Rose" und „Klatschrose" aufgegeben wurde; auch stört in den neuern Versen der Uebergang aus der dritten Person („er lügt") in die zweite.

11. A. F. K. U. H. D.

Tulpen, ihr werdet gescholten von sentimentalischen Kennern,
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Blatt.

G.

12. W. R. L. K. W. J.

Nelken, wie find' ich euch schön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht.

G.

Nr. 11 und 12 scheinen, wie Nr. 7, jedes auf ein Trifolium von Damen hinzuzielen, über die es an aller Auskunft fehlt.

13. Geranium.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Astern!
Hier ist ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beschämt.

G.

Man deutete dies Blumenräthsel auf Charlotte von Seebach (geb. 1781, gest. 1849), die, im elterlichen Hause mit Zurücksetzung behandelt, nach außen hin eine große Schüchternheit zeigte, aber im Stillen früh ein schönes poetisches Talent entwickelte, dem Goethe

ermunternden Beifall schenkte. Im J. 1796 schrieb sie den Roman „Liebe und Trennung", welchem verschiedene Erzählungen und Gedichte folgten. Nur Wenigen war die Verfasserin bekannt, da sie unter fremden Namen schrieb. — Andere bezogen das Distichon auf Henriette von Knebel, Hofmeisterin der Prinzessin Caroline Louise von Weimar. Ohne Schönheit und heitern Humor zu besitzen, wußte sie einen engern Kreis durch ihren reichen, feingebildeten Geist einzunehmen.

14. Ranunkeln.

Keine lockt mich von euch, ich möchte zu keiner mich wenden;
Aber im Beete vermischt, sieht euch das Auge mit Lust.

S.

Der Hexameter lautet jetzt (in den „Vier Jahrszeiten"):

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr' ich.

(Vergl. die Aenderungen in Nr. 9 und 10.)

15. M. R.

Sagt, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles und zierliches Kraut.

G.

Ueber die Chiffern M R. wird uns keine Auskunft gegeben. In der jetzigen Form heißt die zweite Pentameterhälfte: „stilles, bescheidenes Kraut."

16. Kornblume.

Zierde wärst du der Gärten; doch wo du erscheinest, da sagst du:
Ceres streute mich selbst aus mit der goldenen Saat.

G.

Boas interpretirt: „sie wäre durch ihre persönliche Erscheinung der besten Gesellschaft eine Zierde gewesen, hätte sie es verleugnen

können, daß ihre Erziehung und Bildung ganz der Natur überlassen geblieben sei," und berichtet, man habe in Weimar das Distichon auf Ernestine Vulpius, Chistianens jüngere Schwester, bezogen, eine heitere und hübsche Person, welche die Wirthschaft in Goethe's Hause besorgen half und dem Dichter durch unverblümtes Referiren der Stadtneuigkeiten manchmal die Zeit ergötzlich verplauderte. — Für dieses, wie für das Distichon Nr. 13 (Geranium), wäre bei der Aufnahme in die „Vier Jahrszeiten" eine Umformung fast eben so wünschenswerth gewesen, wie bei den Epigrammen „Tuberose" und „Klatschrose"; zumal Nr. 13 kann jetzt leicht den Leser in Zweifel lassen, welche Blume gemeint sei.

17. C. F.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
Immer: vergiß mein nicht! immer: vergiß nur nicht mein!

G.

Geht, nach Boas, auf die Gräfin Constanze von Fritsch, später Hofdame und zuletzt Oberhofmeisterin bei der Großherzogin Maria Paulowna. Damals war freilich Weimar noch nicht ihr Wohnort, aber Goethe hatte auswärts ihre Bekanntschaft gemacht. Im 6. Bande seiner Werke (S. 80 f.) findet sich ein Gedichtchen, womit er ein für Constanze bestimmtes Pensée-Bouquet begleitete:

Die deutsche Sprache wird nun rein;
Pensée darf künftig nicht mehr gelten;
Doch wenn man sagt: Gedenke mein,
So, hoff' ich, soll uns Niemand schelten.

18. L. W.

Schwänden dem innern Auge die Bilder sämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor.

G.

Boas bezieht das Distichon auf die Herzogin Louise von Weimar und sieht in dem Namen „Eleonore" eine Anspielung auf die Prinzessin im Tasso, zu der die Herzogin das Urbild gegeben.

Einer.

Auch diese Sammlung ist im Musen-Almanach mit „G. und S." unterzeichnet; doch hat Goethe sie sich ganz zugeeignet; sie bildet jetzt in seinen „Vier Jahrszeiten" den Abschnitt „Sommer". In dem Pracht-Exemplar der Frau von Schiller fehlen hier die Chiffern. Hoffmeister nimmt aus innern Gründen, denen man nicht wohl seinen Beifall versagen kann, die Distichen 4, 5, 13, 17 und 18 (in Goethe's „Jahrszeiten" die Nummern 22, 23, 31, 35 und 36) für unsern Dichter in Anspruch.

1.

Grausam handelt Amor mit mir! O spielet, ihr Musen,
Mit den Schmerzen, die er spielend im Busen erregt.

Der Hexameter beginnt jetzt: „Grausam erweiset sich Amor an mir!" — Hoffmeister findet das Distichon „ganz Goethisch" und verweist auf Xenion 127.

2.

Manuscripte besitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.

3.

Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, im Frühling
Lebhaft treibet und schoßt, so war die Neigung zu dir.

Der Hexameter schließt jetzt „im Sommer", und der Pentameter beginnt: „Lebhaft treibet und reift". —

4.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie, Geliebte, zum Ort.

5.

Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Denkens,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

Im Distichon 5 steht jetzt „des Anschauns" st. „des Denkens". Hoffmeister bemerkt zu den Epigrammen 4 und 5: „Beide sind ohne Zweifel von Schiller, bei dem Zeit und Raum selbst in der Dichtung spielten; man denke an die Sprüche des Confucius. Das letzte Epigramm bringt außerdem den Hauptgedanken von „das Kind in der Wiege" zurück."

6.

Sorge! sie steiget mit dir zu Pferde, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor mir auf.

Im Hexameter steht jetzt „zu Roß" st. „zu Pferde"; und der Pentameter schließt: „packet sich Amor uns auf". Vergl. übrigens Horaz Carm. I, Od. I, 37, woraus der Gedanke des Hexameters entlehnt ist, und Schiller's Siegesfest, Str. 13: „Um das Roß des Reiters schweben, Um das Schiff die Sorgen her."

7.

Schwer zu besiegen ist schon die Neigung, gesellet sich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich ist sie.

Jetzt lautet das Distichon:

Neigung besiegen ist schwer, gesellet sich aber Gewohnheit
Wurzelnd, allmählig zu ihr, unüberwindlich ist sie.

8.

Welche Schrift ich zweimal, ja dreimal hintereinander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

9.

Wer mich entzückt, vermag mich zu täuschen. O Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

Der Hexameter beginnt jetzt: „Sie entzückt mich, und täuschet vielleicht." — Hoffmeister bemerkt: „Dieses Epigramm scheint auf Schiller's Ansicht vom ästhetischen Schein (s. Schiller's Leben III, 33) hinzudeuten."

10.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.

11.

Ein Epigramm sei zu kurz, mir etwas Herzlich's zu sagen?
Wie, mein Geliebter, ist denn nicht noch viel kürzer der Kuß?

Den Pentameter verbesserte Goethe auf folgende Art:

Wie, mein Geliebter, ist nicht kürzer der herzlichste Kuß?

12.

Kennst du den herrlichen Gift der unbefriedigten Liebe?
Er versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

Jetzt: „das herrliche Gift" st. „den herrlichen Gift", und demgemäß „Es versengt" st. „Er versengt". Im Mittelhochdeutschen hieß es durchgängig der Gift. Auch bei den ältern neuhochdeutschen Schriftstellern findet sich noch häufig das Maskulinum.

13.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.

Hoffmeister macht darauf aufmerksam, daß das Epigramm einen leisen Bezug zur 85. Votivtafel habe.

14.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles versagt.

Schaefer spricht auch dieses Epigramm unserm Dichter zu.

15.

Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr Alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.

16.

Kränken ein liebendes Herz und schweigen müssen! Geschärfter
Können die Qualen nicht sein, die Rhadamant sich ersinnt.

17.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Macht dich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.

18.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's,
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiter's Thron.

Hierzu bemerkt Hoffmeister: „Diese beiden Distichen — wenigstens das 17., wenn Goethe auch vielleicht das 18. hinzugesetzt haben sollte — sind von Schiller; denn sie führen eigentlich nur den Grundgedanken der 63. Votivtafel näher aus, welche Schiller zum Verfasser hat."

19.

Leben muß man und lieben! Es endet Leben und Liebe!
Schnittest du, Parze, doch beide die Fäden zugleich!

Jetzt steht im Pentameter „beiden“ st. beide“. — Hoffmeister erinnert bei diesem Distichon an Schiller's Thekla, eine Geisterstimme, findet aber doch „die Verse zu unschuldig hingesagt“, als daß er sie Schiller'n zuschreiben möchte.

Die Xenien.

Triste supercilinm, durique severa Catonis
Frons et aratoris Filia Fabricii,
Et personati fastus et regula morum
Quidquid et in tenebris nos sumus, ite foras.

Das Motto ist aus Martial's Epigr. Buch XI (Epigr. 2, V. 1—4) entnommen.

1. Der ästhetische Thorschreiber.

Halt, Passagiere! Wer seid ihr? Weß Standes und Charakteres?
Niemand passiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

S.

Gilt denjenigen Kritikern, die keine literarische Erscheinung unangefochten passiren lassen, welche sie nicht in das hergebrachte theoretische Fachwerk unterzubringen wissen. In der komischen Dehnung der Genitivendung in „Charakteres“ spricht sie die amtliche Pedanterie aus.

2. Xenien.

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder.
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

S.

Den Xenien liegt nichts daran, ob die Recensenten sie als eine berechtigte Dichtungsart anerkennen wollen oder nicht.

3. Visitator.

Oeffnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von französischem Gut?

S.

Der „Visitator" ist der Censor, der literarische Gränzwächter; er erkundigt sich, ob die Xenien nicht religiös oder politisch gefährliche Gedanken, namentlich französische revolutionäre Ideen enthalten. — „Contrebandes" ist adjektivisch gebraucht.

4. Xenien.

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei Taschen
Tragen, und die, wie bekannt, sind bei Poeten nicht schwer.

S.

„Zwei Taschen", der Hexameter und der Pentameter. Durch die Beschränkung auf zwei Verse für jedes Epigramm, welche sich die Dichter auferlegt hatten, war zwar ihre Aufgabe erschwert, weil sie nun „keine Suite von Gedanken und Gefühlen dabei benutzen konnten, wie bei einer längern Arbeit" (Schiller's Briefe an Goethe vom 22. Januar 1796), zugleich aber auch ein Sporn zu epigrammatischer Schärfe und Kraft gegeben.

5. Der Mann mit dem Klingelbeutel.

Messieurs! Es ist der Gebrauch, wer diese Straße bereiset,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen ein.

S.

„Wer diese Straße bereiset", wer Almanache herausgibt. Daß Schiller und Goethe auf „die Dummen" und „Gebrechlichen" mit ihren Beiträgen so wenig Rücksicht nahmen, war es, was ihnen so viel Feinde erregte.

6. Helf Gott!

Das verwünschte Gebettel! Es haben die vorderen Kutschen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutscher, fahr zu!

S.

In „Helf Gott!" braucht man nicht gerade, mit Boas, eine Anspielung auf Pfeffel's Fabel vom Spieler und Bettler zu sehen; es ist ja eine bekannte Abweisungsformel für Bettler, denen man nichts geben will. „Die vorderen Kutschen" sind, wie Saupe richtig bemerkt, die im ersten, gesetztern Theile des Almanachs enthaltenen Gedichte.

7. Der Glückstopf.

Hier ist Messe; geschwind, packt aus und schmücket die Bude.
Kommt, Autoren, und zieht; jeder versuche sein Glück.

G.

8. Die Kunden.

Wenige Treffer sind gewöhnlich in solchen Boutiquen,
Doch die Hoffnung treibt frisch und die Neugier herbei.

S.

Der „Glückstopf" auf der literarischen Messe soll wohl die Xeniensammlung sein, zu der die Autoren, „die Kunden", eingeladen werden, um sich ein Loos zu ziehen. Es sind darunter, wie gewöhnlich in solchen Boutiquen, wenige, die Freude machen werden (wenig anerkennende und lobende Xenien), aber Hoffnung und Neugier lockt doch die Autoren zur Lektüre.

9. Das Widerwärtige.

Dichter und Liebende schenken sich selbst; doch Speise voll Ekel,
Dringt die gemeine Natur dir zum Genusse sich auf!

S.

Unser Dichter sagt in der 5. Votivtafel: „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind." Daher ruft er in einem andern: An * einem zur erstern Klasse Gehörenden zu:

Theile mit mir, was du weißt; ich werd' es dankbar empfangen,
Aber du gibst dich mir selbst; damit verschone mich, Freund!

Aehnlich heißt es in der Recension von Bürger's Gedichten: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität u. s. w." Vergleiche ferner zu Vers 2 die Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung": „Nichts ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv sein zu wollen, er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine ekelhafte Natur zu verbergen." — Nach Einiger Vermuthung geht das Xenion auf Lavater; Düntzer deutet es mit mehr Wahrscheinlichkeit auf Fr. Nicolai, den Schiller „als den geschwornen Feind alles Schönen in Text und Noten mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln" wollte und daher wohl mit den ersten persönlichen Ausfällen bedachte. Nicolai hat später selbst das vorliegende Xenion in seinem „Anhang zu Schiller's Musen-Almanach für das Jahr 1797" als Retourkutsche benutzt.

10. Das Desideratum.

Hättest du Phantasie und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu sein.

S.

Wahrscheinlich gleichfalls auf Nicolai gemünzt, der sich vermaß, wegen seiner satyrisch-komischen Romane für einen zweiten Wieland, wegen seiner kritischen Arbeiten für einen andern Lessing gelten zu wollen.

11. An einen gewissen moralischen Dichter.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergessen, und kam, ach wie gereut mich's, zu dir!

S.

In Schiller's Gedichtsammlung findet sich das Xenion unter dem Titel: „Der moralische Dichter". Es zielt sehr wahrscheinlich auf Lavater, und zwar auf seine seltsame Schrift: Pontius Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Universal Ecce Homo, oder Alles in Einem" (Zürich 1782—85, 4 Bde.). Wir wissen aus Früherm (s. Thl. I, S. 50), daß Schiller schon als Jüngling Lavater's Physiognomik in einem Epigramm angriff.

12. Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

S.

Wird ebenfalls auf Lavater bezogen, „den selbst seine Verehrer vom Vorwurfe der Eitelkeit nicht frei sprachen." Durch den übermäßigen Beifall, den ihm seine Persönlichkeit allenthalben gewann, steigerte sich jene Eitelkeit so sehr, daß er sein Bildniß mit versificirten Unterschriften ringsum an seine Freunde und Verehrer sandte und die unbedeutendsten Kleinigkeiten seines innern und äußern Lebens in dem „geheimen Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" (Zürich 1771) aufzeichnete. Auf ein doppeltes Element (Hohes und Niedres") in seinem Charakter deuten auch die Xenien 20 und 21 hin. — Körner nahm das vorliegende Xenion in Schiller's Gedichte auf; aber auch Goethe machte darauf Anspruch und benutzte es für seine „Jahrszeiten".

13. Für Töchter edler Herkunft.

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.

S.

Deutet auf den sogenannten moralischen Roman von Joh. Timoth. Hermes (geb. 1738, gest. 1821 als Professor, Pastor und Probst zu Breslau): „Für Töchter edler Herkunft, eine Geschichte" (Leipzig 1787, 3 Thle.), worin die schlüpfrigen und abenteuerlichen Schicksale eines jungen Mädchens erzählt werden, das in schlechten französischen Pensionsanstalten irregeleitet wird. Ein moralisches Sturzbad soll hinterdrein die durch lüsterne Bilder erhitzte Phantasie wieder abkühlen.

14. Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen,
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu.

S.

Bezieht sich zunächst auf den zum vorigen Xenion genannten Roman, dann überhaupt auf alle ähnlichen Werke, die eine gefährliche Aufreizung der Phantasie durch kalte moralische Nutzanwendungen wieder gut zu machen glauben. — Das Xenion ist unverändert in Schiller's Gedichtsammlung übergegangen.

15. Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch die Stöpsel erfand!

S.

„Teleolog" (Zwecklehrer) heißt derjenige, der in den Naturerscheinungen überall die Zweckmäßigkeit zu zeigen, und daraus Gottes Weisheit und Güte nachzuweisen strebt. Es erschienen damals, als Nachahmungen der nicht ohne fromme Schwärmerei geschriebenen

Betrachtungen Heinrich Sander's (geb. 1754, gest. 1782: „Von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur," „Ueber das Große und Schöne in der Natur" u. s. w.) viele ähnliche Erbauungsbücher, in denen das Bemühen, des Schöpfers Allmacht und Weisheit in der Natur darzuthun, nicht nur oft in's Kleinliche und Unwürdige, sondern mitunter auch wohl zu Absurditäten führte. So soll ein eifriger Teleolog die Weisheit Gottes unter Anderm auch daraus erwiesen haben, daß die größten Ströme an den bedeutendsten Städten vorbeigeführt worden seien." (Danziger Ausg. der Xenien.) — Daß Schiller einer vorschnellen Anwendung teleologischer Principien in den Wissenschaften, besonders in der Geschichte, abhold war, zeigt auch eine Stelle in seiner akademischen Antrittsrede; und aus einem andern Gesichtspunkte bekämpft er diese „dürftigen Fackeln des Verstandes" in dem Aufsatz „Ueber das Erhabene." Wenn auch Goethe mit Kant ein Gegner jener „zweckdeutelnden Nützlichkeitslehrer" war, und in den Gesprächen mit Eckermann sich zur Ueberzeugung bekennt, „daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existirt, und nicht etwa der Korkbaum gemacht ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können", so folgt daraus noch nicht, daß wir ihm das Xenion zusprechen müssen.

16. Der Antiquar.

Was ein christliches Auge nur sieht, erblick' ich im Marmor:
Zeus und sein ganzes Geschlecht grämt sich und fürchtet den Tod.

G.

Friedr. Leop. Stolberg ist gemeint. Seit er aus einem wilden „Centaur", wie er in einem spätern Xenion heißt, ein Frömmler geworden war, hatte er es mit unsern Xeniendichtern verdorben. Das vorliegende Distichon bezieht sich auf folgende Stelle in seiner „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien" (Bd. 2, Brf. 59): „Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie welche an Zorn gränzt, bezeichnet die

meisten Köpfe der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechts als des weiblichen ... Es schwebet selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine schwarze Wolke, der Gedanke des Todes."

17. Der Kenner.

Alte Vasen und Urnen! Das Zeug wohl könnt' ich entbehren;
Doch ein Majolika-Topf machte mich glücklich und reich.

G.

„Majolika" ist die ältere Benennung der Fayence. — Das Xenion wurde früher auf den sächsischen Hofmarschall Joh. Friedr. Freiherrn von Racknitz (gest. 1818) gedeutet, und zwar auf eine Aeußerung in seiner Schrift: „Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst." (Leipzig 1796.) Saupe bezieht es mit sehr großer Wahrscheinlichkeit, gleich dem vorhergehenden Xenion, auf Fr. Stolberg, welcher in seiner Reisebeschreibung erzählt, er habe in Loretto eine Sammlung von 330 Fayence-Vasen mit Gemälden nach Handzeichnungen des großen Raphael gesehen, und dann hinzufügt: „Mögen immer des Alterthums ausschließende Bewunderer mit Entzücken von griechischen Vasen reden; ich würde eine ganze Sammlung, wenn ich sie besäße, gern für eine dieser Raphael'schen Vasen hingeben."

18. Erreurs et vérité.

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck;
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort.

S.

Geht auf des sogenannten Wandsbecker Boten Matthias Claudius (geb. 1740, gest. 1815) Uebersetzung eines mystischen

Buches vom Marquis von St. Martin: „Des erreurs et de la vérité“, von welchem Claudius selbst sagt: „Dieß Buch ist ein sonderliches Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen, denn man versteht es nicht — ich verstehe dieß Buch auch nicht.“ Goethe hatte St. Martin's Schrift schon 1781 gelesen und damals an Lavater geschrieben: „In dem Buche des erreurs et de la vérité, das ich angefangen habe, welche Wahrheit! und welcher Irrthum! Die tiefsten Geheimnisse der wahrsten Menschheit mit Strohseilen des Wahns und der Beschränktheit zusammengehängt.“

19. H. S.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

G.

Wird auf Heinrich Stilling (Joh. Heinr. Jung, geb. 1740, gest. 1817), den frühern Freund Goethe's, gedeutet. — Goethe nahm das Distichon später in seine „Jahrszeiten“ auf.

20. Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

G.

21. Das Amalgama.

Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier ach! nur zu innig vermischt.

G.

22. Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte.
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

S.

Die Xenien 20—22 zielen auf **Lavater**. Der beiden erstern ist schon bei X. 12 gedacht. Selbst Nicolai und Gleim verkannten, trotz ihrer Freundschaft für Lavater, dessen schlimme Seiten nicht. Der erstere schrieb im Oktober 1775 an Merck: „Seine unbändige Eitelkeit (vergl. X. 12), nach welcher er geschwind groß Aufsehen machen will, verleitet ihn oft zu einer Charlatanerie, die mir in der Seele weh thut u. s. w." Gleim machte ihm seinen Hang zu mystisch-frömmelnder Schwärmerei, zu scheinheiliger Ostentation zum Vorwurf, und fügte hinzu: „Darum bin ich dem guten Lavater so gut, und dem bösen so böse" (Gleim's Leben von Körte). — „**Prophet**" hieß Lavater in den Weimarischen Kreisen, ohne Zweifel, weil ihn Goethe so zu nennen pflegte; schon früh hatte er ihm diesen Titel in den bekannten Versen gegeben:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Xen. 22 geht auf Lavater's „**Jesus Messias, oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen**" (Winterthur, 1783—86, 4 Bde.). Schon die Zusammenstellung des Distichons mit den vorigen macht diese Beziehung wahrscheinlicher, als die Meinung Anderer, daß Klopstock's Messiade gemeint sei, gegen welche Ansicht sich „die literarischen Spießruthen" ausdrücklich erklären. — Schiller hat das Xenion unter die Epigramme seiner Gedichtsammlung aufgenommen.

23. Belsatzer, ein Drama.

König Belsatzer schmaust in dem ersten Akte, der König
Schmaust in dem zweiten, es schmaust fort bis zu Ende der Fürst.

G.

Zielt auf „Belsatzer", ein Schauspiel mit Chören von **Christian Grafen zu Stolberg** (geb. 1748, gest. 1821).

24. Gewisse Romanhelden.

Ohne das Mindeste nur dem Pedanten zu nehmen, erschufst du,
Künstler, wie keiner mehr ist, einen vollendeten Geck.

G.

Dies Xenion deutete man auf Nicolai's satyrischen Roman „Geschichte eines dicken Mannes“ (Berlin 1794), welcher gegen eitle literarischen Gecken eine freilich ohnmächtige Geißel schwingt. Schiller greift auch diesen Roman in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung an. Nicolai (geb. 1733, gest. 1811), Buchhändler und Schriftsteller in Berlin, hatte schon vor vielen Jahren (1775) Werther's Leiden in einer satyrischen Gegenschrift „Freuden des jungen Werther“ persiflirt, später in der von ihm redigirten „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ unsre beiden Dichter manchmal derb angefallen, und zuletzt noch durch anmaßende Aeußerungen über die Horen gereizt. „Wir haben,“ schrieb Schiller im Oktober 1795, „auch nächstens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten Theile seiner Reisen soll er fast von nichts, als von den Horen handeln und über die Anwendung Kantischer Philosophie herfallen, wobei er Alles unbesehen, das Gute wie das Horrible, was diese Philosophie ausgeheckt, in Einen Topf werfen soll. Es läßt sich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf diese Platitüden antworten soll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben kann. Nicolai'n sollten wir aber doch von nun an in Text und Noten, und wo Gelegenheit sich zeigt, mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln.“ Die Xeniendichter übergossen ihn denn auch, wie sich später zeigen wird, mit einer Fluth von Distichen.

25. Pfarrer Cyllenius.

Still doch von deinen Pastoren und ihrem Zofenfranzösisch,
Auch von den Zofen nichts mehr mit dem Pastorenlatein.

S.

Geht auf Joh. Timoth. Hermes (vergl. X. 13), den Verfasser von „Sophiens Reisen“ und vielen andern Romanen, der Ueberschriften und Anmerkungen, so wie die langen Episoden des genannten Romans mit einer Menge französischer und lateinischer Citate spickte. „Cyllenius“ ist, wie Boas gegen die frühern Interpreten berichtigend bemerkt, nicht der Autorname, den sich Hermes gegeben, sondern eine Umschreibung für seinen wirklichen Namen. „Cyllenius“ hieß der Gott Hermes vom Berge Kyllene in Arkadien.

26. Jamben.

Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen
Fuß, und so nennst du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

S.

Gilt den „Jamben von Friedr. Leop. Gr. zu Stolberg“, frömmelnden Satiren über moralische, literarische und politische Gegenstände.

27. Neueste Schule.

Ehmals hatte man Einen Geschmack. Nun gibt es Geschmäcke;
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?

G.

28. An deutsche Baulustige.

Kamtschadalisch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch ist Manches bei euch schon kamtschadalisch genug.

G.

Die Xenien 27 und 28 beziehen sich auf die oben zu X. 17 angeführte Schrift des Freiherrn von Racknitz, den Goethe in

einem Briefe an Meyer vom 18. März 1796 „den Freund der Geschmäcke" nennt. Vergl. den Brief an Meyer vom 1. August 1796: „Die Dresdener Geschmäcke sind nun auch herausgekommen u. s. w." (Briefe an und von Goethe, herausgeg. von Riemer, S. 28 und 41).

29. Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

G.

30. Zur Abwechslung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur, spielend das Aug' zu erfreun.

G.

Die Dichter glaubten, um nicht durch Eintönigkeit zu ermüden, zwischen die persönlichen Epigramme hier und da ein paar allgemeinere einschieben zu müssen. Von dieser Art sind die Xenien 29 und 30, in denen das Ganze der Xenien als ein Feuerwerk dargestellt wird. Nach dem ursprünglichen Plane sollten die in mehrere Gruppen vertheilten allgemeinern Epigramme des Musen-Almanachs 1797 mit den Xenien ein zusammenhangendes Ganze bilden. Aus der Zeit, wo dieser Plan noch bestand, schrieben sich wohl die beiden Xenien her, wo dann unter den „leuchtenden Kugeln" die didaktischen Epigramme zu verstehen wären.

31. Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

S.

In Schiller's Gedichtsammlung aufgenommen. Mit dem folgenden Xenion führt es von den vorigen Zwischen-Epigrammen durch allgemeinere Angriffe zu den persönlichen zurück. — Die ästhetischen

Briefe erklären, was der Dichter für eine Epoche meint: „Das Gebäude des Naturstaats wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine *physische* Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die *moralische* Möglichkeit fehlt, und der *freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht*. Hier Verwilderung, dort Erschlaffung, die beiden Aeußersten des menschlichen Verfalls, und beide in *Einem* Zeitraum vereinigt." (5. Brief.)

32. Goldenes Zeitalter.

Ob die Menschen im Ganzen sich bessern? Ich glaub' es; denn einzeln,
Suche man, wie man auch will, sieht man doch gar nichts davon.

G.

Auch hiervon geben die ästhetischen Briefe den Grund an. „Ich verkenne nicht," heißt es im 6. Briefe, „die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten? Woher wohl dies nachtheilige Verhältniß der *Individuen* bei allem Vortheil der Gattung? Warum qualificirte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil Jenem die Alles vereinende Natur, diesem der Alles trennende Verstand seine Formen ertheilte." — Ist nun auch der Gedanke des obigen Distichons ganz der Schiller'schen Weltanschauung gemäß, so berechtigt uns dies doch nicht zu einem Zweifel an der Angabe von Schiller's Gattin, die Goethe als den Verfasser

bezeichnet. Sehr richtig bemerkt Boas, daß namentlich der an den Eingang der zweiten römischen Elegie erinnernde Pentameter ein neues Zeugniß für die Zuverlässigkeit der Angaben von Schiller's Gattin abgebe.

33. Manso von den Grazien.

Hexen lassen sich wohl durch schlechte Sprüche citiren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

S.

Joh. Casp. Friedr. Manso (geb. 1759, gest. 1826), Gymnasialdirektor zu Breslau, hatte unsre Xeniendichter durch absprechende Kritiken in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften beleidigt. Diese geißelten ihn dafür mit einem Nesselgebund von Distichen, worauf Manso durch seine „Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar" replicirte. Ueber die Grazien hatte er in seinen „Versuchen über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer" (Leipzig 1794) geschrieben.

34. Tasso's Jerusalem von demselben.

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

S.

Das Xenion verhöhnt Manso's Uebersetzung des befreiten Jerusalems von Torquato Tasso (1791). Sie fand wenig Beifall, weßhalb sie auch wohl nicht über die fünf ersten Gesänge gekommen ist. — Das Bild ist sehr treffend: die kräftigen, festen Gestalten des Originals sind in der Uebertragung verwässert und zu Einem See in einander verschwemmt, und der liebliche poetische Duft ist ganz zerstört worden.

35. Die Kunst zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan!

S.

36. Der Schulmeister zu Breslau.

In langweiligen Versen und abgeschmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

S.

37. Amor als Schulkollege.

Was das Entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu sein.

S.

38. Der zweite Ovid.

Armer Naso, hättest du doch wie Manso geschrieben,
Nimmer, du guter Gesell, hättest du Tomi gesehn.

S.

39. Das Unverzeihliche.

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben;
Nur nicht, was sich bestrebt, reizend und lieblich zu sein.

G.

40. Prosaische Reimer.

Wieland, wie reich ist dein Geist! Das kann man nun erst empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein caput mortuum ist.

S.

Die Xenien 35 — 40 zielen sämmtlich auf Manso's „Kunst zu lieben, Lehrgedicht in drei Büchern" (Berlin 1794). „Der zweite Ovid" heißt er mit Beziehung auf Ovid's ars amandi,

(ebenfalls in drei Büchern). In X. 38 ist als gewiß unterstellt was keineswegs feststeht, daß Ovid's üppige Verse die Ursache seiner Verbannung an den Pontus Euxinus nach Tomi in Nieder-Mösien gewesen seien. X. 39 gibt sich schon durch die mildere Färbung als ein Goethe'sches zu erkennen. Uebereinstimmend mit diesem X. heißt es in Goethe's Jahrszeiten:

Willst du schon zierlich erscheinen, und bist noch nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

Manso hatte sich im Ton seines Lehrgedichts Wieland's Musarion zum Vorbild genommen; daher das Xenion 40. — Caput mortuum bezeichnet die bei einer Scheidungsoperation zurückgebliebene unbrauchbare Substanz, bei der Fusion der Metalle die im Schmelztiegel gebliebene Unreinigkeit, Kalk, Schlacken.

41. Jean Paul Richter.

Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth, du wärst unsrer Bewunderung werth.

S.

Jean Paul Friedrich Richter drängte bekanntlich selbst in seinen Erzählungsstyl die mannichfachsten und wunderlichsten Bilder und Anspielungen zusammen. Ueber seinen „Hesperus" schrieb Schiller am 12. Juni 1795 an Goethe: „Das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus, den Sie mir neulich schickten. Er gehört ganz zum Tragelaphen-Geschlecht, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune, und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lektüre für die langen Nächte ist." In seinem Antwortschreiben vom 18. Juni meinte Goethe, die isolirte Lebensweise lasse ihn, bei manchen guten Partien seiner Individualität, nicht zur Reinigung seines Geschmackes kommen." — „Jener" weist auf Manso zurück.

42. An seinen Lobredner.

Meinst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein, wie zuvor; du hast den Höcker davon.

S.

Nach den „literarischen Spießruthen" *) geht es auf den anonymen Recensenten des „Hesperus" in der Allgem. Literaturzeitung, der, wie Düntzer nachgewiesen, Friedrich Jacobs gewesen. Das Xenion auf einen Lobredner Manso's zu beziehen, scheint mir die Stellung und die Ueberschrift des Distichons nicht zu gestatten. Das Fürwort „seinen" kann nicht füglich anders als auf „Jean Paul Richter" bezogen werden.

43. Feindlicher Einfall.

Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.

S.

Wieder ein Zwischen-Xenion allgemeinerer Art. In einem ähnlichen, nur komplicirtern Bilde sagt Goethe im Briefe an Schiller vom 30. Januar 1796 mit Beziehung auf Reichardt: „Sobald er Miene macht, seinen regelmäßigen Tribut zu versagen, wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschweifen zuschicken." Wenn daraus Düntzer ein Bedenken gegen die Angabe von Charlotte Schiller schöpft, die ihren Gatten als Verfasser bezeichnet, so erinnere ich nur an Goethe's Wort (Eckermann, II, 42 f.): „Oft hatte ich den Gedanken, und Schiller

---

*) „Literarische Spießruthen oder die hochadeligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri," anonym (von Daniel Jenisch), ein mit Noten begleiteter Abdruck der Xenien, eine der zahlreichen durch die letztern hervorgerufenen Gegenschriften.

machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall." — Im Buch der Richter wird erzählt, daß die Israeliten in die Felder der Philister, ihrer südwestlichen Nachbarn und steten Feinde, Füchse mit brennenden Schweifen schickten, welche dort großen Schaden anrichteten.

44. Nekrolog.

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir der liebste;
Wer sich lieset in dir, liest dich zum Glücke nicht mehr.

S.

„Nekrolog merkwürdiger Deutschen" von Adolph Heinr. Friedr. Schlichtegroll (geb. 1765, gest. 1822). Er hatte unlängst die beiden Xeniendichter durch eine Lebensbeschreibung ihres gemeinschaftlichen Freundes Karl Philipp Moritz gereizt, in welcher diesem Eitelkeit und Egoismus zum Vorwurf gemacht wurden.

45. Bibliothek schöner Wissenschaften.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

S.

„Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften", begründet von Nicolai, fortgesetzt von Felix Weiße (geb. 1726, gest. 1801), und dem Leipziger Buchhändler Mag. Jos. Gottfr. Dyk (geb. 1750, gest. 1813), von Schiller in einem Briefe an Goethe „die Leipziger Geschmacksherberge" genannt. Auch die nächstfolgenden Xenien sind ihr gewidmet; vergl. ferner Nr. 69, 339 und 340. — In der Gedichtsammlung führt das X. 45 den Titel „Danaiden" (Töchter des Tantalus, die zur Strafe für die Ermordung ihrer Männer in der Unterwelt Wasser in ein bodenloses Faß schöpften). Diese Veränderung gibt dem Stücke einen zu allgemeinen Charakter. Bestimmtheit der Ueberschriften ist bei den meisten Xenien um so nöthiger, als die Dichter das von Lessing aufge-

stellte Gesetz, daß ein Epigramm auch ohne Ueberschrift verständlich sein solle, nicht beobachteten.

46. Dieselbe.

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

S.

47. Die neuesten Geschmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!

S.

Deuteten die poetischen Beiträge in der Bibliothek schöner Wissenschaften auf alte, invalide Dichter (X. 46), so war dagegen die Kritik in den Händen junger, unreifer Mitarbeiter.

48. An Schwätzer und Schmierer.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

G.

49. Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch;
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg!

S.

In der Ueberschrift sieht Boas eine Anspielung auf den gleichlautenden Titel einer damals sehr bekannten Komödie, welche nach Augustin Moreto's „Ne puede ser" von Dumaniant ins Französische übertragen und durch Ludw. Ferd. Huber in der „Offenen Fehde" (Mannheim 1788) auch deutsch bearbeitet worden war. — Die Xenien 48 und 49 brauchen nicht mehr speciell auf die Bibliothek schöner Wissenschaften gedeutet zu werden, sondern lassen sich

als allgemeinere Angriffe betrachten, obwohl Dyk, wie es scheint, sich besonders gemeint glaubte, und, die Herausforderung annehmend in einem Produkt antwortete, worin, wie Schiller sich ausdrückt, „die Grobheit und die Beleidigung von dem Geist und dem Humor so rein, als es nur geschehen konnte, abdistillirt worden."

50. An gewisse Kollegen.

Mögt ihr die schlechten Regenten mit strengen Worten verfolgen,
Aber schmeichelt doch auch schlechten Autoren nicht mehr.

G.

Die Danziger Ausgabe weist hierbei auf Herder, auf den allerdings der Pentameter füglich bezogen werden könnte. Schiller sagt von ihm in einem Briefe vom 18. Juni 1796: „Es kostet ihn eben so wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. A. zu reden, als von dem bedeutendsten." Auch deutet die Ueberschrift auf Jemand, dem die Dichter nicht gern offen zu Leibe rückten. Die „literarischen Spießruthen" beziehen aber das Epigramm auf Henning's „Genius der Zeit", Reichardt's „Deutschland", „Humaniora" u. a., welche der Literatur und der Politik zugleich ihre Spalten öffneten.

51. An die Herren N. O. P.

Euch bedaur' ich am meisten; ihr wähltet gerne das Gute,
Aber euch hat Natur gänzlich das Urtheil versagt.

Dies Xenion ist noch nicht auf befriedigende Weise gedeutet. Die „literarischen Spießruthen" beziehen es auf Ewald's „Urania", Meyer's „Archiv der Zeit", Huber's „Flora" u. s. w und lesen die Ueberschrift, sehr erkünstelt wie mir scheint: iNOPes. Der Danziger Herausgeber sagt: „Nicolai oder Niethammer? — Ouvrier oder Obereit? — Platner oder Pörschke? Die Ausleger waren darüber nicht einig." Schreibt man mit Düntzer

und Saupe den räthselhaften Buchstaben nur eine allgemeine Bedeutung, wie N. N. oder X. Y. Z., zu, so ist das Xenion sehr matt; auch deuten die Worte „Euch bedaur' ich am meisten" auf bestimmte Personen. Beachtenswerth, wenn auch nicht ganz befriedigend, ist die Ansicht von Boas, daß das Xenion dem mit M. N. O. unterzeichneten Verfasser einer Recension der Horen in der „Oberdeutschen Literaturzeitung" (1796, St. 2) gelte, worin alle Aufsätze, fast ohne Unterschied gelobt wurden. — In Hoffmeister's Exemplar des Musen-Almanachs ist dieses Xenion durch Schiller's Gemahlin nicht bezeichnet; ich hege keinen Zweifel, daß es von Goethe ist.

52. Der Commissarius des jüngsten Gerichts.

Nach Calabrien reist er, das Arsenal zu besehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngsten Gericht.

G.

Friedr. Leop. Stolberg's „Reise in Deutschland u. s. w." (Bd. 3, Brf. 84): „Calabrien ist ein blühendes Weib des befruchtenden Himmels! — Aber sie trägt unter ihrem Herzen einen Riesen, dessen Zuckungen die Erde schon oft erschütterten! Seine Geburt wird durch die Wehen der Gebärerin laut angekündigt werden, und diese Wehen werden die harrende Erde erschüttern von Pol zu Pol, bis — —!"

53. Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

S.

In Schiller's Gedichtsammlung aufgenommen.

54. J — b.

Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit, und schlüpfrig zu steigen;
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.

S.

Das Xenion zielt auf den russischen Staatsrath und Professor der Staatswissenschaft zu Halle Ludwig Heinr. von Jakob (geb. 1759, gest. 1827), Bearbeiter der Kantischen Philosophie. Die Xenien, welche gegen ihn gerichtet sind, zeichnen sich durch Derbheit aus (vergl. X. 253, 296 f. und oben S. 287 das Xenion „Der Kantianer", welches Schiller am 22. Januar 1796 an Goethe schickte, aber von der Xeniensammlung ausschloß). Er hatte in seinen „Annalen der Philosophie" die Horen heftig angegriffen (vergleiche Humboldt's Brief an Schiller vom 20. November 1795).

55. Die Stockblinden.

Blinde, weiß ich wohl, fühlen, und Taube sehen viel schärfer;
Aber mit welchem Organ philosophirt denn das Volk?

G.

Jakob (s. das vorige X.) suchte die Kantische Philosophie dem großen Publikum zugänglich zu machen, den „Stockblinden", die Schiller im Liede von der Glocke die „Ewigblinden" nennt. Durch den Mangel eines Organs, meint Goethe, werden zwar in der Regel die andern geschärft; allein gerade das Organ, womit einzig philosophirt werden kann, fehlt dem großen Haufen; denn seine Blindheit ist eine Geistesblindheit.

56. Analytiker.

Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält?
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.

G.

Saupe sieht auch dies Xenion insbesondere als gegen Jakob, den Herausgeber der „Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes" gerichtet, an.

57. Der Geist und der Buchstabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen;
Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

S.

Schlimm also für den, der nichts im Beutel hat, der sich mit Buchstaben ohne Geist, mit unverstandener Terminologie beholfen hat. — Saupe bezieht auch noch dieses Xenion auf „Jakob und Konsorten" und bemerkt über die Aufschrift, sie spiele auf Fichte's philosophische Abhandlung „über Geist und Buchstabe" an, die Schiller im Juni 1795 ihrer trockenen, schwerfälligen und nicht selten verwirrten Darstellung wegen von den Horen ausschloß.

58. Wissenschaftliches Genie.

Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wird's nicht minder;
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut.

G.

In den „Betrachtungen und Aphorismen über Naturwissenschaft im Allgemeinen" bemerkt Goethe, daß Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, die Ausübung eines angeborenen Wahrheitsgefühles sei, welches unversehens, mit Blitzesschnelle zur fruchtbaren Erkenntniß führe. Und übereinstimmend sagt Schiller am Schluß des Gedichtes „Das Glück":

Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Auch dieses Xenion, so wie die folgenden bis zu X. 62 einschließlich, will Saupe noch auf Jakob und Konsorten gedeutet wissen.

59. Die bornirten Köpfe.

Etwas nützet ihr doch: die Vernunft vergißt des Verstandes
Schranken so gern, und die stellet ihr redlich uns dar.

S.

60. Bedientenpflicht.

Rein sei zuerst das Haus, in welchem die Königin einzieht;
Frisch denn, die Stuben gefegt! dafür, ihr Herrn, seid ihr da.

S.

61. Ungebühr.

Aber, erscheint sie selbst, hinaus vor die Thüre, Gesinde!
Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin.

S.

Irrthümer, falsche Begriffe in der Wissenschaft zu beseitigen vermögen auch untergeordnete Köpfe; aber sie dürfen sich darum nicht den wahrhaft schöpferischen Genien gleich wähnen, welche die Wissenschaft wesentlich fördern.

62. Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

S.

Unter gleichem Titel in Schiller's Gedichtsammlung aufgenommen.

63. An Kant.

Vornehm nennst du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig;
Vornehm philosophirt heißt wie Rotüre gedacht.

S.

„Rotüre", unadeliger Stand, auch (wie hier) unadelige Personen. Wenn Vornehme philosophiren, sagt der Dichter, so ist darin gewöhnlich

kein strengerer Zusammenhang, als in dem Denken der Roturiers. — Kant hatte vor Kurzem eine Abhandlung veröffentlicht: „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie", die besonders gegen Joh. Georg Schlosser gerichtet war. Goethe schrieb darüber am 30. Oktober 1796 an Meyer: „Der alte Kant hat sich, Gott sei Dank, endlich über die Herren auch ereifert, und hat einen ganz allerliebsten Aufsatz: über die vornehme Art zu philosophiren, in die Berliner Monatsschrift setzen lassen; er hat Niemanden genannt, aber die philosophischen Herren Aristokraten recht deutlich bezeichnet." Kant tadelt es besonders, daß man sich anmaßt, unter dem Einfluß eines höhern Gefühls philosophiren zu wollen; da bedürfe man freilich keiner weitern Rechtfertigung und könne in dem vornehmen Ton eines Gebieters sprechen, welche der Mühe, den Titel seines Besitzes zu beweisen, überhoben sei. Ein solches Philosophiren, sagt nun der Xenist, steht mit dem Denken des gemeinen Volkes, das sich auch durch das Gefühl leiten läßt, auf gleicher Stufe.

64. Der kurzweilige Philosoph.

Eine spaßhafte Weisheit docirt hier ein lustiger Doktor,
Bloß dem Namen nach Ernst, und in dem lustigsten Saal.

S.

Eine Satyre auf Ernst Platner, Arzt und Professor der Physiologie zu Leipzig (geb. 1744, gest. 1818). Sein Hörsaal war sehr elegant dekorirt.

65. Verfehlter Beruf.

Schade, daß ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüst hätte zu glänzen verdient.

S.

Es bedarf wohl nicht der Bemerkung, daß das Marktschreiergerüst gemeint ist. Sehr bezeichnend ist der Ausdruck „verhallet", der

auf den deklamatorischen freien Vortrag des Professors anspielt. Das Xenion zielt ebenfalls auf Platner. Dem beißenden Gastgeschenk zum Trotz läßt die Nachwelt Platner's Verdiensten um Psychologie und Anthropologie Gerechtigkeit widerfahren.

66. Das philosophische Gespräch.

Einer, das hört man wohl, spricht nach dem Andern, doch Keiner
Mit dem Andern; wer nennt zwei Monologen Gespräch?

Platner hatte Schreiter's Uebersetzung der „Gespräche über die natürliche Religion" von Hume mit einem „Gespräch über den Atheismus" begleitet. Diesem gilt zunächst das Xenion, das übrigens sehr treffend einen gewöhnlichen Fehler wissenschaftlicher Gespräche bezeichnet. Das Xenion ist von Schiller's Gattin nicht bezeichnet worden, gehört aber ohne Zweifel ihm an.

67. Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man gibt sich mit beiden nur ab, um zu spielen;
Nun, so erboset euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.

S.

Eine scheinbar leichtscherzende, aber tiefbegründete Rechtfertigung mancher Freiheiten, die sich der Dichter nimmt. Mit Bedacht hat ihr Schiller wohl den Platz vor dem stellenweise recht derben Zodiakus angewiesen.

68. Literarischer Zodiakus.

Jetzo, ihr Distichen, nehmt euch zusammen, es thut sich der Thierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müssen hindurch.

S.

„Bei Erwähnung der Xenien," erzählt Eckermann, „rühmte Goethe besonders die von Schiller, die er scharf und schlagend nannte, dagegen seine eigenen unschuldig und geringe. Den Thierkreis, sagte

er, welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung." Wir werden sehen, daß Schiller's Gattin auch nur ein paar „unschuldige" Distichen Goethe'n zugeschrieben hat. Schiller ward auf die erste Idee zu seinem Zodiakus vielleicht durch Phaethons Fahrt am Himmel in Ovid's Metamorphosen geführt. Phöbus schildert diesem die Bahn auf folgende Weise:

Per tamen adversi gradieris cornua Tauri,
Aemoniosque arcus violentique ora Leonis
Saevaque circuitu curvantem brachia longo
Scorpion, atque aliter curvantem brachia Cancrum
u. s. w.

69. Zeichen des Widders.

Auf den Widder stoßt ihr zunächst, den Führer der Schafe;
Aus dem Dykischen Pferch springet er trotzig hervor.

S.

Nach den literarischen Spießruthen: „Bibliothek der schönen Wissenschaften — und ihr Redakteur." Als solcher galt damals Friedr. Jacobs der berühmte Philologe (geb. 1764, gest. 1847); er hatte unter Andern die Gesammtausgabe von Goethe's Werken recensirt. Diese Deutung hat Jacobs selbst durch folgende Verse bestätigt, die er zu dem 1837 bei Cotta erschienenen Schiller-Album einsandte:

Widder im Thierkreis hieß ich dir einst. O wär' ich es, freudig
Brächt' ich mein Vließ den Beherrschern des nächtlichen Reiches zum Lösgeld,
Und du, Göttlicher, kehrtest zurück den sehnenden Völkern.

70. Zeichen des Stiers.

Nebenan gleich empfängt euch sein Namensbruder; mit stumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, stößt euch der Hallische Ochs.

S.

Der „Namensbruder" von Jacobs ist jener Hallische Professor von Jakob (s. X. 54).

71. Zeichen des Fuhrmanns.

Alsobald knallet in G** des Reiches würdiger Schwager;
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt doch vorbei.

S.

Der Reichskutscher ist Rud. Zacharias Becker in Gotha (geb. 1751, gest. 1822), Herausgeber des „Kaiserl. privil. allgemeinen Reichsanzeigers." Heißt der Pentameter: Zwar er wird sich hüten, euch in seine Kutsche (seine Zeitschrift) aufzunehmen; aber er fährt doch vorüber, um zu zeigen, daß er auch da ist? Oder ist das Mitnehmen doppelsinnig zu fassen, nämlich mit dem Nebensinne: er thut euch nichts zu leid, aber er fährt zum Schrecken an euch vorüber? — Schiller beschränkte sich nicht auf die zwölf Sternbilder, die den Thierkreis (Zodiacus) bilden: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann und Fische, sondern zog auch, um mehr Geißelhiebe austheilen zu können, benachbarte Bilder herein.

72. Zeichen der Zwillinge.

Kommt ihr den Zwillingen nah, so sprecht nur: Gelobet sei J —
C — ! „In Ewigkeit!" gibt man zum Gruß euch zurück!

S.

Die frömmelnden Brüder Stolberg sind gemeint; besonders war Schiller gegen den jüngern erbost. „Stolberg kann nicht geschont werden," schrieb er am 31. Juli 1796 an Goethe; „auch kommen die Hiebe auf die Stolbergische Sekte in einer solchen Verbindung vor, daß Jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß; ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde und habe keine Schonung nöthig."

73. Zeichen des Bären.

Nächst daran strecket der Bär zu K** die bleiernen Tatzen
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die Fliegen vom Kleid.

S.

Hermann, Herausgeber der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek", wohnte zwar nicht in Kiel, wie der Xenist annahm, sondern in Hamburg, ließ aber in Kiel seine Zeitschrift erscheinen. „Die bleiernen Tatzen" deuten wohl auf die Plumpheit des Styls. — Etwas Ernstliches euch anzuhaben, meint der Dichter, vermag er nicht; er kann nur leichte Fehler aufspüren.

74. Zeichen des Krebses.

Geht mir dem Krebs in B*** aus dem Weg; manch lyrisches Blümchen,
Schwellend in üppigem Wuchs, kneipte die Scheere zu Tod.

S.

Karl Wilh. Ramler, Professor beim Kadettenkorps zu Berlin (geb. 1725, gest. 1798), versündigte sich bekanntlich an den Werken älterer und gleichzeitiger Lyriker durch sogenannte „Verbesserungen", die nicht selten viel Gutes wegschnitten. Chodowiecki zeichnete ihn als Barbier des im Sarge liegenden Kleist, an dessen „Frühling" er auch seine Feile gelegt hatte, und schrieb darunter: „Laß die Todten ruhen."

75. Zeichen des Löwen.

Jetzo nehmt euch in Acht vor dem wackern Eutinischen Leuen,
Daß er mit griechischem Zahn euch nicht verwunde den Fuß.

G.

Joh. Heinr. Voß (geb. 1751, gest. 1826), damals Rektor in Eutin, stand bei den Xeniendichtern in gutem Kredit (vergl. X. 129). Er hatte unlängst (1794) in seinen „mythologischen Briefen" dem

berühmten Heyne in Göttingen die Zähne gewiesen. Sollte aber hier nicht specieller auf seine Strenge als Metriker hingedeutet sein, so daß der Sinn des Pentameters wäre: Hütet euch, ihr Distichen, daß er nicht mit seiner an griechischen Mustern geschärften Kritik über eure Versfüße herfalle? Daß die Xenien von ihrer metrischen Seite manche Blöße boten, mußten die beiden Dichter selbst einsehen.

76. Zeichen der Jungfrau.

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar.
Schmollt sie auch oft — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

S.

Einige deuteten dieses Xenion auf Sophie Mereau, geb. Schubart, später Gattin Brentano's, Andere gar auf die Herzogin von Weimar. Schiller's Brief an Goethe vom 31. Juli 1796 zeigt, daß Wieland gemeint war: „Wieland soll mit der zierlichen Jungfrau wegkommen, worüber er sich nicht beklagen kann." Nichtsdestoweniger ließ dieser im deutschen Merkur ein Gespräch gegen die Xenien erscheinen, „eine Oration", wie Schiller sagte, „der nichts fehlt, als daß sie im Reichsanzeiger stände." Der „Sänger der Grazien" verdiente den so mild ausgesprochenen Vorwurf nur allzusehr. Schiller und Goethe hatten beide von seinem wetterwendischen, launenhaften Wesen starke Proben erlebt.

77. Zeichen des Raben.

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der hinter ihr krächzet!
Das nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich nur.

S.

Zielt auf Schlichtegroll's Nekrolog (s. X. 44).

78. Locken der Berenice.

Sehet auch, wie ihr in S*** den groben Fäusten entschlüpfet,
Die Berenices Haar striegeln mit eisernem Kamm.

S.

Als Ptolemäus Euergetes, König von Aegypten, einen Feldzug nach Syrien unternahm, gelobte seine Gattin Berenice, den Göttern, wenn sie ihm siegreiche Heimkehr verliehen, ihre schönen Locken zu weihen. Sie erfüllte ihr Gelübde; aber ihre Locken wurden aus dem Tempel der Aphrodite als Sternbilder an den Himmel versetzt. — Das Xenion geht auf die „Oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung", die in Salzburg erschien. Sie hatte Schiller's Musen-Almanach für 1796 lobend beurtheilt, aber einzelne metrische Mängel gerügt.

79. Zeichen der Wage.

Jetzo wäre der Ort, daß ihr die Wage beträtet;
 Aber dies Zeichen ward längst schon am Himmel vermißt.

S.

Unparteiische, gerechte Kritik ist schon längst aus der Literatur verschwunden.

80. Zeichen des Skorpions.

Aber nun kommt ein böses Insekt aus G—b—n her;
 Schmeichelnd naht es, ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

S.

Joh. Friedr. Reichardt (geb. 1751, gest. 1814), Kapellmeister zu Berlin, dann Salinendirektor in Halle, später, zur Xenienzeit, ohne Amt auf seinem Landgut zu Giebichenstein bei Halle. Schiller's Antipathie gegen ihn datirte von mehrern Jahren her. Schon 1789 schrieb er an Körner: „Noch ein Fremder ist in Weimar, aber ein unausstehlicher . . . ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Wie ich höre, muß man sehr mit Worten gegen ihn auf seiner Hut sein." Im Januar 1796 schrieb er an Goethe: „Denken Sie drauf, Reichardten, unsern soi-disant Freund, mit einigen Xenien zu beehren." Er wurde denn auch, wie sich später zeigen wird, sehr reich bedacht.

81. Ophiuchus.

Drohend hält euch die Schlang' jetzt Ophiuchus entgegen.
Fürchtet sie nicht, es ist nur der getrocknete Balg.

S.

Das Sternbild Ophiuchus stellt einen Mann dar, der eine große Schlange trägt. — Man hat das Xenion auf die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die seit 1792 von Hermann, früher aber von Nikolai redigirt wurde, gedeutet; den „getrockneten Balg" sah man als die spätern Jahrgänge an, wogegen die frühern die lebende Schlange darstellten. Indeß hat es viel Unwahrscheinliches, daß dieselbe Zeitschrift durch zwei Sternbilder (vergl. X. 73) bezeichnet sein sollte; auch läßt sich nicht wohl annehmen, daß die Xeniendichter Nikolai, „ihren geschwornen Feind", auch nur vergleichungsweise in günstigem Lichte haben zeigen wollen. Diese Bedenken, die ich schon in der ersten Ausgabe geltend gemacht, haben Boas bestimmt, auf Joh. Erich Biester (geb. 1749, gest. 1816) und dessen „Berlinische Monatsschrift" zu rathen, während Düntzer und Saupe es auf Meyer's „Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" beziehen. Biester machte sich durch seine Jesuitenspürerei bekannt, und demgemäß versteht Boas unter dem getrockneten Balg die von den Xenisten für ungefährlich gehaltene Gesellschaft Jesu. Nach Düntzer wäre Meyer's Journal der getrocknete Balg.

82. Zeichen des Schützen.

Seid ihr da glücklich vorbei, so naht euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getrost; er liebt und er versteht auch den Spaß.

G.

Christian Gottfr. Schütz, damals Professor in Jena, in Verbindung mit Bertuch Herausgeber der „Allgemeinen Literatur-Zeitung."

83. Gans.

Laßt sodann ruhig die Gans in L***g und G**a gagagen;
Die beißt Keinen, es quält nur ihr Geschnatter das Ohr.

S.

„Leipziger allgem. literar. Anzeiger“ und „Gothaer gelehrte Zeitung.“

84. Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeigehn stutzt mir den alten Berlinischen Steinbock,
Das verdrießt ihn, so gibt's etwas zu lachen für's Volk.

S.

Nikolai (s. X. 24).

85. Zeichen des Pegasus.

Aber seht ihr in B**** den Grad' ad Parnassum, so bittet
Höflich ihm ab, daß ihr euch eigene Wege gewählt.

S.

Joh. Joachim Eschenburg, Professor am Carolinum zu Braunschweig (geb. 1743, gest. 1820). Das Xenion spielt auf seine „Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften“ an

86. Zeichen des Wassermanns.

Uebrigens haltet euch ja von dem Dr*** Wassermann ferne,
Daß er nicht über euch her gieße den Elbestrom aus.

S.

Joh. Christoph Adelung (geb. 1732, gest. 1806), Oberbibliothekar zu Dresden, bekannt durch sein Wörterbuch der deutschen Sprache, überdieß Verfasser voluminöser Schriften über deutsche Sprachlehre und deutschen Styl.

87. Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.

S.

Zielt auf Joachim Heinrich Campe in Braunschweig (geb. 1746, gest. 1818). Sein Sprachpurismus ging allerdings zu weit; indeß wird sein Verdienst um unsre Sprache zu wenig anerkannt. Man hat fast ganz vergessen, daß wir ihm Wörter, wie Zerrbild (Karrikatur), Lustgebüsch (Bocage), Zierling (Elegant), Schneesturz (Lawine), folgerecht (konsequent), Armhut, Fehlgeburt, Schaupuppe u. s. w. verdanken, wofür ihm die verunglückten Wortschöpfungen Kreisschreiber (Zirkel), Geschichtsumstand (Anekdote), Prachtversammlung (Assemblée) u. dgl. wohl verziehen werden können. Dem Styl unsers Dichters wäre eine größere Enthaltsamkeit von Fremdwörtern sehr zu wünschen gewesen. — Nach Düntzer persiflirt der Xenist nebenbei ein Schriftchen von G. H. Hasse (1796 erschienen): „Der aufgefundene Eridanus“, worin, mit Widerlegung früherer Ansichten, die Radaune bei Danzig für Phaeton's Eridanus erklärt wird. Das Xenion stempelt die Ocker bei Braunschweig dazu.

88. Fische.

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzer's Cisterne
Regen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln heraus.

S.

Nach Friedr. Jacobs eigener Erklärung in seinen Schriften (Bd. 7, S. 348 f.) bezieht sich das Epigramm auf die „Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste, oder Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen“ (8 Bde. in 2 Abtheil. Leipzig 1792—1808), welche Jacobs mit Manso und Georg Schatz (geb. 1763, gest. 1795) herausgab. — In einem Briefe

an Körner vom 21. September 1795 nennt sich Schiller selbst einen Antipoden Sulzer's in Beziehung auf ästhetische Begriffe.

89. Der fliegende Fisch.

Neckt euch in Breslau der fliegende Fisch, erwartet's geduldig;
In sein wässriges Reich zieht ihn Neptun bald hinab.

S.

Manso in Breslau ist gemeint (s. X. 33 u. ff.).

90. Glück auf den Weg.

Manche Gefahren umringen euch noch, ich hab' sie verschwiegen;
Aber wir werden uns noch aller erinnern — nur zu!

S.

Der Pentameter soll denen, die im Zodiakus nicht bedacht sind, noch die Aussicht auf Gastgeschenke offen halten.

91. Die Aufgabe.

Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen;
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!

S.

„Chorizonten" (die Trennenden) nannte man die alexandrinischen Grammatiker, welche die Homerischen Gesänge verschiedenen Dichtern zuschrieben. — „Goethe und ich," berichtete Schiller an Humboldt, „werden uns in den Xenien absichtlich so verschränken, daß uns Niemand ganz auseinander scheiden und absondern soll ... Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Goethe und mir wird es selbst Ihnen öfters schwer und manchmal gewiß unmöglich sein, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Denn da das Ganze einen zu laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen."

92. Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groß, und selten würdig der Liebe,
Lebt er doch immer, der Mensch, und wird geehrt und geliebt.

S.

Man vermuthete sogar, die beiden Dichter hätten sich selbst in den Xenien heruntergemacht, und Schiller hätte mit dem vorliegenden Xenion Goethe gemeint. Offenbar hat es eine allgemeinere Beziehung. Die Welt hält einen Mann schon für achtungswerth, wenn sich ihm gerade nichts Schlimmes nachsagen läßt, sollte man ihm auch keine positiven Tugenden nachrühmen können.

93. Revolutionen.

Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen
Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

G.

Goethe hat das Distichon in seine „Vier Jahrszeiten" in folgender veränderten Form aufgenommen:

Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

94. Parteigeist.

Wo Parteien entstehn, hält Jeder sich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' sie die Mitte vereint.

G.

Gleichfalls, aber unverändert, in die „Vier Jahrszeiten" übergegangen.

95. Das deutsche Reich.

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

S.

„Wir wollen," schrieb Schiller an Jacobi, „dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes Zeitgenosse aller Zeiten zu sein."

96. Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

G.

97. Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

S.

Die Xenien 97 bis 113 sind unbezweifelt von Schiller; er hat sie, mit Ausnahme von Nr. 99, unter dem Gesammttitel „Die Flüsse" in seine Gedichtsammlung aufgenommen. An Goethe übersandte er sie mit dem Briefe vom 18. Januar 1796.

98. Rhein und Mosel.

Schon so lang umarm' ich die lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Umarmung beglückt.

S.

Jetzige Lesart „unsre Verbindung beglückt". — Die Rheingegenden unterhalb der Moselmündung, sagt der Dichter, waren für die Poesie unfruchtbar.

99. Donau in B**.

Bacchus der lustige führt mich und Komus der fette durch reiche
Triften; aber verschämt bleibet die Charis zurück.

S.

Donau in Baiern. — Was mag den Dichter bewogen haben, dieses Xenion später zu unterdrücken? Hoffmeister meint, es müsse ihm zu beißend vorgekommen sein, oder er habe es deßwegen weggelassen, weil Baiern auch im 111. Xenion bedacht sei. Vielleicht wirkte aber der Umstand mit ein, daß es seinem Charakter nach dem folgenden zu verwandt war.

100. Donau in O**.

Mich umwohnet mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Heerd sich der Spieß.

S.

Donau in Oestreich. — In der Sammlung fehlt beim Titel das O**, so daß man, weil Nr. 99 ausgeworfen ist, dort zwischen Baiern und Oestreich die Wahl hat. — Das lustige Volk der Phaiaken, die unter dem Könige Alkinoos ihre Tage in üppigem Wohlleben und seligem Müßiggange zubrachten, ist aus der Odyssee bekannt.

101. Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

S.

Artigkeit gegen Goethe war ohne Zweifel bei diesem Xenion im Spiele. Die literarischen Spießruthen bemerken dazu ironisch: „Sind zu verstehen: die alten patricischen Geschlechter von Frankfurt."

102. Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.

S.

Ein Kompliment für die thüringischen Fürsten.

103. Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch hört die leisere Welle,
Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

S.

An der Ilm liegt Weimar, damals bekanntlich der Sammelplatz der größten Dichter der Nation.

104. Pleiße.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bächlein, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

S.

Die Poeten und Prosaiker von Leipzig, das an der Pleiße liegt. „Die Musen an der Pleiße bilden einen eigenen kläglichen Chor," heißt es in Schiller's Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung.

105. Elbe.

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch. Unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch.

S.

Adelung wollte nur den Meißener Dialekt für ächt deutsch gelten lassen.

106. Spree.

Sprache gab mir einst Ramler, und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

S.

Ramler in Berlin an der Spree (s. X. 74) feierte Friedrich II. in seinen zum Theil etwas pomphaften Oden.

107. Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt! geb' ich der Muse nicht Stoff.

S.

108. Gesundbrunnen zu C***.

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen;
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

S.

Carlsbad in Böhmen.

109. P** bei N**.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.

S.

Die Pegnitz bei Nürnberg.

110. Die **chen Flüsse.

Unser einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern; ihr Joch ist sanft, und ihre Lasten sind leicht.

S.

Die Flüsse in geistlicher Herren Ländern.

111. Salzbach.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Baiern zu, wo es an Salze gebricht.

S.

Die Salzach (so heißt die Ueberschrift richtig in der Gedichtsammlung) fließt längs Salzburg, damals Hauptstadt des gleichnamigen Erzbisthums, bei den Alten Juvavia genannt.

112. Der anonyme Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

S.

Die Fulda, Hauptfluß des damaligen gleichnamigen Bisthums.

113. Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüsse. Man sieht's, ihr wißt euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderot's Schätzchen gethan.

S.

Anspielung auf Diderot's frivolen Roman: Les bijoux indiscrets.

114. An den Leser.

Lies uns nach Laune, nach Lust, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geist, wie uns der böse gezeugt.

S.

115. Gewissen Lesern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungesalznen; verzeihet,
Wenn dies Büchelchen uns überzusalzen beliebt.

G.

Wieder ein paar allgemeinere Gränz- und Uebergangs-Xenien, gleichsam Interpunktions-Distichen. Wieland (Gespräch über den Musen-Almanach im deutschen Merkur 1797, St. 2) fand in X. 114 eine „egoistische Prätension" und in X. 115 eine „Impertinenz".

116. Dialogen aus dem Griechischen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F*** St***,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.

S.

Friedrich Leopold's Grafen zu Stolberg „Uebersetzung auserlesener Gespräche des Platon" (Königsberg, 1796). „Die Vorrede," schrieb Schiller am 29. November 1795 an Goethe, „ist wieder etwas Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die gesuchte, offenbar nur gesuchte Frömmelei, – auch in einer Vorrede zum Plato Jesum Christum zu loben!"

117. Der Ersatz.

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du ins Himmelreich ein.

S.

„Gedanken über Herrn Schiller's Gedicht: Die Götter Griechenlands" von Fr. L. Gr. zu Stolberg, im Augustheft des deutschen Museums 1788. Schiller wollte damals gleich auf diesen Fehdebrief repliciren; doch stand er von dem Vorsatz ab, ungeachtet der Ermunterung Wieland's, „den platten Grafen Leopold für seine, selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdigen Querelen ein wenig heimzuschicken."

118. Der moderne Halbgott.

Christlicher Herkules! Du erstickteſt so gerne die Riesen;
Aber die heidnische Brut steht, Herkuliskus! noch fest.

S.

Hat gleiche Beziehung, wie das vorige Xenion. „Die Riesen", die Götter Griechenlands, als Repräsentanten der hellenischen Weltanschauung, Anspielung auf den Kampf des Herkules mit dem Riesen Antäus, Neptuns und der Erde Sohn, der von seiner Mutter immer neue Kräfte im Kampf erhielt, so lang er auf der Erde stand, weßhalb Herkules ihn in die Höhe hob und in der Luft erstickte. — „Herkuliskus", Diminutiv von Herkules.

119. Charis.

Ist dies die Frau des Künstlers Vulkan? Sie spricht von dem Handwerk,
Wie es des Roturiers adliger Hälfte geziemt.

S.

„Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten (Leipzig, 1793) von Friedr.

Wilh. Basilius von Ramdohr (geb. 1752, gest. 1822), preußischem Gesandten in Neapel. „Was er im Allgemeinen," schrieb Schiller an Goethe im September 1794, „über die Empfindungen, den Geschmack und die Schönheit sagt, ist freilich höchst unbefriedigend, und, um nichts Schlimmeres zu sagen, eine wahre reichsfreiherrliche Philosophie; aber den empirischen Theil seines Buchs habe ich sehr brauchbar gefunden. Man sieht, daß er in seiner Sphäre ist und durch einen langen Aufenthalt unter Kunstwerken sich eine gewiß nicht gemeine Fertigkeit des Geschmacks erworben hat." Dieß stimmt mit unserm Xenion zusammen: Die Schrift spricht, wie die adelige Frau eines Künstlers, die von ihrem bürgerlichen Manne sich manche schätzbaren Kenntnisse angeeignet hat, aber in ihren kunstphilosophischen Räsonnements noch immer die anerzogene vornehme Seichtigkeit verräth. — In Homer's Ilias B. 18, V. 381 erscheint „Charis" als die Gattin Vulkan's, während in der Odyssee Aphrodite als solche aufgeführt wird.

120. Nachbildung der Natur.

Was nur Einer vermag, das sollte nur Einer uns schildern:
Voß nur den Pfarrer, und nur Iffland den Förster allein.

S.

121. Nachäffer.

Aber da meinen die Pfuscher, ein jeder Schwarzrock und Grünrock
Sei auch, an und für sich, unsrer Betrachtung schon werth.

S.

In X. 120 bezieht sich der Pentameter auf „Luise, ländliches Gedicht" von Voß (vergl. X. 129) und „Die Jäger, ein ländliches Sittengemälde" von Iffland. — Beide Distichen würde ich, ohne die Angabe der Frau von Schiller, Goethe'n zuschreiben, da es ihnen an der rechten epigrammatischen Schärfe fehlt. Die Beschränkung auf ein Monodistichon ist bei diesen Xenien, wie bei mehrern andern, illusorisch, indem sie offenbar ein Ganzes bilden.

122. Klingklang.

In der Dichtkunst hat er mit Worten herzlos geklingelt;
In der Philosophie treibt er es pfäffisch so fort.

Zielt auf Karl Heinr. Heydenreich (geb. 1764, gest. 1801), damals Professor der Philosophie in Leipzig. Er mußte seiner Schulden wegen Leipzig verlassen. Außer einem Bande Gedichte schrieb er „Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion," „Grundsätze der moralischen Gotteslehre" u. A.; besonders scheinen hier seine „Briefe über den Atheismus" (1796) und sein „Philosophisches Taschenbuch für denkende Gottesverehrer" gemeint zu sein.

123. An gewisse Umschöpfer.

Nichts soll werden das Etwas, daß Nichts sich zu Etwas gestalte;
Laß das Etwas nur sein! Nie wird zu Etwas das Nichts.

Man bezieht das Distichon auf die damaligen zahlreichen Bearbeiter der Kantischen Philosophie. Hoffmeister meint, es sei vielleicht Fichte gemeint. Boas will es zunächst auf Heydenreich bezogen wissen, und auch Saupe deutet: „Heydenreich und Consorten". — Charlotte von Schiller hat die Xenien 122 und 123 nicht unterzeichnet; Hoffmeister schreibt sie aber unbedenklich Schillern zu.

124. Aufmunterung.

Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Gesellen,
Lärmt, bis Jeglicher sich wundernd ans Fenster begibt.

So geschah es denn auch wirklich. „Die Xenien," schrieb Goethe am 26. Oktober 1796 an Schiller, „verkaufen die Tabulas votivas und was sonst Gutes und Ernsthaftes in dem Büchlein stehen mag." — „Auch von diesen Uebergangszeilen," bemerkt Hoffmeister, „hat

es die Gemahlin Schiller's unbestimmt gelassen, wer sie gedichtet. Die Form „wundernd“ ist Schillerisch.“

125. Das Brüderpaar.

Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.

S.

Die Brüder Stolberg. Das Xenion spielt auf die Titel-Vignette der ersten Ausgabe ihrer Gedichte (Leipzig, 1779) an, worin die Brüder als zwei Centauren dargestellt waren mit dem Motto aus Virgil's Aeneide (VII, 674):

**Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri.**

Der Herzog Karl August und Goethe hatten im Januar 1780 ein solches Centaurenbild, in ein Goldrähmchen gefaßt, der Hofdame der Herzogin Amalie, Luise von Göchhausen (Thusnelde), einer eifrigen Verehrerin des Brüderpaars, als Orden an einer Kette umgehängt. — Wie vollkommen die Bekehrung war, zeigt folgende Stelle in einem Briefe Schiller's vom 23. Juli 1796: „Neulich erfuhr ich, daß Stolberg und wer sonst noch bei ihm war, den Meister feierlich verbrannt habe, bis auf das sechste Buch. Er hält es in allem Ernste für eine Empfehlung der Herrenhuterei und hat sich sehr daran erbaut.“

126. K**.

Höre den Tadler! Du kannst, was er noch vermißt, dir erwerben;
Jenes, was nie sich erwirbt, freue dich! gab dir Natur.

S.

Nach den literarischen Spießruthen ist Kant gemeint. Saupe hält die Beziehung auf Kosegarten (geb. 1758, gest. 1818) für wahrscheinlich, über dessen Beiträge zum Musen-Almanach für 1796

Friedr. Schlegel damals urtheilte: „Sedsekil könnte rührend sein, wenn es von einigen widerlichen Zusätzen gereinigt und weicher gehalten wäre. Einige andere empfindungsvolle Gedichte desselben Verfassers sind von Ueberspannung und Ueberfluß nach seiner Art ungewöhnlich frei.“ Ich möchte das Xenion aber lieber mit Boas auf Schiller's Freund Körner beziehen, von dem es nicht wahrscheinlich ist, daß er in den Xenien ganz leer ausgegangen. Er hatte zum 5. Stück der Horen 1795 einen Aufsatz „Ueber Charakterdarstellung in der Musik“ beigesteuert, welcher vielfach angegriffen wurde. Schiller schrieb ihm darüber: „Bei Dir ist die Größe der Forderung, die Du an Dich machst, schuld, daß Du weniger erreichst; daher kann Dir leicht geholfen werden.“

127. An die Moralisten.

Richtet den herrschenden Stab auf Leben und Handeln, und lasset
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muse das Spiel.

G.

Jenisch bemerkt hierzu: „Moralisten, die die Nichte in Goethe's römischen Elegien und die Philine in seinem Meister ein wenig zu dégagé fanden.“ Boas will wegen des „herrschenden Stabes“ das Epigramm auf Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg bezogen haben, welcher die mathematischen Wissenschaften begünstigte, aber allem Geniewesen abhold war. Mir scheint diese Deutung zu gesucht. „Den herrschenden Stab auf etwas richten“ heißt nur Vorschriften, Lehren über etwas geben, wie denn auch in der 97. Votivtafel „An die Moralisten“ gesagt wird:

Lehret! das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von euch.

Goethe nahm das Xenion in seine „Jahrszeiten“ auf.

128. Der Leviathan und die Epigramme.

Fürchterlich bist du im Kampf, nur brauchst du etwas viel Wasser;
Aber versuch' es einmal, Fisch! in den Lüften mit uns.

S.

Die Beschreibung des „Leviathan" s. Hiob Kap. 41. Man hat sich hier die Xenien selbst redend zu denken: Furchtbar bist du durch Plumpheit, wie durch die Breite und Wässerigkeit deiner Polemik; aber versuch dich einmal mit uns in dem Element einer heiter spielenden Polemik, einer edlern Satire. — „Es ist merkwürdig," schrieb Goethe an Schiller den 13. November 1796, „daß unsere Gegner bis jetzt das Element nicht finden können, worin wir uns bewegen." Einige deuteten das Xenion auf einen Tadler der Goethe'schen Epigramme im Musen-Almanach 1796, vermuthlich Jens Baggesen (geb. 1764, gest. 1826), Professor zu Kiel. „Von Baggesen," schrieb Schiller den 23. Juli 1796, „spukt ein Epigramm auf meinen Musen-Almanach, worin die Epigramme übel wegkommen sollen. Die Pointe ist, daß, nachdem man erst idealische Figuren am Leser habe vorübergehen lassen, endlich ein venetianischer Nachttopf (die Epigramme aus Venedig bildeten den Schluß des Almanachs) über ihn ausgeleert werde." Goethe antwortete: „Die Auto da Fe der Stolberge (s. die Anmerk. zu X. 125) und die Epigramme der Baggesen sollen ihnen übel bekommen." Indeß paßt der Hexameter nicht auf das Epigramm von Baggesen, und statt der Xenien müßten wir uns die Epigramme aus Venedig redend denken, was noch weniger statthaft ist. Die literarischen Spießruthen beziehen mit mehr Wahrscheinlichkeit das Xenion auf Nicolai. Düntzer's Deutung des Xenions auf Manso hat Manches gegen sich. Der Leviathan und der fliegende Fisch (X. 89) vereinigen sich doch gar zu schlecht.

129. Luise von Voß.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.

S.

Auch in einer Note zur Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung lobt Schiller diese Idylle, weil sie „durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltnem Erfolge nachringe"; und Goethe rühmt sie gleichfalls in seinem Gedicht Hermann und Dorothea. — Das Xenion ist eine Nachbildung der Vossischen Uebersetzung des 3. und 4. Verses im 9. Buch der Odyssee:

Wahrlich, es ist doch Wonne, mit anzuhören den Sänger,
Wenn ein solcher, wie der, Wohllaut der Unsterblichen nachahmt.

130. Jupiters Kette.

Hängen auch alle Schmierer und Reimer sich an dich, sie ziehen
Dich nicht hinunter; doch du ziehst sie auch schwerlich hinauf.

S.

Voß hatte zu seinem Hamburgischen Musen-Almanach sich mit unfähigen Mitarbeitern verbunden. — Das Gleichniß ist aus der Ilias VIII., 17—27 entlehnt, wo Jupiter den andern Göttern seine Macht schildert. Wenn sie sich alle, Götter und Göttinnen, an eine vom Olymp herabhängende Kette hingen, würden sie ihn nicht vom Olymp herabziehen; er aber würde sie mit sammt Erde und Meer hinaufziehen.

131. Aus einer der neuesten Episteln.

Klopstock, der ist mein Mann, der in neue Phrasen gestoßen,
Was er im höllischen Pfuhl Hohes und Großes vernahm.

S.

Im Musen-Almanach auf das Jahr 1796 von Voß findet sich eine „Epistel an Ramler", deren Verfasser, Ludw. Heinr. v. Nicolay (geb. 1737, gest. 1820), die „tolle Modebrut" (Schiller und Goethe sind nicht genannt, aber deutlich genug bezeichnet) angreift, die „den Werth der goldnen Schriften eines Ramler und Klopstock herabzusetzen wage und ihren Unsinn höher schätze." Ueber Klopstock heißt es:

Und Jener, der aus Milton's Schule
Sich uns, sein größrer Schüler, wies,
Und was im Himmel, in dem Pfuhle
Erhabnes er vernahm, in neue Phrasen stieß.

132. B**s Taschenbuch.

Eine Kollektion von Gedichten? Eine Kollekte
Nenn' es, der Armuth zu Lieb', und bei der Armuth gemacht.

S.

Das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" herausgeg. von Wilh. Gottlieb Becker (geb. 1753, gest. 1813).

133. Ein deutsches Meisterstück.

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus; das Einzige nur fehlt noch, es ist kein Gedicht.

S.

Die literarischen Spießruthen deuten es auf „Zamori, oder Philosophie der Liebe" (Berlin, 1793, 10. Ges.) von Franz Alexander von Kleist (geb. 1769, gest. 1797). Das Xenion straft ihn dafür, daß er den „Göttern Griechenlands" sein „Lob des einzigen Gottes" entgegengesetzt hatte.

134. Unschuldige Schwachheit.

„Unsre Gedichte nur trifft dein Spott?" O schätzet euch glücklich,
Daß das Schlimmste an euch eure Erdichtungen sind.

G.

135. Das Neueste aus Rom.

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt; es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt.

S.

Ein Brief von Fernow aus Rom, vom Mai 1795, abgedruckt im deutschen Merkur, schildert die Gemälde des dänischen Malers Prof. Asmus Jak. Carstens, welcher damals in Rom lebte und 1798 daselbst starb. Eines derselben stellte in allegorischen Bildern Raum und Zeit dar.

136. Deutsches Lustspiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge,
Leider helfen sie nur selbst zur Komödie nichts.

S.

Auch in der Gedichtsammlung befindlich. Leider gilt das Xenion noch heut zu Tage.

137. Das Mährchen.

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Mährchen geschäftig;
Nun, und was machen sie denn alle? — Das Mährchen, mein Freund.

S.

Geht auf ein Goethe'sches Mährchen (zur Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten) im zehnten Stück der Horen vom Jahre 1795.

138. Frivole Neugier.

Das verlohnte sich auch, den delphischen Gott zu bemühen,
Daß er dir sage, mein Freund, wer der Armenier sei.

S.

„Der Armenier" in Schiller's unvollendet gebliebenem Geisterseher, eine geheimnißvolle Figur, die besonders die Neugier der Leser gereizt hatte.

139. Beispielsammlung.

Nicht bloß Beispielsammlung, nein, selber ein warnendes Beispiel,
Wie man nimmermehr soll sammeln für guten Geschmack.

S.

Eschenburg's Beispielsammlung zu dem bei Xenion 85 bezeichneten Werke ist gemeint.

140. Mit Erlaubniß.

Nimm's nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird! Verlangst du
Das Vergnügen umsonst, daß man den Nachbar vexirt?

S.

An Campe (s. X. 87) gerichtet, welcher, wie der im vorigen Xenion geneckte Eschenburg, in Braunschweig lebte.

141. Der Sprachforscher.

Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Kadaver;
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

S.

„Zergliederung deutscher Musterschriften“ in Campe's „Beiträgen zur fortschreitenden Ausbildung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden“ (Braunschw. 1795 ff.), wo auch Goethe's Iphigenie in Tauris besprochen wird.

142. Geschichte eines dicken Mannes.

(Man sehe die Recension davon in der N. deutschen Bibliothek.)

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen treibt.

S.

Nicolai's „Geschichte eines dicken Mannes, worin drei Heirathen und drei Körbe, nebst viel Liebe“ (Berlin und

Stettin, 1794, 2 Thle.). Der Anfang der angedeuteten Recension lautet: „Gesetzt, lieber Leser, du hättest dir den Magen deines Geistes mit mancher schwer zu verdauenden Speise unsrer Zeit überladen, und wünschtest ein Elixir à la Lucien, à la Foote, à la Hogarth, das die Blähungen sanft dir abtreibe: so kann ich dir auf Glauben diesen dicken Mann empfehlen."

143. Anekdoten von Friedrich II.

Von dem unsterblichen Friedrich, dem Einzigen, handelt in diesen
Blättern der zehenmalzehntausendste sterbliche Fritz.

S.

Friedrich Nicolai's „Charakteristische Anekdoten von Friedrich II. und von einigen Personen seiner nächsten Umgebung" (1788 — 92, 6 Hefte).

144. Literaturbriefe.

Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben;
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk.

S.

„Briefe, die neueste Literatur betreffend" (Berlin und Stettin, 1759 — 66). Herausgeber war Nicolai; Mitarbeiter: Lessing, Mendelssohn, Abbt, Resewitz, Grillo u. A.

145. Gewisse Melodien.

Dies ist Musik für's Denken! So lang man sie hört, bleibt man eiskalt;
Vier, fünf Stunden darauf macht sie erst rechten Effekt.

G.

Melodien von Reichardt (s. X. 80). Goethe zürnte ihm seiner demokratischen Gesinnung wegen und weil er ihn in einer Recension angegriffen. „Hat er sich emancipirt," heißt es in einem Briefe an Schiller, „so soll er dagegen mit Karnevals-Gyps-Drageen auf sei-

nen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perrücken=macher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange, und haben ihm seine allgemeinen Unarten bloß nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug. Sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschweifen zuschicken. Ein Dutzend sind ihm schon gewidmet.“ Schiller antwortete: „Reichardt ist gut rekom=mandirt; aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht so ganz richtig ist; und es ist billig, daß er auch bis in seine letzte Festung ver=folgt wird, da er uns auf unserm legitimen Boden den Krieg macht.“ — Wir sehen, wie Goethe seiner Aufforderung entsprochen hat.

146. Ueberschriften dazu.

Frostig und herzlos ist der Gesang; doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen ersucht.

G.

Geht noch, wie das folgende, auf Reichardt. Bekanntlich sind schwächere Komponisten in der Regel am verschwenderischsten mit Ueberschriften, wie: con anima, con fuoco, con expressione, dolce, soave, grazioso, gustoso u. s. w.

147. Der böse Geselle.

Dichter, bitte die Musen, vor ihm dein Lied zu bewahren;
Auch dein leichtestes zieht nieder der schwere Gesang.

G.

Goethe verdient, dieser Xenien wegen, einigermaßen den Vorwurf des Undankes. Manche seiner Lieder wurden durch glückliche Kom=position von Reichardt weiter verbreitet und den Herzen tiefer eingeprägt.

148. Karl von Karlsberg.

Was der berühmte Verfasser des menschlichen Elends verdiene?
Sich in der Charité gratis verköstigt zu sehn.

S.

„Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend" (Leipzig, 1783 — 88) von Christ. Gotthilf Salzmann (geb. 1744, gest. 1811), Begründer und Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Schiller gedenkt des Buches auch in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, wo er von den thränenreichen Mißgeburten der tragischen Bühne spricht: „Nach einem solchen Thränenmahle ist uns gerade zu Muthe, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt, oder Salzmann's menschliches Elend gelesen hätten."

149. Schriften für Damen und Kinder.

„Bibliothek für das andre Geschlecht, nebst Fabeln für Kinder."
Also für Kinder nicht, nicht für das andre Geschlecht.

S.

150. Dieselbe.

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man schriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind.

S.

Der Danziger Herausgeber bezieht beide Xenien auf die Allgemeine Damenbibliothek von Leonh. Reinhold, die Kleine Frauenzimmerbibliothek von Karl Müchler, die zahlreichen Kinderschriften von Campe u. dgl. Indeß kann das X. 149 nur auf Schriften gehen, die zugleich für Frauen und für Kinder bestimmt sind. Es möchte daher wohl die Deutung von Boas den Vorzug verdienen, der diese Xenien auf Ludw. Ferd. Huber's (geb. 1764, gest. 1804) „Flora, Deutschlands Töchtern geweiht,

eine Monatsschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts" (Tübingen, 1793 — 1803) bezieht. Diese Zeitschrift brachte neben ernsteren Aufsätzen auch vielfache Beiträge, die für kindliche Altersstufen berechnet waren, Pfeffel'sche Fabeln u. dgl.

151. Gesellschaft von Sprachfreunden.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an?

S.

Es ist die „Gesellschaft von Sprachfreunden" gemeint, welche die zu X. 141 erwähnten „Beiträge u. s. w." lieferten.

152. Der Purist.

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

G.

Campe (vergl. X. 87) blieb die Antwort nicht schuldig; er erwiederte:

Gib, auf meine Gefahr, ihm deinen eigenen Namen;
Trifft er nicht jegliche Art, Eine doch trifft er gewiß.

Daß das Epigramm, wie Charlotte von Schiller angibt, Goethe'n gehöre, wird durch die Briefstelle bestätigt, worin Schiller seinen Freund auf diese Replik aufmerksam macht. „Haben Sie schon gelesen," schrieb er, „was Campe auf die Xenien erwiedert hat? Es geht eigentlich nur Sie an." — Campe hatte Recht; denn eine gewisse Art von Pedanterie fehlte selbst Goethe'n nicht.

153. Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir einer den andern? Das Leben zerrinnet,
Und es versammelt uns nur einmal, wie heute, die Zeit.

G.

Vergl. oben (S. 282) das Schiller'sche Epigramm „Das gemeinschaftliche Schicksal." Der im Pentameter ausgesprochene Gedanke kehrt mehrmals bei Goethe wieder. So schrieb er bei der Nachricht vom Tode seiner Schwester an die Mutter: „Leben Sie glücklich; sorgen Sie für des Vaters Gesundheit; wir sind nur einmal so beisammen."

154. An **.

Gerne plagt' ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen,
Du bist zum Ernst mir zu leicht, bist für den Scherz mir zu plump.

Von Einigen auf Karl August Böttiger (geb. 1762, gest. 1835), damals Oberkonsistorialrath und Gymnasialdirektor in Weimar, von Andern auf Ernst Theod. Joh. Brückner (geb. 1746, gest. 1805 als Hauptpastor zu Neubrandenburg), Verfasser von Gedichten und Predigten, gedeutet *). Boas möchte es lieber auf Aug. Moritz Thümmel (geb. 1738, gest. 1817) beziehen, über den Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung ein strenges Urtheil fällt, indem er ihm die „ästhetische Würde" abspricht und „dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich" findet.

155. An ***.

Nein! du erbitterst mich nicht. Du hörtest dich gerne verspotten,
Hörtest du dich nur genannt; darum verschon' ich dich, Freund.

Die Danziger Ausgabe bezieht es auf Aug. Friedr. Ferd. von Kotzebue (geb. 1761, ermordet 1819). Boas macht gegen diese Deutung geltend, daß Kotzebue doch nicht verschont geblieben sei (s. die Xenien 271 und 406) und bezieht das Xenion auf Böttiger (s. das vorige Xenion), den aufdringlichen „Magister Ubique."

---

*) Boas, von dem diese Deutung herrührt, nimmt sie jetzt ausdrücklich als unhaltbar zurück.

156. Garve.

Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O, wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt!

S.

Christian Garve, geb. 1742, Professor in Leipzig bis 1772, starb 1798 nach achtjährigen schweren Leiden (Gesichtskrebs), die ihn aber nicht von seiner schriftstellerischen Laufbahn abzogen. Noch fünfzehn Stunden vor seinem Tode, als die Zunge schon ihren Dienst zu versagen begann, diktirte er einen Abschnitt des Werkes „Ueber Gesellschaft und Einsamkeit."

157. Auf gewisse Anfragen.

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem rufenden folgest?
Ja, wenn du mich fragst — nein! Folge dem rufenden nicht.

Boas will dies Xenion auf den Historiker Karl Ludw. v. Woltmann (geb. 1770, gest. 1817), damals Professor in Jena, bezogen wissen, der in der Xenienzeit an Schiller ein selbstverfaßtes Trauerspiel und eine Operette sandte, welche Schiller aber in keiner Rücksicht brauchbar fand. Ich glaube, daß das Epigramm, wie schon die Ueberschrift andeutet, allgemeiner aufzufassen ist und den Sinn hat: „Wenn du mich noch erst fragen mußt, ob du wahren Dichter- oder Künstlerberuf hast, wenn dir dein eignes Bewußtsein, dein eignes Gefühl nicht selbst Bescheid gibt, so antworte ich nein.

158. Stoßgebet.

Vor dem Aristokraten in Lumpen bewahrt mich, ihr Götter,
Und vor dem Sansculott auch mit Epauletten und Stern.

„Stoßgebet" ist, wie Hoffmeister bemerkt, nach Analogie des Goethe'schen Stoßseufzer (s. Goethe's W., Tschnausg. I, 273) gebildet.

159. Distinktionszeichen.

„Unbedeutend sind doch auch manche von euren Gedichtchen!"
Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Komma und Punkt.

160. Die Adressen.

Alles ist nicht für Alle, das wissen wir selber; doch nichts ist
Ohne Bestimmung, es nimmt Jeder sich selbst sein Paket.

Die Xenien 157, 158, 159 und 160, so wie früher die Xenien 154 und 155 hat Charlotte von Schiller nicht bezeichnet. Ich möchte, übereinstimmend mit Boas, die Nummern 158, 159 und 160, so wie Nr. 155 Goethe'n, die beiden übrigen Schiller zuschreiben. Bei den weiter folgenden Xenien würde man über die Autorschaft nicht zweifeln können, wenn auch nicht Schiller's Gattin den Verfasser angegeben hätte. Ich habe sie bereits in der ersten Ausgabe Goethe'n zugewiesen.

161. Schöpfung durch Feuer.

Arme basaltische Säulen! Ihr solltet dem Feuer gehören,
Und doch sah euch kein Mensch je aus dem Feuer entstehn.

G.

Ein schwaches Xenion, wie manche der folgenden. Wenn der Naturforscher nur das annehmen dürfte, was er mit Augen sieht, so hätte sein Wissen ein sehr beschränktes Gebiet. Goethe bekannte sich, hinsichtlich der Entstehung des Basaltes, zur Ansicht der Neptunisten, welche seinen Ursprung aus dem Wasser herleiteten, und hielt diese Ansicht noch hartnäckig fest, als die fortgeschrittene Wissenschaft sie längst verworfen hatte. Ihm widerstrebten, wie in der geistigen und sittlichen Welt, so auch in der physischen, zeitlebens alle tumultuarischen Vorgänge. — Die literarischen Spießruthen, so wie Schütz, deuten hier auf Alexander von Humboldt, der 1793 seine „Beobachtungen über einige Basalte am Rhein" veröffentlicht

hatte. Allein damals stimmte Humboldt noch für die Entstehung durch Neptunismus und trat erst später zu den Vulkanisten über.

162. Mineralogischer Patriotismus.

Jedermann schürfte bei sich auch nach Basalten und Lava,
Denn es klinget nicht schlecht: Hier ist vulkanisch Gebirg.

G.

163. Kurze Freude.

Endlich zog man sie wieder ins alte Wasser hinunter,
Und es löscht sich nun bald dieser entzündete Streit.

G.

Goethe's Freude über den Sieg des Neptunismus war auch nur eine kurze; denn bald gewann der Vulkanismus entschieden die Oberhand.

164. Triumph der Schule.

Welch erhabner Gedanke! Uns lehrt der unsterbliche Meister,
Künstlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.

G.

Bezieht sich auf die Brechung des weißen Lichtstrahls durch das Glasprisma in sieben oder vielmehr in unendlich viele farbige Strahlen. „Der unsterbliche Meister" ist Newton, dessen Farbentheorie Goethe umzustoßen und durch eine neue zu ersetzen suchte, welche die ausgezeichnetsten Physiker einstimmig als Ganzes verwerfen, obgleich sie ihr manche Verdienste im Einzelnen zuerkennen. Sein Zorn über den Widerspruch und die Kälte, welche seine Theorie der trüben Mittel allenthalben erfuhr, macht sich in den Xenien 164 bis 176 Luft.

165. Die Möglichkeit.

Liegt der Irrthum nur erst, wie ein Grundstein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kommt er an Tag.

G.

166. Wiederholung.

Hundertmal werd' ich's euch sagen und tausendmal: Irrthum ist Irrthum,
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste beging.

G.

167. Wer glaubt's.

Newton hat sich geirrt? — Ja doppelt und dreifach! — Und wie denn? —
Lange steht es gedruckt, aber es liest es kein Mensch.

G.

Schon 1791 und 1792 hatte Goethe „Beiträge zur Optik", zwei Stücke herausgegeben, deren Grundideen er später weiter ausführte.

168. Der Welt Lauf.

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben sie schweigend sich drein.

G.

„Drucken" und „unterdrücken", ein ziemlich frostiges Wortspiel.

169. Hoffnung.

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen euch zeugten;
Aber dem Märtyrer kehrt späte sie doppelt zurück.

G.

170. Exempel.

Schon Ein Irrlicht sah ich verschwinden, dich, Phlogiston! Balde,
O Newtonisch Gespenst, folgst du dem Brüderchen nach.

G.

Das „Phlogiston" war in der That ein Gespenst in der Naturwissenschaft. So nannte man einen problematischen Stoff in den brennbaren Körpern, von dem man annahm, daß er bei der Ver-

brennung dieser Körper entweiche. Den Zuwachs an Gewicht der Körper bei der Verbrennung erklärte man sich dadurch, daß man diesem Phlogiston eine negative Schwere beilegte. Lavoisier (geb. 1743, guillotinirt 1794) vertrieb durch seine Theorie des Sauerstoffs dieses Irrlicht aus der Physik. — „Balde", im Mittelhochdeutschen die gewöhnliche Form des Adverb, kommt bei Goethe mehrmals vor („Balde, balde ruhest du auch"); eben so hängt er andern Adverben häufig ein **e** an, z B. späte (im X. 169), alleine, zurücke, helle, schnelle, feste u. s. w.

171. Der letzte Märtyrer.

Auch mich bratet ihr noch als Huß vielleicht; aber wahrhaftig!
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.

G.

Anspielung auf eine Prophezeiung des sterbenden Huß, daß nach ihm ein Schwan kommen werde, der, was er begonnen, dereinst vollende. Auf einem Bildnisse Luther's in der Kirche zu Wittenberg hat dieser einen Schwan neben sich.

172. Menschlichkeiten.

Leidlich hat Newton gesehen, und falsch geschlossen; am Ende
Blieb er, ein Brite, verstockt, schloß er, bewies er so fort.

G.

Wer die Goethe'sche Farbenlehre kennt, weiß, wie treffend das Xenion auf den Dichter zurückfällt.

173. Und abermals Menschlichkeiten.

Seine Schüler hörten nun auf, zu sehn und zu schließen,
Referirten getrost, was er auch sah und bewies.

G.

174. Der Widerstand.

Aristokratisch gesinnt ist mancher Gelehrte; denn gleich ist's,
Ob man auf Helm und Schild, oder auf Meinungen ruht.

G.

175. Neueste Farbentheorie von Wünsch.

Gelbroth und Grün macht das Gelbe, Grün und Violblau das Blaue!
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt!

G.

„Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts (Leipzig, 1792) von Christian Ernst Wünsch (geb. 1744, gest. 1828), Professor zu Frankfurt a. d. O. Er nahm nicht, wie Newton sieben, sondern nur drei einfache Farben an: Gelbroth, Grün und Violblau.

176. Das Mittel.

Warum sagst du uns das in Versen? Die Verse sind wirksam;
Spricht man in Prosa zu euch, stopft ihr die Ohren euch zu.

G.

177. Moralische Zwecke der Poesie.

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!" So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn.

G.

Mit diesem Xenion scheiden wir, und nicht ungern, von der geologischen und chromatischen Gruppe, worin Goethe seinen Mißmuth und Aerger über seine wissenschaftlichen Gegner ausgesprochen. Es weht darin ein eigener, unbehaglicher Geist, eine Grämlichkeit, die gegen den frischen Sinn, der in den Schiller'schen Gruppen Thierkreis, Flüsse, Philosophen, Shakespeare's Schatten u. s. w. herrscht, sehr unvortheilhaft absticht.

178. Sektionswuth.

Lebend noch exenteriren sie euch, und seid ihr gestorben,
Passet im Nekrolog noch ein Prosektor euch auf.

S.

Das Xenion wird besonders auf Daniel Jenisch gedeutet, von dem Schiller am 23. November 1795 an Goethe meldete, der närrische Mensch, der sich in Alles mischen müsse, habe über ihn einen apologetischen Aufsatz gegen die Recensionen der Horen geschrieben. „Es ist ein eigenes Unglück," fügte er hinzu, „daß ich bei so heftigen und zahlreichen Feinden doch noch am meisten von dem Unverstand eines Freundes zu fürchten habe, und die wenigen Stimmen, die für mich sprechen wollen, über Hals und Kopf zum Schweigen bringen muß." Zum Pentameter vergl. Xenion 44 und 77. — „Exenteriren" (ἐξεντερίζειν), das Innere herausnehmen. „Prosektor", der für einen Professor der Anatomie die Zerlegungen besorgt.

179. Kritische Studien.

Schneidet, schneidet, ihr Herrn! Durch Schneiden lernet der Schüler;
Aber wehe dem Frosch, der euch den Schenkel muß leihn!

G.

„Bemerkungen über den Ausdruck in Goethe's Iphigenia" von Joel Löwe, in dem bei X. 141 erwähnten Journal; „Sprachbemerkungen über des Herrn v. Goethe Lustspiel: Der Groß-Cophta" von Joh. Christian Christoph Rüdiger in dessen „Neuestem Zuwachs der deutschen Sprachkunde", und ähnliche analysirende Kritiken. — Vergl. X. 47 und 300 ff.

180. Der astronomische Himmel.

So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin den Weg.

S.

Unter dem Titel „Astronomische Schriften" findet sich dieses Xenion in der Gedichtsammlung, sonderbar genug unter den Votivtafeln; es lautet dort, etwas variirt:

So unermeßlich ist, so unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab.

Vergl. übrigens oben das Gedicht „Menschliches Wissen (S. 205 f.), das Epigramm „An die Astronomen" (S. 279) und die 40. Votivtafel. — Man deutete das obige Xenion auf „Kosmologische Unterhaltungen für die Jugend" von Wünsch (siehe Xenion 175).

181. Naturforscher und Transscendental-Philosophen.

Feindschaft sei zwischen euch, noch kommt das Bündniß zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

S.

182. An die voreiligen Verbindungsstifter.

Jeder wandle für sich und wisse nichts von dem Andern;
Wandeln nur Beide gerad', finden sich Beide gewiß.

S.

Beide Xenien zielen wahrscheinlich auf Friedr. Wilh. Joh. von Schelling's (geb. 1775, gest. 1854) Ideen zu einer Philosophie der Natur (Tübingen, 1795), worin er für die Naturphilosophie und Transscendentalphilosophie einen höhern Vereinigungspunkt zu bezeichnen suchte. „Die Prophezeiung, die das letztere Xenion ausspricht," bemerkt Hoffmeister, „ist nicht eingetroffen. Durch Analogienspiele der Phantasie erhascht man eben so wenig das Wesen der Natur, als durch heutige Begriffskombinationen der sogenannten Vernunft. Die Sache war damals noch zu neu. — Das X. 181 ist in Schiller's Gedichtsammlung übergegangen.

183. Der treue Spiegel.

Reiner Bach, du entstellst nicht den Kiesel, du bringst ihn dem Auge
Näher; so seh' ich die Welt, ***, wenn du sie beschreibst.

G.

Boas deutet das Xenion auf Wieland's „Goldenen Spiegel oder Geschichte der Könige von Scheschian". Dagegen spricht aber der Umstand, daß diese Schrift dem Jahr 1772 angehört, die Xeniographen aber vorzugsweise die neuesten literarischen Erscheinungen berücksichtigten. Düntzer nimmt an, daß Herder hier gemeint sei, ohne jedoch dafür triftige Gründe beizubringen. Der ältern Deutung auf Goethe's Wilhelm Meister widerspricht die Chiffre *G.*, womit Charlotte von Schiller das Xenion unterzeichnet hat.

184. Nicolai.

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen;
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

S.

Mit dieser Nummer beginnt eine zahlreiche Gruppe von Xenien (bis 206 einschließlich), die sämmtlich auf Friedrich Nicolai zielen. Das vorliegende geht auf seine „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten" (Berlin und Stettin, 1783 bis 1796, zwölf Bände), von welchem Werke 1796 noch eine Fortsetzung in Aussicht gestellt wurde. — In einem „Anhange zu Schiller's Musen-Almanach für das Jahr 1797" suchte Nicolai sich gegen die Xenien 184 bis 206 zu vertheidigen. „Ich gab," so heißt es dort, „im elften Bande meiner Reisebeschreibung zu verstehen: das Journal die Horen sei mit einer ungebührlichen Selbstgenügsamkeit herausgestrichen worden. Ich behauptete, da es Herrn Schiller's Anzeige zufolge

für den Gemeinsinn (sonst auf deutsch gesunder Menschenverstand genannt) und für das schöne Publikum geschrieben sein sollte, so waren Aufsätze voll scholastischer Spitzfindigkeiten, in dunkle Schreibart verhüllt, für ein solches Journal ganz unzweckmäßig (X. 187); und ich hatte die Kühnheit, dieß mit Gründen und einleuchtenden Beispielen zu beweisen. Ich sprach bei dieser Gelegenheit von den vielen philosophischen Querköpfen (X. 189), welche mit einer Menge tiefsinnigseinsollender Schriften voll transscendentaler Hirngespinnste die deutsche Literatur verderben. Ich sagte überhaupt etwas über den Mißbrauch der kritischen Philosophen durch ihre sinnlose Anwendung auf Gegenstände des gemeinen Lebens und der Erfahrung, und machte auf die vielen Unschicklichkeiten aufmerksam, welche daraus entstehen, worunter auch die gehört, daß Hr. Schiller die trockensten Terminologien der Kantischen Philosophie sogar in Gedichten brauche; und ich ließ merken, ein solcher Kantischer Poet nöthige nicht weniger ein Lächeln ab, als ehemals Utzens dichtender Wolfischer Magister."

185. Der Wichtige.

Seine Meinung sagt er von seinem Jahrhundert, er sagt sie,
Nochmals sagt er sie laut, hat sie gesagt, und geht ab.

S.

In der Vorrede zum 11. und 12. Bande seines Reisewerks erklärt sich Nicolai auf Grund seiner 45jährigen Erfahrung in der Literatur für befähigt und berufen, über das, was er für schädlichen Mißbrauch in der Literatur halte, freimüthig, deutlich und nachdrücklich s e i n e M e i n u n g z u s a g e n, und behält sich vor, dieß auch fernerhin zu thun.

186. Der Plan des Werkes.

Meine Reis' ist ein Faden, an dem ich drei Lustra die Deutschen
Nützlich führe, so wie formlos die Form mir's gebeut.

S.

An einer andern Stelle der erwähnten Vorrede sagt Nicolai, die Reisebeschreibung solle, seinem Plane gemäß, der Faden sein, worauf er Beobachtungen, Gedanken, Vorschlägen aller Art, die ihm für sein deutsches Vaterland nützlich schienen, reihen wollte. — „Drei Lustra"; als die Xenien erschienen, lief das Reisewerk schon durch sein drittes Lustrum (1783 — 1796).

187. Formalphilosophie.

Allen Formen macht er den Krieg; er weiß wohl, zeitlebens
Hat er mit Müh' und Noth Stoff nur zusammengeschleppt.

S.

Im eilften Bande der Reisebeschreibung ist ein Abschnitt „Formalphilosophie" überschrieben. Nicolai bemerkt selbst, er habe sich den jetzt so unaufhaltsam im Reiche der Formen herumschweifenden Philosophen als einen unformalen, praktischen Menschen entgegengestellt.

188. Der Todfeind.

Willst du Alles vertilgen, was deiner Natur nicht gemäß ist,
Nicolai, zuerst schwöre dem Schönen den Tod.

S.

189. Philosophische Querköpfe.

Querkopf! schreiet ergrimmt in unsere Wälder Herr Nickel;
Leerkopf! schallt es darauf lustig zum Walde heraus.

S.

An den Abschnitt „Formalphilosophie (s. oben X. 187) schließt sich ein anderer „Philosophische Querköpfe" (vergl. oben die Bemerkungen zu X. 184).

190. Empirischer Querkopf.

Armer empirischer Teufel! du kennst nicht einmal das Dumme
In dir selber, es ist ach! a priori so dumm.

S.

Nicolai wünscht (im eilften Bande des Reisewerks) den kritischen Philosophen seine 45jährige Erfahrung auf dem Gebiete der Literatur, damit sie untersuchen könnten, „ob das Empirische, ob die Erfahrung, wovon sie im Jahre 1795 so verächtlich sprächen, wirklich gegen die reine Deduktion a priori so unbedeutend sei.“

191. Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

S.

Im zwölften Bande seines Reisewerks verbreitet sich Nicolai ungefähr neun Seiten hindurch über die Quellen der Donau.

192. Derselbe.

Nichts kann er leiden, was groß ist und mächtig; drum herrliche Donau,
Spürt dir der Häscher so lang nach, bis er seicht dich ertappt.

S.

193. N. Reisen XI. B. S. 177.

A propos, Tübingen! Dort sind Mädchen, die tragen die Zöpfe
Lang geflochten, auch dort gibt man die Horen heraus.

S.

An der in der Ueberschrift angedeuteten Stelle heißt es: „In und bei Tübingen sah ich zuerst die schwäbische Mode, daß die jungen Mädchen gemeinen Standes lange, geflochtene Zöpfe tragen, und damit diese noch länger aussehen, Bänder darein flechten, welche bis auf die Füße herabhangen.“ Gleich darauf folgt: „Das Journal die Horen, obgleich nicht eigentlich, wenigstens nur dem kleinsten Theile nach in Tübingen geschrieben, kommt doch daselbst heraus.“

194. Der Glückliche.

Sehen möcht' ich dich, Nickel, wenn du ein Späßchen erhaschest,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel besiehst.

S.

195. Verkehrte Wirkung.

Rührt sonst einen der Schlag, so stockt die Zunge gewöhnlich;
Dieser, so lange gelähmt, schwatzt nur geläufiger fort.

S.

Die Richtigkeit dieser Behauptung bewährte Nicolai auch, nachdem er von diesen Geißelschlägen getroffen war; er schrieb eine Selbstvertheidigung, nicht weniger als 217 Seiten stark!

196. Pfahl im Fleisch.

Nenne Lessing nur nicht, der Gute hat Vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warst du ein schrecklicher Dorn.

S.

Nicolai parallelisirt im eilften Bande der Reise Lessing und Schiller, in sofern auch jener in seinen Hoffnungen auf Herausgabe eines Museums, woran die trefflichsten Köpfe Deutschlands mitarbeiten sollten, sich getäuscht gesehen habe. Das Xenion sagt nun nichts weiter, als: Erwähne Lessing nur nicht; zu dem Schlimmsten, was er tragen mußte, gehörte die Verbindung mit dir (Nicolai war Verleger vieler Lessing'schen Schriften).

197. Die Horen an Nicolai.

Unsere Reihen störtest du gern, doch werden wir wandeln;
Und du tappe denn auch, plumper Geselle, so fort.

„Unsere Reihen", unsere Tänze; die Horen werden bekanntlich oft, mit verschlungenen Händen einen Reihentanz aufführend, dargestellt. — Das Xenion findet sich bei Hoffmeister nicht mit einer Chiffre unterzeichnet.

198. Fichte und Er.

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du, auf leichtem Kahn, schwankest und Häringe fängst.

S.

Fichte war in dem Abschnitt „Philosophische Querköpfe" (vergl. oben X. 189) an die Spitze gestellt worden. Später suchte Nicolai noch in seinem Romane „Leben und Meinungen Sempronius Gundibert's, eines deutschen Philosophen" (Berlin 1798) die Kantische Philosophie lächerlich zu machen. Dafür züchtigte ihn Fichte (1801) in einer satirischen Schrift: „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen". — Der Xenist stellt hier Fichte als einen Taucher dar, der edle Perlen der Wahrheit aus der Tiefe des Gedankenmeers heraufholt, und Nicolai dagegen als gemeinen Fischer, der nur Triviales ans Licht fördert, nur Häringe für das Alltagsbedürfniß der Philister fängt.

199. Briefe über ästhetische Bildung.

Dunkel sind sie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel!
Aber die Deutlichkeit ist wahrlich nicht Tugend an dir.

S.

Im eilften Bande der Reisebeschreibung hatte Nicolai Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung als „strotzend von dunkeln Schulterminologien, von leeren Spitzfindigkeiten, von unverständlichen Wendungen u. s. w." dargestellt. Der Pentameter sagt wohl: Deutlichkeit ist keine Tugend, wenn sie sich zur Seichtigkeit und Armuth gesellt; nur wenn sie Tiefe und Fülle begleitet, gibt sie den vollendeten Genius kund. Geniale Werke sind klar wie der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe.

200. Modephilosophie.

Lächerlichster! Du nennst das Mode, wenn immer von Neuem
Sich der menschliche Geist ernstlich nach Bildung bestrebt.

S.

Nicolai hatte behauptet, die kritische Philosophie sei jetzt eben so eine Sache der Mode, wie ehedem die Wolf'sche Philosophie; und

so werde auch der „pedantische Modeton" der Kantianer wieder aus der Mode kommen.

201. Das grobe Organ.

Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinden ein Unding;
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.

S.

202. Der Lastträger.

Weil du Vieles geschleppt und schleppst und schleppen wirst, meinst du,
Was sich selber bewegt, könne vor dir nicht bestehn.

S.

203. Die Waidtasche.

Reget sich was, gleich schießt der Jäger; ihm scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack gemacht.

G.

204. Das Unentbehrliche.

Könnte Menschenverstand doch ohne Vernunft nur bestehen,
Nickel hätte fürwahr menschlichsten Menschenverstand.

S.

Zielt auf Nicolai's Geschwätz (im 11. Bande der Reisebeschreibung) über den gemeinen Verstand und die Beiwörter, wodurch die deutsche Sprache ihn charakterisire: gesund und Menschen.

205. Die Xenien.

Was uns ärgert, du gibst mit langen entsetzlichen Noten
Uns auch wieder heraus unter der Reiserubrik.

G.

206. Lucri bonus odor.

Gröblich haben wir dich behandelt, das brauche zum Vortheil,
Und im zwölften Band schilt uns, da gibt es ein Blatt.

S.

Von Nicolai's Reisebeschreibung war der zwölfte Band mit dem eilften zugleich ausgegeben worden; daher sollte es im letzten Pentameter „dreizehnten" statt „zwölften" heißen. — Die Prophezeiung der beiden Xenisten ging über Erwarten in Erfüllung. Nicolai benutzte den Xenienangriff zwar nicht zu einem Abschnitt seiner Reisegeschichte, aber zu einer eigenen Schrift (s. X. 195). — Die Ueberschrift des letzten Xenions („Gewinn riecht immer gut") ist ein Wort des Kaisers Vespasian in Beziehung auf das Geld, das ihm eine neue, unästhetische Art von Steuer (urinae vectigal) eingebracht hatte. — Außer dieser ganzen Xenienladung traf Nicolai'n noch eine Fabel von Schiller (s. oben S. 285 ff.).

207. Vorsatz.

Den Philister verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt.

S.

Wieder ein Gränz-Distichon von allgemeinerem Inhalte, wodurch eine neue Xenienreihe eingeleitet wird.

208. Nur Zeitschriften.

Frankreich faßt er mit einer, das arme Deutschland gewaltig
Mit der andern; doch sind beide papieren und leicht.

S.

Reichardt (s. X. 80) war Herausgeber zweier Monatsschriften: „Frankreich" (Altona, 1795 — 97) und „Deutschland" (Berlin, 1796).

209. Das Motto.

Wahrheit sag' ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, versteht sich:
Meine Wahrheit, denn sonst ist mir auch keine bekannt.

S.

Die Zeitschrift „Frankreich“ von Reichardt führte als Motto die Formel des französischen Zeugeneides: Vérité! rien que la vérité! toute la vérité.

210. Der Wächter Zions.

Meine Wahrheit bestehet im Bellen, besonders wenn irgend
Wohlgekleidet ein Mann sich auf der Straße mir zeigt.

G.

211. Verschiedene Dressuren.

Aristokratische Hunde, sie knurren auf Bettler; ein ächter
Demokratischer Spitz kläfft nach dem seidenen Strumpf.

G.

Beide Xenien zielen wieder auf Reichardt*), der durch seine demokratischen Gesinnungen vielfach anstieß und sich deßhalb auch von Berlin entfernen mußte. Goethe berichtet über sein Verhältniß zu ihm in den Annalen: „Man war mit ihm, ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen gestanden; er war der Erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte; und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Treiben im Vaterlande durch- und durchblickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sin-

---

*) Goethe schrieb über ihn an Schiller: „Den Spitz von Giebichenstein müssen wir nun eine Weile bellen lassen“ (Briefw. II, 223).

nigen, Verständigen ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen." — Die nächstfolgenden Xenien brauchen nicht ausschließlich auf ihn bezogen zu werden; sie gelten wohl den damaligen demokratischen Schreiern insgesammt, und sind ohne Zweifel Goethe'n zuzuschreiben, obwohl Charlotte von Schiller sie unbezeichnet gelassen hat.

212. Böse Gesellschaft.

Aristokraten mögen noch gehn; ihr Stolz ist doch höflich;
Aber du, löbliches Volk, bist so voll Hochmuth und grob.

213. An die Obern.

Immer bellt man auf euch; bleibt sitzen! es wünschen die Beller
Jene Plätze, wo man ruhig das Bellen vernimmt.

214. Baalspfaffen.

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb der Menschen zum Bessern!
Wahrlich, du konntest dich nicht schlechter mit Priestern versehn.

215. Verfehlter Beruf.

Schreckensmänner wären sie gern, doch lacht man in Deutschland
Ihres Grimmes, der nur mäßige Schriften zerfleischt.

„Schreckensmänner", Anspielung auf die damaligen französischen Terroristen.

216. An mehr als Einen.

Erst habt ihr die Großen beschmaust, nun wollt ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe gesehn.

217. Das Requisit.

Lange werden wir euch noch ärgern, und werden euch sagen:
Rothe Kappen, euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz.

„Rothe Kappen", die Jakobinermützen, denen, wie der Dichter meint, nur noch wenig zum Narrenkäppchen fehlt.

218. Verdienst.

Hast du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutschen,
Fritz Nicolai! sehr viel hast du dabei doch verdient.

219. Umwälzung.

Nein, das ist doch zu arg! Da läuft auch selbst noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuscht auf den Claven des Staats.

Geht wieder auf Reichardt. Auf ihn beziehen sich alle folgenden Epigramme bis X. 229 einschließlich.

220. Der Halbvogel.

Fliegen möchte der Strauß, allein er rudert vergeblich;
Ungeschickt rühret der Fuß immer den leidigen Sand.

S.

Zweifelhaft, ob es dem Komponisten, oder dem Schriftsteller, oder, was das Wahrscheinlichste, Beiden gelten soll.

221. Der letzte Versuch.

Vieles hast du geschrieben, der Deutsche wollt' es nicht lesen;
Gehn die Journale nicht ab, dann ist auch Alles vorbei.

S.

Reichardt's „Kunstmagazin" (1782 und 1791, 2 Thle.), seine „Musikalische Zeitschrift" (1791 — 93) und Anderes, waren schon an der Theilnahmlosigkeit des Publikums gescheitert; den Journalen „Frankreich" und „Deutschland" sollte es nicht besser ergehen.

222. Kunstgriff.

Schreib' die Journale nur anonym, so kannst du mit vollen
Backen deine Musik loben, es merkt es kein Mensch.

S.

Reichardt gab das Journal „Deutschland" heraus, ohne sich auf dem Titel zu nennen.

223. Dem Großsprecher.

Oefters nahmst du das Maul schon so voll, und konntest nichts wirken;
Auch jetzt wirkest du nichts, nimm nur das Maul nicht so voll.

G.

224. Motto's.

Setze nur immer Motto's auf deine Journale, sie zeigen
Alle die Tugenden an, die man an dir nicht bemerkt.

S.

Jede Nummer des Journals „Deutschland" führte ein anderes Motto.

225. Sein Handgriff.

Auszuziehen versteh' ich und zu beschmutzen die Schriften;
Dadurch mach' ich sie mein, und ihr bezahlet sie mir.

G.

Bezieht sich auf Auszüge, die Reichardt aus einigen Artikeln der Horen brachte, namentlich aus Fichte's Abhandlung „Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit", und Woltmann's „Beitrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters."

226. Die Mitarbeiter.

Wie sie die Glieder verrenken, die Armen! Aber nach dieser
Pfeife zu tanzen, es ist auch beim Apollo! kein Spaß.

S.

227. Unmögliche Vergeltung.

Deine Kollegen verschreist und plünderst du! Dich zu verschreien
Ist nicht nöthig, und nichts ist auch zu plündern an dir.

S.

Vergl. X. 225.

228. Das züchtige Herz.

Gern erlassen wir dir die moralische Delikatesse,
Wenn du die zehen Gebot' nur so nothdürftig erfüllst.

S.

Der Xenist meint ohne Zweifel besonders das Gebot „du sollst nicht stehlen" (s. X. 225 und 227). Düntzer deutet die Ueberschrift auf die „plumpen italienischen Keuschheitsmethoden", die Reichardt der Erzählung vom Prokurator in Goethe's „Unterhaltungen" zum Vorwurf gemacht hatte.

229. Abscheu.

Heuchler, ferne von mir! Besonders du, widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubst Falschheit zu decken und List.

S.

Die „Grobheit" stimmt nicht recht zu dem „schmeichelnden Nahen", das ihm in X. 80 zugeschrieben wird.

230. Der Hausirer.

Ja, das fehlte nur noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer sich nun Kr**er nach Frankreich begibt.

S.

231. Deutschlands Revanche an Frankreich.

Manchen Lakai schon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung.
Gut! Wir spediren euch hier Kr**** als Mann von Verdienst.

S.

Die Xenien 230 u. 231 gehen auf Karl Friedr. Cramer (geb. 1752, gest. 1807), den Sohn des Kanzlers Joh. Andr. Cramer. Seine schwärmerische Theilnahme für die französische Revolution brachte ihn um seine philosophische Professur in Kiel, worauf er nach Paris ging und dort, unter der Firma: citoyen Cramer, libraire-imprimeur, eine Buchhandlung und Druckerei eröffnete.

232. Der Patriot.

Daß Verfassung sich überall bilde! Wie sehr ist's zu wünschen!
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfassungen nicht.

G.

233. Die drei Stände.

Sagt, wo steht in Deutschland der Sanscülott? In der Mitte;
Unten und oben besetzt Jeglicher, was ihm behagt.

G.

234. Die Hauptsache.

Jedem Besitzer das Seine! und jedem Regierer den Rechtssinn!
Das ist zu wünschen; doch ihr, Beides verschafft ihr uns nicht.

G.

235. Anacharsis der Zweite.

Anacharsis dem Ersten nahmt ihr den Kopf weg; der Zweite
Wandert nun ohne Kopf klüglich, Pariser, zu euch.

S.

Joh. Bapt. du Val-de-Grace, Baron von Cloots, geb. zu Cleve 1755, durchreiste unter dem Namen Anacharsis Cloots Italien, Frankreich und England; später ward er ein wüthender Jakobiner, forderte als „Sprecher des Menschengeschlechts" den Nationalkonvent auf, die Segnungen der Revolution über alle Völker zu verbreiten, und gab 12000 Livres zu einem Kriege wider die Könige, fiel aber endlich selbst 1794 unter der Guillotine. — „Anacharsis der Zweite" ist Cramer.

236. Historische Quellen.

Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geschiehet,
Ohren der Taube, du bist, Deutschland, vortrefflich bedient.

G.

Nach der Danziger Ausgabe Reichardt's „Frankreich", Schirach's „Politisches Journal", Posselt's „Europäische Annalen" u. a. Zeitschriften, die über die französische Revolution Bericht erstatteten. — Boas deutet das Xenion auf Joh. Georg Büsch (geb. 1728, gest. 1800), Mitbegründer der Handelsakademie zu Hamburg, Verfasser mehrerer Werke über merkantilische Gegenstände und Zeitgeschichte, und auf Christoph Daniel Ebeling (geb. 1741, gest. 1817), der in Gemeinschaft mit Büsch eine „Handlungsbibliothek" schrieb, gute geographische und historische Arbeiten lieferte, und ein thätiger Theilnehmer an Nicolai's „Allgem. deutscher Bibliothek" und der „Neuen Hamburger Zeitung" war. Büsch litt an großer Augenschwäche, Ebeling an Harthörigkeit.

237. Der Almanach als Bienenkorb.

Lieblichen Honig geb' er dem Freund; doch nahet sich täppisch
Der Philister, um's Ohr saus' ihm der stechende Schwarm.

S.

238. Etymologie.

Ominös ist dein Name, er spricht dein ganzes Verdienst aus;
Gerne verschafftest du, ging es, dem Pöbel den Sieg.

S.

Zielt wieder auf Nicolai. Nikolaos, ursprünglich ein griechisches Wort, ist aus zwei Wörtern komponirt, die Sieg und Volk (hier Pöbel in Geschmackssachen) bedeuten.

239. Ausnahmen.

„Warum tadelst du Manchen nicht öffentlich?" Weil er ein Freund ist;
Wie mein eigenes Selbst tadl' ich im Stillen den Freund.

G.

240. Die Insekten.

„Warum schilst du die Einen so hundertfach?" Weil das Geschmeiße,
Rührt sich der Wedel nicht stets, immer dich leckt und dich sticht.

G.

241. Einladung.

„Glaubst du denn nicht, man könnte die schwache Seite dir zeigen?"
Thu' es mit Laune, mit Geist, Freund, und wir lachen zuerst.

G.

Vergl. das Schluß-Xenion.

242. Warnung.

Unser liegen noch tausend im Hinterhalt; daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.

G.

243. An die Philister.

Freut euch des Schmetterlings nicht; der Bösewicht zeugt euch die Raupe,
Die euch den herrlichen Kohl fast aus der Schüssel verzehrt.

G

244. Hausrecht.

Keinem Gärtner verdenk' ich's, daß er die Sperlinge scheuchet;
Doch nur Gärtner ist er, jene gebar die Natur.

„Mit diesem Xenion," bemerkt Hoffmeister, „hört Charlotte von Schiller leider! auf, durch die Buchstaben Sch. oder G. die einzelnen Xenien entweder ihrem Gatten oder Goethe'n zuzuschreiben."

245. Currus virum miratur inanes.

Wie sie knallen, die Peitschen! Hilf Himmel! Journale! Kalender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub und wie wenig Gepäck!

Die Ueberschrift ist der Schluß eines Verses aus der Aeneide VI, 651: Aeneas, der den Aufenthalt der Seligen besucht, wundert sich, daß die Gestorbenen noch immer die Beschäftigungen treiben, die sie im Leben liebten:

Waffen bewundert er dort und ledige Wagen der Männer.

Die Quelle, woraus die Ueberschrift geschöpft ist, und der frische Ton des Xenions deuten auf Schiller als Verfasser.

246. Kalender der Musen und Grazien.

Musen und Grazien! oft habt ihr euch schrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie selbst die Perücke gebracht.

„Kalender der Musen und Grazien", herausgegeben von Friedr. Wilh. August Schmidt (geb. 1764, gest. 1838), Prediger zu Werneuchen in der Mark Brandenburg. Seine Gedichte charakterisirt ein übermäßiges Streben nach dem Natürlichen und Ungekünstelten, das ihn häufig zum Gemeinen und Platten hinabsinken läßt. Vergl. Goethe's Gedicht „Musen und Grazien in der Mark" und X. 304.

247. Taschenbuch.

Viele Läden und Häuser sind offen in südlichen Ländern,
Und man sieht das Gewerb, aber die Armuth zugleich.

Das Xenion hat, wie auch das nächstfolgende, ein unverkennbares Goethe'sches Gepräge. Man hat es auf die Taschenbücher gedeutet, welche damals in Wien, Mannheim u. a. Städten des südlichen Deutschlands erschienen. Boas findet darin „nur ein allgemeines Bild und eine Reminiscenz aus Goethe's italienischer Reise."

248. Vossens Almanach.

Immer zu, du redlicher Voß! Beim neuen Kalender
Nenne der Deutsche dich doch, der dich im Jahre vergißt.

„Musen-Almanach von J. H. Voß" 1776 — 1800, in den Jahren 1779 bis 1786 in Gemeinschaft mit Göcking). Vergleiche Xenion 75 und 130.

249. Schiller's Musen-Almanach von 1796.

Du erhebest uns erst zu Idealen und stürzest
Gleich zur Natur uns zurück; glaubst du, wir danken dir das?

Siehe die zu X. 128 angeführte Stelle aus einem Briefe Schiller's vom 23. Juli 1796. Goethe's Antwort, das Epigramm Baggesen's solle diesem übel bekommen, läßt, abgesehen von dem auf Goethe deutenden Tone, mit größter Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß er das vorliegende Xenion beigesteuert hat.

250. Das Paket.

Mit der Eule gesiegelt? Da kann Minerva nicht weit sein!
Ich erbreche — da fällt „von und für Deutschland" heraus.

„Journal von und für Deutschland", Jahrgang 1784 von Göcking, 1785 — 92 von dem Freiherrn von Bibra zu Fulda herausgegeben. Auffallender Weise wird hier eine schon seit vier Jahren eingegangene Zeitschrift mit einem Xenion bedacht.

251. Das Journal Deutschland.

Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit, und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann vorauf.

„Wie das eingegangene Journal von und für Deutschland," bemerkt hierzu Düntzer, „durch den Vogel der Minerva, die Eule, mit welcher die Paketsendungen versiegelt waren, sich ankündigte, so läßt sich das neue Journal Deutschland (von Reichardt, s. X. 208 und 222) gleichfalls durch einen Anverwandten der Minerva, einen blasenden Spielmann einführen." — Ein Kritiker in den Blättern für literar. Unterhaltung (1836, Nr. 286) sagt: „Es ist wohl noch unvergessen, daß Schiller, außer andern sehr herben Xenien auf den Kapellmeister Reichardt, auch eine auf dessen längst verhalltes

Journal Deutschland machte. Wer Lust hat, mag diese Xenie selbst auf Schiller's Ankündigung der Horen anwenden; denn in der That feierlicher ist noch kein Journal angekündigt worden, als jenes," — „wenn man die Rheinische Thalia ausnimmt," fügt Hoffmeister hinzu.

252. Reichsanzeiger.

Edles Organ, durch welches das deutsche Reich mit sich selbst spricht,
Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus.

Wir sind jetzt in die Region der Stamm=Xenien eingetreten, die größtentheils Goethe'n angehören müssen. Sein erster Gedanke im December 1795 ging dahin, auf alle einzelnen Zeitschriften Epigramme zu machen, worauf er bald nachher eine Anzahl Probe-Distichen an Schiller übersandte. Das vorliegende zielt auf den „Allgemeinen deutschen Reichsanzeiger," herausgeg. (1791 bis 1822) von Rud. Zachar. Becker (s. X. 71), worin mitunter allerlei wunderliche Fragen aufgestellt und eben so wunderliche Antworten gegeben wurden.

253. A. d. Ph.

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock Jakob, der Kutscher, regiert.

„Annalen der Philosophie", herausgeg. von Heinr. Ludw. Jakob (s. X. 54).

254. A. D. B.

Zehnmal gelesne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

„Allgemeine deutsche Bibliothek" (s. X. 73).

255. A. d. B.

Auf dem Umschlag sieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaja den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.

„Archiv der Zeit und ihres Geschmackes", herausgeg. von Friedr. Ludw. Wilh. Meyer (geb. 1759), früher Professor in Göttingen, damals privatisirend in Berlin. Mitherausgeber waren F. Eb. Rambach und J. A. Feßler.

256. Deutsche Monatschrift.

Deutsch in Künsten gewöhnlich heißt mittelmäßig; und bist du,
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches Produkt?

„Neue deutsche Monatsschrift", herausgeg. (1790—95) von Friedr. von Gentz (geb. 1764, gest. 1832), damals Sekretär beim General-Direktorium zu Berlin.

257. G. d. Z.

Dich, o Dämon, erwart' ich und deine herrschenden Launen,
Aber im härenen Sack schleppt sich ein Kobold dahin.

„Genius der Zeit", herausgeg. (1794—1803) von Aug. Ad. Friedr. von Hennings (geb. 1746, gest. 1826), damals dän. Kammerherrn und Ober-Handelsintendanten in Holstein und Schleswig. — Auf die Xenien 257 bis 261 ist wahrscheinlich zu beziehen, was Schiller den 29. December 1795 an Goethe schrieb: „Die Xenien, die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser."

258. Urania.

Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald, der frömmelnde, schreibt.

„Urania für Kopf und Herz", herausgeg. (1793 — 95) von Joh. Ludw. Ewald (geb. 1747, gest. 1822), damals Generalsuperintendent und Konsistorialrath zu Detmold.

259. Merkur.

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene, zeigt.

„Deutscher Merkur", herausgeg. (1773 — 1810) von Wieland. Die literarischen Spießruthen bemerken hierbei, in einigen Exemplaren stehe in dem Pentameter das malitiöse Komma hinter auch, und fehle hinter selten.

260. Horen. Erster Jahrgang.

Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.

Als „zu ernst wandelnd" bezeichnet Boas Schiller's „Briefe über ästhetische Erziehung", als „verwegen schreitend" Goethe's römische Elegien.

261. Minerva.

Trocken bist du und ernst, doch immer die würdige Göttin,
Und so leihest du auch gerne den Namen dem Heft.

„Minerva, eine Zeitschrift", herausgeg. (1792 — 1812) von Joh. Wilh. von Archenholz (geb. 1745, gest 1812).

262. Journal des Luxus und der Moden.

Du bestrafest die Mode, bestrafest den Luxus, und beide
Weißt du zu fördern, du bist ewig des Beifalls gewiß.

„Journal des Luxus und der Moden", herausgeg. (1786 bis 1822) von Friedr. Justin Bertuch (geb. 1747, gest. 1822), großherzogl. sächs. Legationsrath. Am 30. Januar 1796 schickte Goethe an Schiller das neueste Heft des Modejournals „wegen der Abhandlung S. 18 über die Xenien" (Böttiger's Abhandlung über die gemalten und geschriebenen Neujahrsgeschenke der alten Römer).

„Der Verfasser denkt wohl nicht," fügte er hinzu, „daß ihm auch eins für das nächste Jahr zubereitet werde."

263. Dieser Musen-Almanach.

Nun erwartet denn auch, für seine herzlichen Gaben,
Liebe Kollegen! von euch unser Kalender den Dank.

Vergl. X. 241 und das Schluß-Xenion.

264. Der Wolfische Homer.

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben;
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.

„Prolegomena zum Homer" (1794) von Friedr. August Wolf (geb. 1757, gest. 1824), damals Professor in Halle. S. oben (S. 110 f.) die Bemerkungen zum Epigramm Ilias. — Die streitenden Städte nennt der Vers:

Smyrna, Rhodos, Colophon, Salamis, Chios, Argos, Athenae.

265. M***.

Weil du doch Alles beschreibst, so beschreib' uns zu gutem Beschlusse
Auch die Maschine noch, Freund, die dich so fertig bedient.

Nach den literarischen Spießruthen der Vielschreiber Aug. Gottlieb Meißner (geb. 1753, gest. 1807), dessen Erzählungen, Romane, Fabeln, Biographien, Operetten u. s. w. 56 Bände füllen; nach Schütz, dem Boas beitritt, Christoph Meiners (geb. 1747, gest. 1810), Verfasser der verschiedenartigsten Werke, der eine besondere Gewandtheit besaß, aus Excerpten neue Bücher zusammenzustellen.

266. Herr Leonhard **.

Deinen Namen les' ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Ist es dein Name nur, Freund, den man in allen vermißt.

Leonhard Meister (geb. 1741, gest. 1811), damals Pfarrer in Zürich, unter dessen zahlreichen Schriften die „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur", die „Charakteristik deutscher Dichter" und die „Meisteriana" die bekanntesten sind.

267. Pantheon der Deutschen. 1. B.

Deutschlands größte Männer und kleinste sind hier versammelt;
Jene gaben den Stoff, diese die Worte des Buchs.

Die zwei ersten Bände des „Pantheons der Deutschen" gab der Buchhändler Hofmann in Chemnitz heraus. Der erste enthält eine Charakteristik Luther's, von Ernst Karl Wieland, Prof. in Leipzig, und eine Charakteristik Friedrich's II., von Dr. Heinr. Würtz in Altona.

268. Borussias.

Sieben Jahre nur währte der Krieg, von welchem du singest?
Sieben Jahrhunderte, Freund, währt mir dein Heldengedicht.

„Borussias, Epos in zwölf Gesängen" von Daniel Jenisch (geb. 1762, gest. 1804, vergl. X. 178). — Er antwortete durch die mehrerwähnten „Literarischen Spießruthen, oder die hochadeligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Minellii et Ramleri. Weimar, Jena und Leipzig, im eisernen Zeitalter der Humanität". Das Xenion gehört ohne Zweifel Schiller'n an, der sich auch eine Zeitlang mit dem Plan einer Fridericiade getragen hatte. — Das „Freund" im Pentameter erscheint bei ihm, wie bei Goethe, nicht selten als Lückenbüßer, um eine Pentameter-Hälfte zu schließen; so in X. 265, 266, 274, 282 u. v. a.

269. Guter Rath.

Accipe facundi culicem, studiose, Maronis,
Ne, nugis positis, arma virumque canas.

Der Xeniendichter schickt an Jenisch, der unter dem Namen „Gottschalk Necker" auch Satyren geschrieben hatte, Virgil's scherzhaftes Epos „Die Mücke", mit dem Rathe, das ernste Epos zu meiden, worin er, wie das vorige Xenion sagt, so unglücklich war. Entlehnt aus Martial's apophoreta XIV, 185. Virgilii Culex.

270. Reinecke Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut.

Hoffmeister scheint geneigt, das Xenion Schiller'n zuzuschreiben, weil dieser früher einen ähnlichen Gedanken über Euripides ausgesprochen (s. Schiller's Leben von Caroline von Wolzogen I, 337). Ich halte Goethe für den Verfasser. Was ihn zur „treuen Nachbildung" dieses „Hof- und Regentenspiegels" bewog, war eben die für alle Zeiten geltende Wahrheit, die er in dem Gedichte fand. Seine Bearbeitung erschien 1794.

271. Menschenhaß und Reue.

Menschenhaß? Nein, davon verspürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt.

„Menschenhaß und Reue", ein bekanntes Schauspiel von Kotzebue, das, ungeachtet seiner Werthlosigkeit, dennoch, wie Schiller 1788 (nachdem er es zuerst in Weimar hatte aufführen sehen) voraussagte, ein sehr großes Glück machte. — „Reue, die hab' ich gefühlt" um die verschwendete Zeit.

272. Schink's Faust.

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben,
Doch so prosaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund.

„Dr. Faust's Bund mit der Hölle" (im Archiv der Zeit, Jahrgang 1796), von Joh. Friedr. Schink (geb. 1755, gest. 1835),

Bibliothekar der Herzogin von Sagan. Er veröffentlichte noch zwei Bearbeitungen der Faustsage: „Der neue Faust, ein Duodrama" und „Johann Faust, eine dramatische Phantasie." Das letztgenannte Stück, worauf die Danziger Ausgabe das Xenion bezieht, kann nicht gemeint sein, da es erst 1804 erschienen ist.

273. An Madame B** und ihre Schwestern.

Jetzt noch bist du Sibylle, bald wirst du Parze, doch, fürcht' ich,
Hört ihr alle zuletzt gräßlich als Furien auf.

Die literarischen Spießruthen bemerken hierzu: „Madame B—r, jetzt Madame S—l in Jena". Madame Böhmer, Tochter des berühmten Orientalisten Michaelis in Göttingen, vermählte sich im J. 1796 mit A. W. Schlegel, trennte sich aber später von ihm und verheirathete sich an Schelling. Voll feuriger Verehrung für die Revolution (ihr erster Gatte war ein eifriger Klubbist in Mainz), prophezeite sie („Sibylle") den Waffen der französischen Republik die glänzendsten Siege.

274. Almansaris und Amanda.

Warum verzeiht mir Amanda den Scherz, und Almansaris tobet?
Jene ist tugendhaft, Freund; diese beweiset, sie sei's.

„Amanda" und „Almansaris" in Wieland's Oberon. In Almansaris vermuthet Boas „die Heldin des vorigen Distichons", Mad. Böhmer; in Amanda hätte, nach Saupe, vielleicht Charlotte von Schiller dem Xeniendichter vorgeschwebt. Vergl. oben (S. 277 f.) die „An Amanda" überschriebenen Distichen.

275. B**.

Wäre Natur und Genie von allen Menschen verehret,
Sag', was bliebe, Phantast, dann für ein Publikum dir?

Zielt nach den literarischen Spießruthen auf Wilh. Gottlieb Becker in Dresden (s. das folgende Distichon und X. 132), bei dem jedoch der Vorwurf der Phantasterei nicht recht zutrifft; nach Schütz auf Aug. Friedr. Bernhardi (geb. 1768, gest. 1820), und seine novellistischen und dramatischen Phantasiestücke, die später unter dem Titel „Bambocciaden" (1797 — 1800) gesammelt wurden; nach Boas und Saupe auf Friedr. Bouterwek (geb. 1766, gest. 1829) und seinen „Graf Donamar" (1791 — 93), einen phantastischen Roman voll abenteuerlicher Situationen.

276. Erholungen. Zweites Stück.

Daß ihr seht, wie genau wir den Titel des Buches erfüllen,
Wird zur Erholung hiermit euch die Vernichtung gereicht.

„Erholungen" herausgeg. (1796 — 1810) von W. G. Becker (s. X. 132). Im zweiten Stück steht „die Vernichtung", eine Vision von Jean Paul Friedr. Richter. Ich möchte das Xenion, mit Hoffmeister, Goethe'n zuschreiben, wenn gleich die Stelle eines Briefes von Goethe an Schiller, vom 10. August 1796, die Hoffmeister zur Unterstützung seiner Annahme citirt, sich nicht auf dies Xenion, sondern auf Goethe's „Chinesen in Rom" bezieht. Zu jenem wahrscheinlich, wie zu diesem wurde Goethe durch „eine arrogante Aeußerung Richter's in einem Briefe an Knebel in Disposition gesetzt." Richter hatte nämlich, mit Bezug darauf, daß Schiller in den Horen Goethe'n den deutschen Properz genannt, an Knebel geschrieben, „man bedürfe in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus, als eines Properz."

277. Moderecension.

Preise dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groschen
Hinwirft, so bist du fürwahr Krämern und Kindern ein Gott.

Unverändert in Goethe's „Jahreszeiten" (Herbst, 65) übergegangen.

278. Dem Zudringlichen.

Ein vor allemal, willst du ein ewiges Leben mir schaffen?
Mach' im zeitlichen doch mir nicht die Weile so lang!

Nach den literar. Spießruthen, Schütz, dem Danziger Herausgeber, Hoffmeister und Düntzer geht das Xenion auf Friedr. Schlegel, den Panegyristen Goethe's. Darnach wäre „ein ewiges Leben" als ewiger Nachruhm aufzufassen. Ich habe aber bereits in der ersten Ausgabe bemerkt, daß, nach der Zusammenstellung mit dem folgenden Xenion zu urtheilen, ein Frömmler, der den Dichter für die Ewigkeit gewinnen will, namentlich Friedr. Leop. Stolberg gemeint sein müsse, und Boas schließt sich dieser Ansicht an.

279. Höchster Zweck der Kunst.

Schade für's schöne Talent des herrlichen Künstlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Crucifix uns gemacht!

Zielt auf Friedr. Stolberg's Abneigung gegen die antike Kunst, wie X. 16, weßhalb Hoffmeister es Goethe'n zuschreibt.

280. Zum Geburstag.

Möge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft!

Auf Wieland gemünzt. Auch Jean Paul nennt Wieland's Perioden „langathmig", und Adelung vergleicht sie mit einem Satze Schachteln, wo immer eine aus der andern kriecht.

281. Unter vier Augen.

Viele rühmen, sie habe Verstand; ich glaub's für den Einen,
Den sie jedesmal liebt, hat sie auch wirklich Verstand.

Boas deutet das Xenion, wie mir scheint, sehr gesucht, auf Wieland's, der zierlichen Jungfrau „Gespräche unter vier Augen", einen politischen Dialog, der erst 1798 im Merkur erschien. Saupe entscheidet sich für die Beziehung auf Frau Dr. Böhmer*) (siehe X. 273 u. f.), „deren Verstand so Mancher rühmen konnte, da sie so Manchen, wenn nicht geliebt, doch gefesselt hatte."

282. Charade.

Nichts als dein Erstes fehlt dir, so wäre dein Zweites genießbar;
Aber dein Ganzes, mein Freund, ist ohne Salz und Geschmack.

Die Beziehung auf Georg Gustav Fülleborn (geb. 1769, gest. 1803), Professor in Breslau, scheint mir, obwohl sie keine ungezwungene Lösung der Charade gibt, doch jedenfalls der weithergesuchten Deutung von Boas auf Wieland's damals wieder abgedrucktes „Sinngedicht zur Geburtsfeier des Herrn Erbprinzen Carl Friedrich zu Sachsen=Weimar 1783" vorzuziehen sein **).

283. Frage in den Reichsanzeiger, W. Meister betreffend.

Zu was Ende die welschen Namen für deutsche Personen?
Raubt es nicht allen Genuß an dem vortrefflichen Werk?

Soll wahrscheinlich nur eine Frage im Geschmack des „Allgem. deutschen Reichsanzeigers" von R. Z. Becker (s. X. 252) sein. Aus der Schiller'n geläufigen Wortverbindung „Zu was Ende" schließt Hoffmeister, daß das Xenion ihm angehöre.

---

*) Ich bemerke nachträglich, daß Boas, die eben erwähnte Deutung zurücknehmend, in seinen Zusätzen zu „Schiller und Goethe im Xenienkampf" die Deutung auf Frau Böhmer gegeben hat.

**) In den eben erwähnten Zusätzen proponirt Boas noch die beachtenswerthe Auflösung: „Salzmann" (vergl. X. 148).

284. Göschen an die deutschen Dichter.

Ist nur erst Wieland heraus, so kommt's an euch übrigen alle,
Und nach der Lokation! Habt nur einstweilen Geduld!

Der Leipziger Buchhändler Georg Joachim Göschen (gest. 1830) verlegte damals (1794 — 1802) eine Prachtausgabe der Wieland'schen Werke in 36 Bänden und 6 Supplementbänden zum Preise von 250 Thlr. „Nach der Lokation", nach der Reihenfolge, wie sie ihm ihre Schriften in Verlag gegeben, oder, wie Saupe interpretirt, nach der Stufenfolge der dabei gestellten Forderungen.

285. Verleger von P** Schriften.

Eine Maschine besitz' ich, die selber denkt, was sie drucket;
Obengenanntes Werk zeig' ich zur Probe hier vor.

„L'homme machine" in Ernst Platner's (s. X. 64): „Philosophischen Aphorismen" (Leipzig, 1793 — 1800). Hoffmeister meint, das Xenion gehöre zu X. 64 und 65, und gehöre, wie diese, Schiller'n an, was sich im Allgemeinen von allen philosophischen Xenien sagen lasse.

286. Joseph's II. Dictum an die Buchhändler.

Einem Käsehandel verglich er eure Geschäfte?
Wahrlich, der Kaiser, man sieht's, war auf dem Leipziger Markt.

287. Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften.

Wie auf dem ü fortan der theure Schnörkel zu sparen?
Auf die Antwort sind dreißig Dukaten gesetzt.

Satyre auf die kleinlichen Preisaufgaben einzelner Akademien (Düntzer denkt an die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt), und vielleicht zugleich auf die wunderlichen Verbesse-

rungsvorschläge für deutsche Orthographie von Christian Heinr. Wolke (geb. 1741, gest. 1825).

288. G. G.

Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Gelehrte Gesellschaften. In die Gedichtsammlung aufgenommen mit zwei unbedeutenden Varianten: „sieht man ihn einzeln" und „gleich wird euch."

289. Hörsäle auf gewissen Universitäten.

Prinzen und Grafen sind hier von den übrigen Hörern gesondert;
Wohl! denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier.

So namentlich in Göttingen und Jena, aber auch im Platner'schen Hörsaal (vergl. X. 64). Hoffmeister bemerkt mit Recht: „Der Inhalt weist dieses Epigramm eben so sehr von Goethe ab, als er es Schiller'n zuspricht."

290. Der Virtuose.

Eine hohe Noblesse bedien' ich heut mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige sich hört.

Nach der Danziger Ausgabe der blinde Flötenspieler Friedr. Ludw. Dülon (geb. 1769, gest. 1826). Saupe will es lieber kollektiv auf die Virtuosen bezogen wissen, „die in ihren Konzertprogrammen, unter tiefen Bücklingen vor dem hohen Adel, die charakteristische Natur und Sphäre ihres Instruments verläugnen, und statt Kunstleistungen Kunststücke annonciren."

291. Sachen, so gesucht werden.

Einen Bedienten wünscht man zu haben, der leserlich schreibet,
Und orthographisch, jedoch nichts in Bell-Letters gethan.

Wahrscheinlich ein Xenion von Schiller; wenigstens äußerte er sich ähnlich gegen Fräulein von Wurmb (den 8. März 1801): „In unserer Zeit gibt sich jeder Bediente mit Lektüre ab, und schreibt am Ende auch wohl selbst" (Fr. v. Wolzogen, Schiller's Leben II, 210).

292. Französische Lustspiele von Dyk.

Wir versichern auf Ehre, daß wir einst witzig gewesen,
Sind wir auch hier, wir gestehn's, herzlich geschmacklos und fad.

„Komisches Theater der Franzosen" von Dyk (s. X. 45). Vergl. X. 34.

293. Buchhändler-Anzeige.

Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre Bestimmung zu kennen;
Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jetzt verkauft.

In Schiller's Gedichtsammlung aufgenommen. Das Xenion bezieht sich ursprünglich auf Joh. Joach. Spalding's Schrift „Ueber die Bestimmung des Menschen", deren 13. Auflage 1794 bei Weidmann in Leipzig erschien.

294. Auktion.

Da die Metaphysik vor Kurzem unbeerbt abging,
Werden die Dinge an sich morgen sub hasta verkauft.

Hoffmeister erklärt: „Geht auf die Philosophen, welche die vorkantische Metaphysik wieder aufbringen wollten, die von der Meinung ausging, die Dinge an sich (die absolute Wahrheit) begreifen zu können." Ohne Zweifel ein Schiller'sches Xenion.

295. Gottesurtheil.

(Zwischen einem Göttinger und Berliner.)

Oeffnet die Schranken! Bringet zwei Särge! Trompeter, geblasen!
Almanachsritter, heraus gegen den Ritter vom Sporn!

Karl von Reinhard (geb. 1763), damals Privatdocent zu Göttingen und (seit 1795) Herausgeber des von Gotter und Boie begründeten und später von Bürger redigirten Göttinger Musen-Almanachs („Almanachsritter") lebte in literarischer Fehde mit Jenisch (s. X. 268), damals Prediger zu Berlin.

296. Sachen, so gestohlen worden.

(Immanuel Kant spricht:)

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebisch entwendet;
Leicht sind sie kenntlich, es steht sauber mein I. K. darauf.

297. Antwort auf obigen Avis.

Wenn nicht Alles mich trügt, so hab' ich besagte Begriffe
In Herrn Jakob's zu Hall' Schriften vor Kurzem gesehn.

Zu X. 296 und 297, die wir unbedenklich Schiller'n zuschreiben dürfen, vergl. X. 54.

298. Schauspielerin.

Furiöse Geliebten sind meine Forcen im Schauspiel,
Und in der Comédie glänz' ich als Branntweinfrau.

Man bezog es auf eine Schauspielerin der Sekonda'schen Truppe in Leipzig. Nach Boas ist Sophie Albrecht (geb. 1757, gest. 1838) gemeint.

299. Professor Historiarum.

Breiter wird immer die Welt und immer mehr Neues geschiehet;
Ach! die Geschichte wird stets länger und kürzer das Brod!

Die literarischen Spießruthen beziehen das Xenion auf Schiller selbst, der als Professor in Jena nur 200 Thlr. Gehalt bezog. Dagegen spricht, daß Schiller seit mehrern Jahren keine Kollegia mehr

las und eine Nominalprofessur der Philosophie bekleidete, weßhalb er auch 1789, als er sich auf dem Titel seiner Antrittsrede in aller Unschuld einen Professor der Geschichte nannte, mit dem Nominalprofessor derselben, Christian Gottfried Heinrich (geb. 1748, gest. 1802), in Kollision gerieth. Die Deutung des Xenions auf den Letztern findet in eben diesem Konflikt einen nur schwachen Anhaltspunkt. Ich möchte es lieber allgemeiner auf das Loos der Professores historiarum beziehen.

300. Recension.

Sehet wie artig der Frosch nicht hüpft! Doch find ich die hintern
Füße um Vieles zu lang, so wie die vordern zu kurz.

Eine Recension über Schiller's Musen-Almanach auf 1796 in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" erklärt zuerst, daß dieser eine rühmliche Ausnahme unter seinen Genossen mache, steigert dann aber, bei der Beurtheilung der einzelnen Beiträge, fortwährend den Tadel. Boas schreibt das Xenion (wie X. 179) Goethe'n zu, der sich damals viel mit der Anatomie kaltblütiger Thiere beschäftigte.

301. Literarischer Adreßkalender.

Jeder treibe sein Handwerk; doch immer steh' es geschrieben:
Dies ist das Handwerk, und der treibet das Handwerk geschickt.

Hoffmeister bemerkt von den Xenien 301 bis 308: „Sie tragen durchaus das Schiller'sche Geistessiegel an sich, und schließen sich auch zu einem Ganzen an die „Jeremiaden" an, die Schiller als sein Eigenthum anerkannte." In die erstere Behauptung kann ich nicht einstimmen; vielmehr glaube ich an einigen Goethe's Ton bestimmt zu erkennen.

302. Neueste Kritikproben.

Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach meinen Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantasirst.

Bezieht sich, nach Boas, auf einen Brief von Friedr. Schlegel in Reinhardt's Journal Deutschland: „Schiller's Musen-Almanach betreffend", worin neben manchem Lobe harte Stellen vorkamen, wie folgende: „Es ist Schiller'n unmöglich, sich selbst zu beschränken und unverrückt einem endlichen Ziele zu nähern.... Die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar."

303. Eine zweite.

Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck;
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt.

Boas deutet das Epigramm auf die bei X. 300 angezogene Recension, worin eine Stelle aus Goethe's Gedicht „der Besuch" mitgetheilt und darüber bemerkt wird: „Man kann in der That weder feiner noch zarter fühlen, noch das Gefühlte glücklicher wiedergeben. Jeder Ausdruck ist gewählt und gewogen, und jeder der wahre oder vielmehr der einzige." In dem, was dann weiterhin über das Gedicht gesagt wird, kann ich aber nicht mit Saupe eine Auflösung dieser Lobsprüche fast in das Gegentheil finden; es heißt: „Sollten wir dies liebliche Gemälde mit wenigen Worten charakterisiren, so würden wir auf selbiges anwenden, was Winckelmann von den Grazien in dem Palaste Ruspoli rühmt. Ihre Miene, sagt er, deutet weder auf Fröhlichkeit noch auf Ernst, aber sie ist der Ausdruck einer stillen Zufriedenheit, dergleichen der jugendlichen Unschuld eigen zu sein pflegt."

304. Eine dritte.

Du nur bist mir der würdige Dichter! Es kommt dir auf eine Platitüde nicht an, nur um natürlich zu sein.

In Reichardt's Journal „Deutschland" war noch vor dem bei X. 302 erwähnten Schlegel'schen Briefe eine kritische Zusammenstellung des Vossischen Musen-Almanachs, des Schiller'schen, und des Kalenders der Musen und Grazien von Schmidt (s. X. 246) erschienen, worin Goethe's venetianische Epigramme mit den „simplen, kunstlosen Naturscenen" Schmidt's verglichen, und den letztern nicht undeutlich der Vorzug zuerkannt wurde.

305. Schiller's Würde der Frauen.

Vorn herein liest sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten,
Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz artig sich aus.

Die bei X. 302 angezogene Kritik Schlegel's urtheilt über das in der Ueberschrift erwähnte Gedicht: „Strenge genommen, kann diese Schrift nicht für ein Gedicht gelten; weder der Stoff noch die Einheit sind poetisch. Doch gewinnt sie, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechselt und das Ganze strophenweise rückwärts liest."

306. Pegasus, von eben demselben.

Meine zarte Natur schokirt das grelle Gemälde;
Aber, von Langbein gemalt, mag ich den Teufel gern sehn.

Schiller's Musen-Almanach für 1796 enthielt den „Pegasus in der Dienstbarkeit" (s. oben S. 14) und ein Stück von Langbein (geb. 1757, gest. 1835): „Der Kirchenbau zu Aachen", worin die bekannte Sage von dem um eine Menschenseele betrogenen Teufel behandelt ist. Schlegel urtheilt nun in der mehrerwähnten

Kritik des Musen-Almanachs: „Die Meisterzüge im Einzelnen (des Gedichtes „Pegasus"), wie die erste Erscheinung des Apollo, söhnen mit der Grellheit des Ganzen nicht aus. — In Langbein's Legende fehlt es wenigstens nicht an munterer Laune, welche man nur hier und da von einigen Gemeinheiten befreien möchte."

307. Das ungleiche Verhältniß.

Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück ließ sich vertuschen,
Hätten die Kritiker nicht ach! so entsetzlich viel Geist.

Ist wohl auf Friedr. Schlegel und die geistverwandten Kritiker gemünzt.

308. Neugier.

Etwas wünscht' ich zu sehn: ich wünschte einmal von den Freunden,
Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn.

Aehnlich sagt Schiller in einem Briefe an Goethe (Briefw. Thl. 5, S. 57): „Es ist freilich leichter tadeln, als hervorbringen .... Wüßten es nur die allezeit fertigen Urtheiler, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!" Hoffmeister erinnert hierbei an die 92. Votivtafel: Die Unberufenen (siehe oben S. 346).

309. Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach! und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

Dieses Xenion und die folgenden, bis Nr. 318 einschließlich, hat Schiller nachher zu einem Ganzen zusammengestellt und unter dem Titel „Jeremiade" in die Gedichtsammlung aufgenommen. — Ueber den „Reichsanzeiger" s. X. 71 und 252; man hat sich diese und die folgenden Klagen nicht gerade aus ihm entnommen, sondern nur in seinem Geiste gehalten zu denken. Am 18. Decbr.

1798 schrieb Schiller an Goethe: „Garve, hör' ich, soll gestorben sein. Wieder Einer aus dem goldenen Weltalter der Literatur weniger! wird uns Wieland sagen."

310. Böse Zeiten.

Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs Leben nicht mehr.

Man kann an Nicolai's Lobreden auf den gesunden Menschenverstand und an seine Klagen über die philosophischen Querköpfe (Anmerk. zu X. 184, vergl. X. 189) denken, „welche mit einer Menge tiefsinnigseinsollender Schriften voll transscendentaler Hirngespinnste die deutsche Literatur verderben." Boas weist hierbei auf eine Abhandlung von Friedr. Schlegel im sechsten Stück des Journals „Deutschland", worin es heißt, die ewigen Gränzen des Wahren und Schönen seien so verwirrt, daß die Philosophie poetisire, und die Poesie philosophire.

311. Scandal.

Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.

Kant und seine Anhänger, die Idee der Tugend rein auf der des freien Willens aufbauend, wiesen ihr einen Platz außerhalb der Aesthetik an.

312. Das Publikum im Gedränge.

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt, und geniren wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.

313. Das goldene Alter.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm' doch wieder, o komm', witzige Einfalt, zurück!

„Das goldene Alter" der deutschen Literatur, wo naive Leipziger Stubenmädchen in den Lustspielen von Gellert, Dyk, Weiße u. A. figurirten.

314. Komödie.

Komm', Komödie, wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Siegmund, du süßer Amant, Maskarill, spaßhafter Knecht.

„Siegmund" in Gellert's „zärtlichen Schwestern"; „Maskarill" in Lessing's „Schatz".

315. Alte deutsche Tragödie.

Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
Und du Menuetschritt unsres geborgten Kothurns.

Die nach französisch-gottsched'schen Theorien gearbeiteten Trauerspiele von Joh. Friedr. von Cronegk (geb. 1731, gest. 1758), von Joh. Elias Schlegel (geb. 1718, gest. 1749) u. A. — „Menuetschritt", Hindeutung auf den schleppend-einförmigen Gang des Alexandriners und überhaupt auf das geringe Leben jener Dramen.

316. Roman.

Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt.

Produkte des kalten Verstandes, wie Dusch's „Karl Ferdiner", Haller's „Usong", „Alfred" u. s. w., deren Verfasser freilich nicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wie geniale Dichter, die oft die Fülle des Lebens kaum durch die Form zu bewältigen wissen. — Die literarischen Spießruthen deuten hierbei speciell auf „Feßler und seine Apologie, Bouterweck's eleusinische Geheimnisse". Ignaz Aurelius Feßler (geb. 1756, gest. 1839), Verfasser moralisirender Geschichtsromane, hatte in das „Archiv der

Zeit" (1796, März) eine Ehrenrettung des philosophisch-geschichtlichen Romans einrücken lassen; und Friedr. Bouterweck (geb. 1766, gest. 1828) hatte 1795 seinen Roman: „Paulus Septimius oder das letzte Geheimniß des eleusinischen Priesters in zehn Nächten" veröffentlicht, worin er Kant's Philosophie zu popularisiren versuchte.

317. Deutliche Prosa.

Alte Prosa, komm' wieder, die Alles so ehrlich heraussagt,
Was sie denkt und gedacht, und was der Leser sich denkt.

Auch aus dem Epigramm „Der Meister" (86. Votivtafel) sehen wir, daß Schiller die Meisterschaft des Styls in die Kunst des weisen Verschweigens setzte.

318. Chorus. vgl. 309.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach! und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit.

319. Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, so zieht man hier die Autoren,
Wie sie kommen; nur daß Niemand dabei was gewinnt.

320. Die zwei Fieber.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.

Schiller hat später dieses Xenion mit den beiden folgenden unter der Ueberschrift „Griechheit" zusammengestellt und in die Gedichtsammlung aufgenommen. — „Gallomanie", wahnsinnige Vorliebe (μανια) für die Gallier; in der Periode vor Klopstock und Lessing herrschte in der deutschen Poesie der französische Ungeschmack, welchen Mangel an wahrer Empfindung und sinnlicher Anschaulichkeit,

strenge, abgezirkelte Form charakterisirten; daher das „kalte" Fieber. Gegen ihn erhoben sich zuerst Bodmer und Breitinger; und als nun auch Klopstock eine Umgestaltung der deutschen Dichtkunst nach griechischen Vorbildern unternahm, und Lessing die Gallomanie beurtheilend und selbstschaffend angriff, warfen sich die bessern Köpfe in die neugebrochene Bahn. Nun aber steigerte sich die Vorliebe für die griechische Poesie zu einer wahren Gräcomanie. Den von ihr befangenen empfiehlt der Dichter die verständige Betrachtung, die ruhige Besonnenheit, die Klarheit und das schöne Maß, die in so hohem Grade die Meisterwerke der Griechen charakterisiren (vergl. Jean Paul's Vorschule der Aesthet. I, 19). Insbesondere zielen diese drei Xenien auf Friedr. Schlegel's Abhandlung „Ueber das Studium der griechischen Sprache", welche zwar erst 1797 vollständig als Einleitung zur Schrift „Die Griechen und Römer", im Auszuge aber schon früher im Journal „Deutschland" erschien. Darin heißt es unter Anderm: „Die griechische Kunst hat wirklich den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht; der Genuß der Werke ihres goldnen Zeitalters ist vollständig und selbstgenügsam; sie sind das Urbild der Kunst und des Geschmacks ... Im strengsten Sinne des Worts hat auch nicht ein einziges modernes Kunstwerk, geschweige denn ein ganzes Zeitalter der Poesie, den Gipfel ästhetischer Vollendung erreicht."

321. Griechheit.

Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit! Drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns sprecht!

322. Warnung.

Eine würdige Sache verfechtet ihr, nur mit Verstande,
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

323. Uebertreibung und Einseitigkeit.

Daß der Deutsche doch Alles zu einem Aeußersten treibet,
Für Natur und Vernunft selbst, für die nüchterne, schwärmt!

Ich schreibe dieses Xenion, gegen die Ansicht von Boas, Goethe'n zu. Es ist ihm gerade sehr geläufig, solche allgemeine Erscheinungen aus dem Nationalcharakter abzuleiten.

324. Neueste Behauptung.

Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen,
Denn sie verstehen bloß charakteristisch zu sein.

Friedr. Schlegel sagt a. a. O.: „Charakterlosigkeit scheint der einzige Charakter der modernen Poesie, Verwirrung das Gemeinsame ihrer Masse u. s. w." und dann weiterhin: „Nichts kann die Künstlichkeit der modernen ästhetischen Bildung besser erläutern und bestätigen, als das große Uebergewicht des Individuellen, Charakteristischen und Philosophischen in der ganzen Masse der modernen Poesie."

325. Griechische und moderne Tragödie.

Unsre Tragödie spricht zum Verstand, drum zerreißt sie das Herz so;
Jene setzt in Affekt, darum beruhiget sie.

Nach Schlegel war bei den Griechen der Trieb „der unumschränkte Gesetzgeber und Führer der Bildung"; bei den Neuern aber sei der Verstand „die lenkende, gesetzgebende Macht". Er stellt außerdem den Satz auf: „Die trefflichsten Gedichte der Neuern vereinigen nicht selten das Gemüth nur, um es schmerzlicher wieder zu zerreißen."

326. Entgegengesetzte Wirkung.

Wir Modernen, wir gehen erschüttert, gerührt aus dem Schauspiel;
Mit erleichterter Brust hüpfte der Grieche heraus.

327. Die höchste Harmonie.

Oedipus reißt die Augen sich aus, Jokasta erhenkt sich,
Beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst.

X. 326 u. 327. Schlegel hatte a. a. O. der modernen Poesie die volle Befriedigung abgesprochen, die sich nur in dem vollständigen Genuß findet, wo jede erregte Erwartung erfüllt, auch die kleinste Unruhe aufgelöst wird, wo alle Sehnsucht schweigt." Weiterhin bezeichnete er als endliches Resultat der antiken (ästhetischen) Tragödie „die höchste Harmonie", als Resultat der modernen (philosophischen) Tragödie „die höchste Disharmonie". Jene höchste Harmonie weist nun unser Xenion ironisch am Schlusse von Sophokles' „Oedipus Tyrannos" nach.

328. Aufgelöstes Räthsel.

Endlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht:
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.

Schlegel urtheilt a. a. O. über Shakespeare's Hamlet: „Es gibt vielleicht keine vollkommenere Darstellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so grenzenloses Mißverhältniß der denkenden und thätigen Kraft, wie in Hamlet's Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist ein Maximum der Verzweiflung."

329. Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu sagen, sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

Allgemeiner zu deuten, wenn gleich eine speciellere Beziehung auf die von Goethe in Wilhelm Meister entwickelten Ansichten über Hamlet, und Schlegel's Anwendung derselben nicht ausgeschlossen ist. —

Das Xenion ist unter gleichem Titel und unverändert in Schiller's Gedichtsammlung aufgenommen.

330. Geschwindschreiber.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren,
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

331. Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert.

In Schiller's Gedichtsammlung finden sich diese beiden Xenien, in umgekehrter Ordnung und zu einem Ganzen verbunden, unter der Ueberschrift „Die Sonntagskinder". — Auch sie beziehen sich zunächst noch auf die Brüder Schlegel, so daß wir die Xenien 320 bis 331 als eine besondere Gruppe zu betrachten haben.

An diese reiht sich zum würdigen Beschlusse die nun folgende große Gruppe der Todtenerscheinungen (X. 332 bis 414), in der sich wieder mehrere Unterabtheilungen unterscheiden lassen. Hier schwingt Schiller, denn ihm gehören ohne Zweifel die meisten dieser Distichen an, seine Geißel noch einmal mit verdoppelter Kampflust nach allen Seiten hin; Geist und Humor glänzen in erhöhtem Lichte; aber mitunter zeigt sich auch eine zu schonungslose Härte.

332. Xenien.

Muse, wo führst du uns hin? Was! gar zu den Manen hinunter?
Hast du vergessen, daß wir nur Monodistichen sind?

Den 31. Jan. 1796 schrieb Schiller an Goethe: „Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch zum Theil schon ausgeführt sind (nur

das Schluß-Xenion 414 hat sich davon erhalten); eben so auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen."

333. Muse.

Desto besser! Geflügelt, wie ihr, dünnleibig und luftig,
Seele mehr als Gebein, wischt ihr als Schatten hindurch.

Gewöhnlich führt man ja, meinen die Xenien im vorigen Distichon, nur große epische Dichtungen in den Tartarus hinab (Höllenfahrten des Odysseus, des Aeneas; Dante u. s. w.); die Muse erwidert ihnen, als dünnleibige, luftige Monodistichen, ähnlich den Seelen der Abgeschiedenen (wie Homer diese im 11. Buche der Odyssee beschreibt), würden sie um so leichter durchschlüpfen.

334. Acheronta movebo.

Hölle, jetzt nimm dich in Acht, es kommt ein Reisebeschreiber,
Und die Publicität deckt auch den Acheron auf.

Nicolai's Reisebeschreibung (s. X. 184). — Die Ueberschrift aus Virgil's Aeneide (VII, 312):

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.

335. Sterilemque tibi, Proserpina, vaccam.

Hekate! Keusche! dir schlacht' ich die Kunst zu lieben von Manso;
Jungfer noch ist sie, sie hat nie was von Liebe gewußt.

S. X. 35 bis 40 nebst Erläuterungen. — Die Ueberschrift ist wieder der Schluß eines Verses der Aeneide (VI, 251):

Dir, Proserpina, würgt er die Kuh, unfruchtbar und fehllos.

336. Elpänor.

Muß ich dich hier schon treffen, Elpänor? Du bist mir gewaltig
Vorgelaufen! und wie? gar mit gebrochnem Genick?

337. Unglückliche Eilfertigkeit.

Ach! wie sie Freiheit schrieen und Gleichheit, geschwind wollt' ich folgen,
Und weil die Trepp' mir zu lang däuchte, so sprang ich vom Dach.

Beide Xenien zielen auf Eulogius Schneider, geb. 1756, Pfarrer und Professor an der Universität zu Bonn, als Dichter zu seiner Zeit geschätzt. Er ging, vom Revolutionsschwindel fortgerissen, nach Frankreich, wurde Vikar des konstitutionellen Bischofs von Straßburg, dann Maire zu Hagenau, zuletzt Civil-Kommissär bei der Elsaß-Armee; als solcher verübte er furchtbare Gräuel, bis ihn die Kommissäre des Konvents gefangen nehmen und zu Paris 1794 guillotiniren ließen. — Der Dichter parodirt hier eine Stelle aus der Odyssee (XI, 62 ff.), wo Elpenor's Schattenbild dem Odysseus seinen Tod erzählt:

Denn auf der Kirke Palast, gestreckt im Schlafe, vergaß ich,
Wieder hinabzusteigen, zur langen Treppe mich wendend;
Sondern gerade vom Dach enttaumelt' ich, daß mir der Nacken
Aus dem Gelenk' abbrach, und der Geist zum Ais hinabfuhr.

338. Achilles.

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter;
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

339. Trost.

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill. Es lebet dein Name
In der Bibliothek schöner Scientien hoch.

340. Seine Antwort.

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermsten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänsegeschlechts Führer sein, wie du erzählst.

Die drei Xenien gehen auf Joh. Gotthold Ephraim Lessing (geb. 1729, gest. 1781) und die „N. Bibliothek schöner Wissenschaften" (s. X. 45 und 46). — Die in diesen Xenien parodirten Homerischen Verse finden sich in der Odyssee (XI, 482 ff.), wo Odysseus sein Gespräch mit dem Schatten des Achilleus im Hades erzählt:

Dir aber, Achilleus,
Gleicht in der Vorzeit Keiner an Seligkeit, noch in der Zukunft;
Denn dich Lebenden einst verehrten wir, gleich den Göttern,
Argos Söhn'; und jetzo gebietest du mächtig den Geistern,
Wohnend allhier. Drum laß dich den Tod nicht reuen, Achilleus.
Also ich selbst; und sogleich antwortet' er, Solches erwidernd:
Nicht mir rede vom Tod' ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.

341. Frage.

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur beide noch walten, und wie?

342. Antwort.

Freilich walten sie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.

Die parodirten Homerischen Verse, die sich an die oben mitgetheilten anschließen, lauten:

Auf! von dem trefflichen Sohn erzähle mir jetzo die Wahrheit,
Ob er zum Krieg mitzog in den Vorkampf, oder nicht also
u. s. w.

Da hier Achilleus fortspricht, so liegt es nahe, in den imitirten Versen des X. 341 als den Fragenden sich noch Lessing zu denken. Aus einem Briefe Schiller's an Goethe vom 28. October 1796 geht aber hervor, daß die beiden Schlegel (August Wilhelm und Friedrich) die „jungen Nepoten" sein sollten, die vielleicht als

Nachfolger Lessing's in der Kritik so genannt wurden. Mit dem Danziger Herausgeber legen aber die meisten Interpreten die Frage dem dramatischen Dichter Johann Elias Schlegel (geb. 1718, gest. 1749) in den Mund, welcher freilich der Oheim der jüngern Schlegel war, dem man aber nicht ohne Zwang auch die folgende Frage („Melde mir auch, ob du Kunde vom alten u. s. w.) zuschreiben kann.

343. Frage.

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich liest.

Der „alte Peleus" ist Joh. Ludwig Gleim (geb. 1719, gest. 1803), damals ein 77jähriger Greis. — Die parodirten Homerischen Verse lauten:

Sage mir auch, was von Peleus, dem Tadellosen, du hörtest,
Ob er noch ehrenvoll bei den Myrmidonen gebietet.

344. Antwort.

Ach! ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
Die einst des G*** herrliche Saiten belebt.

Gleim gab unter dem Namen des Grenadiers seine trefflichen „Preußischen Kriegslieder" heraus. Leider wußte er mit dem Versiegen seiner Dichtkraft nicht rechtzeitig zu schließen. Er erwiederte die beiden Xenien mit seiner Schrift: „Kraft und Schnelle des alten Peleus." (Halberst. 1797). — Die parodirten Verse sind:

Doch nicht hatt' er annoch die spannende Kraft und die Stärke,
Wie sie vordem ihm gestrebt in den leicht gebogenen Gliedern.

345. Ajax.

Ajax, Telamon's Sohn! So mußtest du selbst nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Recension?

Ajax ist **Gottfr. Aug. Bürger** (geb. 1748, gest. 1794). Schiller hatte in der Allgem. Lit. Zeit. vom Jahr 1791 Bürger's Gedichte einer strengen Kritik (abgedruckt in Schiller's Werken) unterworfen, und so den ohnedieß schwer gebeugten Dichter tief gekränkt. Daß Schiller ihn als Ajax darstellt, beweist seine Achtung für den Getadelten, die er übrigens auch in jener Recension nicht verläugnete. Die zu Grunde liegenden Homerischen Verse sind (Odyss. XI, 553 ff.):

Ajas, Telamon's Sohn, des Untadligen, mußtest du nie denn,
Auch nicht todt, mir vergessen den Unmuth, wegen der Rüstung?

346. Tantalus.

Jahre lang steh' ich so hier, zur Hippokrene gebücket,
Lechzend vor Durst; doch der Quell, will ich ihn kosten, zerrinnt.

Joh. Christoph Gottsched (geb. 1700, gest. 1766). — Vergl. Odyss. XI, 582 ff.:

Auch den Tantalus schaut' ich, den hart von Jammer bedrängten,
Mitten im Teich dastehend, der nahe das Kinn ihm bespülte.
Lechzend strebt' er vor Durst, und den Trunk nicht konnt' er erreichen.
Denn so oft sich bückte der Greis, nach dem Trunke verlangend,
Schwand ihm das Wasser zurück und versiegete, daß um die Füße
Schwarz der Boden erschien; denn es trocknete solchen ein Dämon.

347. Phlegyasque miserrimus omnes admonet.

O ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend ein Jeder,
Der auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!

Joh. Georg Adam Forster (geb. 1754) ging 1793 von Mainz, wo er eine Professorstelle bekleidete, voll Begeisterung für die französische Revolution, nach Paris, starb dort aber ein Jahr später, voll Gram über die getäuschten Hoffnungen. Man glaubte damals,

daß seine Gattin Therese, geb. Heyne (Tochter des berühmten Göttinger Philologen), später mit Ludw. Ferd Huber vermählt, den Freiheitsschwindel in ihm genährt habe. — Die Ueberschrift ist der Schluß eines Verses der Äneide V. 617 im sechsten Buche, wo das Leiden der Frevler im Tartarus geschildert wird:

. . . . . . und Phlegyas warnet im Elend
All umher und bezeugt sie mit lautem Ruf durch die Schatten:
Lernet gewarnt recht thun und nicht mißachten die Götter!

348. Die dreifarbige Kokarde.

Wer ist der Wüthende da, der durch die Hölle so brüllet,
Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerfleischt?

Geht nach Boas ebenfalls auf Forster. Uebrigens nennt Hoffmeister mit Recht „die herzlose Bitterkeit auffallend, mit welcher Schiller hier und sonst (z. B. Xenion 230, 231, 235) politische Fehlgriffe geißelt, denen er, hätte die französische Revolution im Anfange der achtziger Jahre begonnen, ohne Zweifel selbst anheimgefallen wäre.“ Goethe schrieb dagegen am 17. Februar 1794 an Sömmering: „So hat der arme Forster denn doch seine Irrthümer mit dem Leben müssen... Ich habe ihn herzlich bedauert.“

349. Agamemnon.

Bürger Odysseus! Wohl dir! bescheiden ist deine Gemahlin,
Strickt dir die Strümpfe, und steckt keine drei Farben dir an.

Agamemnon spricht in der Odyssee (XI, 444 ff.) zum Odysseus, nachdem er ihm seinen kläglichen Tod erzählt hat:

Doch nicht dir droht künftig, Odysseus, Mord von der Gattin;
Denn traun! viel zu verständig und tugendhafter Gesinnung
Ist Ikarios Tochter, die sinnige Penelopeia.

Man bezieht das Xenion gewöhnlich auf Klopstock (geb. 1724, gest. 1803), der sich durch seine Oden auf die französische Revolution,

und durch die Annahme des französischen Bürgerrechts fast um seine dänische Pension gebracht hätte, und, wie es heißt, nur durch seine Gattin Johanna, verwittwete Frau von Winthem von der Veröffentlichung seiner wärmsten Freiheitslieder abhalten ließ. Indeß spricht gegen diese Deutung der Umstand, daß der Xeniendichter, wenn er gleich hie und da den lebenden Autoren gelegentlich einen Hieb versetzen wollte, doch sonst keinen derselben in die Unterwelt eingeführt hat, was auch die Fiktion ganz zerstört haben würde. Die Xenien 357 und 358 sind nur scheinbare Ausnahmen, und einige der spätern Xenien, wie 379 — 381, die man gewöhnlich auf damals noch Lebende bezieht, lassen eine andere Deutung zu. Saupe denkt wieder an Forster, der, wie Agamemnon, „des Weibes Rath horchend" seinen Tod gefunden, und das glücklichere Loos des Odysseus-Klopstock preist, den die bescheidene Gemahlin vor solchem Ausgang bewahrt. Ich adoptire diese Erklärung mit der Modifikation, daß ich Agamemnon-Forster das Schicksal des Odysseus-Schiller preisen lasse, der eine sinnige Penelope zur Gattin hatte; denn Schiller figurirt ja eben als Odysseus in der Unterwelt, und hatte wegen des ihm vom National-Convent zuerkannten Bürger-Diploms Anspruch auf das Prädikat: „Bürger Odysseus".

350. Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme.

Köpfe schaffet euch an, ihr Liebden! Thut es bei Zeiten!
Wer nicht hat, er verliert auch, was er hat, noch dazu.

Man deutete es auf den berüchtigten Herzog Louis Joseph Philipp von Orleans, der 1794 guillotinirt wurde. — „Porphyrogeneta" bei den Byzantinern ein im Purpurzimmer Geborener; dann überhaupt Jemand aus der Regentenfamilie. — Vergl. X. 235.

351. Sisyphus.

Auch noch hier nicht zur Ruh', du Unglücksel'ger! Noch immer
Rollst du bergauf, wie einst, da du regiertest, den Stein!

Christian Adolph Klotz (geb. 1738, gest. 1771), bei vielen Mängeln der Bildung, doch ein begabter Geist, behauptete längere Zeit eine bedeutende Autorität in der literarischen Welt, bis er durch seinen Streit mit Lessing von seinem kritischen Richterstuhle herabgestürzt wurde. — Vergl. Odyssee XI, 593 — 600.

352. Sulzer.

Hüben über den Urnen! Wie anders ist's, als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt.

Joh. Georg Sulzer's (geb. 1720, gest. 1779) fünf Abhandlungen: „Ueber die Unsterblichkeit der Seele, als ein Gegenstand der Physik betrachtet". — Hoffmeister hält schon wegen des Ausdrucks „Hüben über den Urnen" (vrgl. X. 94) dieses Xenion für ein Goethe'sches. — S. auch die Bemerkungen zum folgenden Xenion.

353. Haller.

Ach! wie schrumpfen allhier die dicken Bände zusammen!
Einige werden belohnt, aber die meisten verziehn.

Man könnte es auf Albrecht von Haller's (geb. 1708, gest. 1777) Polygraphie überhaupt beziehen; er schrieb außer seinen Gedichten zahlreiche und voluminöse Bände über Physiologie, Medicin, Botanik, drei politische Romane u. s. w. Aber die Stellung zwischen Sulzer und Mendelssohn macht es wahrscheinlich, daß hier auf Schriften ähnlicher Art, namentlich auf seine gegen Voltaire gerichteten „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung" und die „Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister wider die Offenbarung" angespielt wird. — Hoffmeister hielt das vorliegende Xenion für ein Schiller'sches. Nun macht aber Düntzer darauf aufmerksam, daß dieses Epigramm und das vorhergehende eine Stelle aus dem Traum der Portia in Klop-

stock's Messias (VII, 418 ff.) parodiren, wo Sokrates den Richter der andern Welt schildert:

Sieh, es zählet die Zahl, und die Wagschal' wägt und das Maß mißt
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich in das Kleine! Wie fliegt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meisten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders,
Als wir dachten!

Düntzer findet es hiernach mit Recht unwahrscheinlich, daß die beiden Epigramme verschiedene Verfasser haben sollten. „Erinnern wir uns," fügt er hinzu, „daß Portia's Traum zu denjenigen Stellen gehört, die Goethe als Knabe mit seiner Schwester um die Wette zu recitiren pflegte, so ist es höchst wahrscheinlich, daß, als Schiller die Homerische Todtenerscheinung parodirte, Goethe des Traumes der Portia gedachte und auch diesen zur Parodie benutzte." Hierzu kommt, daß, nach Riemer, Goethe'n die Anwendung der Klopstock'schen Sentenz: „einige Tugenden werden belohnt und andere verziehen" sehr geläufig war."

354. Moses Mendelssohn.

Ja, du siehst mich unsterblich! — „Das hast du uns ja in dem Phädon
Längst bewiesen." — Mein Freund, freue dich, daß du es siehst!

Zielt auf „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele" (Berlin, 1767) von Moses Mendelssohn (geb. 1729, gest. 1786).

355. Der junge Werther.

„Worauf lauerst du hier?" — Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über mein Leiden gefreut.

Nicolai hatte Werther's Leiden in einem Gegenstück „Freuden des jungen Werther's (Berlin, 1775) verspottet.

356. L***.

„Edler Schatten, du zürnst?" — Ja, über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein lässet in Frieden nicht ruhn.

„Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse" (Berlin, 1793 — 95), herausgeg. von seinem Bruder Karl Gotthelf Lessing (geb. 1740, gest. 1812). Dieser hatte des großen Bruders Fehler und Schwächen nicht verhehlt, und wird darüber von dem Xenisten mit Unrecht angegriffen.

357. Dioskuren.

Einen wenigstens hofft' ich von euch hier unten zu finden,
Aber beide seid ihr sterblich, drum lebt ihr zugleich.

Die beiden Stolberge. — Nur der ältere der Dioskuren, Pollux, besaß die Unsterblichkeit, die er jedoch, als sein jüngerer Bruder Kastor im Kampfe war erschlagen worden, auf Jupiter's Erlaubniß mit diesem theilte, so daß beide abwechselnd einen Tag in der Oberwelt, den andern in der Unterwelt zubrachten.

358. Unvermuthete Zusammenkunft.

Sage, Freund, wie find' ich denn dich in des Todes Behausung?
Ließ ich doch frisch und gesund dich in Berlin noch zurück!

359. Der Leichnam.

Ach! das ist nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht;
Aber es schiffte schon längst über den Lethe mein Geist.

Ramler (s. X. 74).

360. Peregrinus Proteus.

Siehest du Wieland, so sag' ihm, ich lasse mich schönstens bedanken;
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

„Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus" (Leipzig, 1791) von Wieland. Dieser ließ im deutschen Merkur eine Beurtheilung der Xenien in Gesprächform erscheinen, worin über dieses Distichon bemerkt wird: „Peregrin war ein Schwärmer, ein Narr (wenn die Herren wollen) bis an sein Ende; aber in seinem ganzen Leben ist auch nicht ein einziger Zug, der ihn zu dem pöbelhaften Titel Lump qualificirte." — Der Ausdruck Lump, der Goethe'n wenigstens geläufiger war, als Schiller'n, deutet auf Erstern als Verfasser des Xenions.

361. Lucian von Samosata.

Nun, Freund, bist du versöhnt mit den Philosophen? Du hast sie
Oben im Leben, das weiß Jupiter! tüchtig geneckt.

362. Geständniß.

Rede leiser, mein Freund. Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen geplagt.

„Lucian's von Samosata sämmtliche Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen von C. M. Wieland" (Leipzig, 1788 ff. 6 Thle.). Schiller spricht sich in einem Briefe an Körner vom 19. December 1787 sehr lobend über das Werk aus, weßhalb Boas die beiden Xenien Goethe'n zuschreibt.

363. Alcibiades.

Kommst du aus Deutschland? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein solcher
Hasenfuß bin, als bei euch man in Gemälden mich zeigt.

„Alcibiades" von Aug. Gottlieb Meißner (geb. 1753, gest. 1807). — „Der deutsche Alcibiades" von Karl Gottlob Kramer (geb. 1758, gest. 1817).

364. Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
Ißt man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?

Der römische Epigrammendichter Marc. Valer. Martialis (geb. 43, gest. 101 n. Chr.) gab dem dreizehnten Buche seiner Sinngedichte den Namen Xenien (Gastgeschenke), weil die Distichen desselben unter dem Bilde eines zum Gastmahl gehörigen Gegenstandes Lob oder Tadel spenden.

365. Xenien.

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäss'rigen Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.

Hoffmeister bemerkt: „Hat denselben Sinn, wie X. 115, welches von Goethe ist. So möchten ihm denn auch dieses und das vorhergehende, so wie überhaupt der Name Xenien zuzusprechen sein.“

366. Rhapsoden.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn.

Schiller hat dieses Xenion mit den beiden folgenden, unter dem Titel „Die Homeriden“ als ein Ganzes in die Gedichtsammlung aufgenommen. — Vergl. X. 264 und oben (S. 110) das Epigramm Ilias nebst den zugehörigen Erläuterungen. — „Rhapsoden“, solche, die eine Dichtung absingen oder deklamiren. — Christ. Gottlob Heyne (geb. 1729, gest. 1812) bestritt damals die Wolfische Hypothese, und Wolf vertheidigte sie in seinen „fünf Briefen an Heyne“ (1797).

367. Viele Stimmen.

„Mir her! ich sang der Könige Zwist!“ — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!“
„Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida geschah!“

„Der Könige Zwist“ s. Ilias I. — „Die Schlacht bei den Schiffen“ s. Ilias VIII und IX. — „Was auf dem Ida geschah“ s. Ilias XIII ff.

368. Rechnungsfehler.

Friede! zerreißt mich nur nicht! die Würste werden nicht reichen;
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen versehn.

369. Einer aus dem Chor (fängt an zu recitiren).

„Wahrlich, nichts Lustigers weiß ich, als wenn die Tische recht voll sind
Von Gebackʼnem und Fleisch, und wenn der Schenke nicht säumt —“

Vergl. Odyssee IX, 5 ff., wo Odysseus zu Alkinoos spricht:

Ja, ich kenne gewiß kein angenehmeres Trachten,
Als wenn festliche Freudʼ im ganzen Volk sich verbreitet,
Und in den Wohnungen rings die Schmausenden horchen dem Sänger,
Sitzend in langen Reihʼn, und voll vor Jedem die Tische
Stehen mit Brod und Fleisch, und geschöpfeten Wein aus dem Kruge
Fleißig der Schenk umträgt, und umher eingießt in die Becher.
Solches däucht mir im Geist die seligste Wonne des Lebens.

370. Vorschlag zur Güte.

Theilt euch, wie Brüder! Es sind der Würste gerade zwei Dutzend
Und wer Astyanax sang, nehme noch diese von mir.

Es sind gerade so viel Würste, als die Ilias Rhapsodien enthält; eine besondere hat der Dichter noch für den Sänger des VI. Buches mitgebracht, welches Hektors Abschied von Andromache und Astyanax schildert, ein Familienbild, das Schiller schon früh in „Hektorʼs Abschied“ nachzudichten versucht hatte.

371. Die Philosophen.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno beisammen hier finde;
Denn das Eine, was noth, treibt mich herunter zu euch.

Dieses und die folgenden Xenien (bis 389 einschließlich) hat Schiller als ein eigenes Ganzes, unter dem Gesammttitel „Die Philosophen", der Gedichtsammlung einverleibt. Die einzelnen Distichen haben aber ihre besondern Ueberschriften behalten, nur daß die Xenien 373, 375, 382, 384 dort mit „Lehrling" überschrieben sind.

372. Aristoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund. Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle, und sind längst schon von Allem belehrt.

373. Dringend.

Desto besser! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Leibe,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Statt „vom Leibe" steht in der Gedichtsammlung „vom Halse".

374. Einer aus dem Haufen.

Cogito, ergo sum. Ich denke und mithin, so bin ich;
Ist das Eine nur wahr, ist es das And're gewiß.

René des Cartes (Cartesius), geb. 1596, gest. 1650.

375. Ich.

Denk' ich, so bin ich! Wohl! Doch wer wird immer auch denken?
Oft schon war ich, und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

376. Ein Zweiter.

Weil es Dinge doch gibt, so gibt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie wir so sind.

Baruch Spinoza (geb. 1632, gest. 1677). — Für „Weil es Dinge doch gibt" heißt es in der Gedichtsammlung: „Weil es doch Dinge gibt".

377. Ein Dritter.

Just das Gegentheil sprech' ich. Es gibt kein Ding, als mich selber!
Alles Andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

Georg Berkeley (geb. 1684, gest. 1753).

378. Ein Vierter.

Zweierlei Dinge lass' ich passiren: die Welt und die Seele;
Keins weiß vom andern, und doch deuten sie beide auf Eins.

Gottfried Wilh. v. Leibnitz (geb. 1646, gest. 1716).

379. Ein Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts, und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.

Ich möchte es nicht sowohl auf Kant (geb. 1724, gest. 1804), als auf einen Kantianer beziehen, mag man darunter nun einen jüngst von der Oberwelt herabgestiegenen Jünger Kant's, oder lieber einen Anhänger verstehen, den seine Schriften ihm in der Unterwelt gewonnen; denn die Hölle steht nach X. 372 mit der Oberwelt in literarischer Verbindung. Vergl. die Bemerkung zu X. 349.

380. Ein Sechster.

Ich bin ich, und setze mich selbst; und setz' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut! setz' ich ein Nicht-Ich dazu.

In der Gedichtsammlung heißt die letzte Hälfte des Pentameters: „hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt". — Der Sprechende ist ein Anhänger von Joh. Gottlieb Fichte (geb. 1762, gest. 1814).

381. Ein Siebenter.

Vorstellung wenigstens ist; ein Vorgestelltes ist also,
Ein Vorstellendes auch, macht, mit der Vorstellung, drei.

Ein Partisan von Karl Leonh. Reinhold (geb. 1758, gest. 1823).

382. Ich.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen;
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt.

383. Ein Achter.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, wenn du sollst!

Ein Anhänger von Karl Christ. Erhard Schmid's (geb. 1761, gest. 1812) „Versuch einer Moralphilosophie (noch vor Kant's Tugendlehre erschienen).

384. Ich.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwidern,
Schieben sie's Einem geschwind in das Gewissen hinein.

385. David Hume.

Rede nicht mit dem Volk, der Kant hat sie Alle verwirret,
Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

David Hume (geb. 1711, gest. 1776), als Geschichtschreiber und Philosoph ausgezeichnet.

386. Rechtsfrage.

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen;
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

387. Pufendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!

Samuel Pufendorf (geb. 1632, gest. 1694), als Lehrer des Naturrechts berühmt.

388. Gewissensskrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

389. Decisum.

Da ist kein anderer Rath, du mußt suchen sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

Satire auf den Kantischen Rigorismus, welcher die Neigung für eine sehr zweideutige Gefährtin des Sittlichkeitsgefühls erklärte und sie lieber im Krieg als im Einverständniß mit dem Vernunftgesetze sah.

390. Herkules.

Endlich erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine
Uebersetzung! Er selbst leider war nicht mehr zu sehn.

Dieses und die folgenden Xenien bis Nr. 412 hat Schiller, mit Weglassung der Ueberschriften, unter dem Gesammttitel: Shakespeare's Schatten, Parodie, als ein Ganzes, in die Sammlung der Gedichte aufgenommen. Das vorstehende Distichon hat er dabei folgendermaßen geändert:

Endlich erblickt ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er selbst u. s. w.

Shakespeare's Uebersetzung von Wieland und Eschenburg (Zürich 1762—82) ist gemeint. — Die parodirte Homerische Stelle findet sich in der Odyssee XI, 601 u. ff.:

Jenem (dem Sisyphos) zunächst erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles
Sein Gebild; denn er selber, im Kreis der unsterblichen Götter,
Freut sich der festlichen Wonn' und umarmt die blühende Hebe.

391. Herakliden.

Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

„Das Hundegebell der Dramaturgen" bezieht sich auf die dramaturgisch-ästhetischen Kritiken über Shakespeare, die damals bereits von Eschenburg (X. 85), Schink (X. 272), Böttiger (X. 154), Fr. Schlegel (X. 328) u. A. erschienen waren. — Vergl. Odyss. XI, 605 ff:

Diesen umscholl ringsher der Todten Geräusch, wie der Vögel,
Wild durcheinander gescheucht.

392. „Pure Manier."

Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.

Die Fortsetzung der zuletzt angeführten Homerischen Verse lautet:

. . . . Er selbst, der düsteren Nacht gleich,
Stand, den Bogen entblößt, und hielt den Pfeil auf der Senne,
Schrecklichen Blicks umschauend, dem stets Abschnellenden ähnlich.

In der Abhandlung: „Ueber das Studium der griechischen Poesie" (Journal Deutschland VI, 403) bemerkt Fr. Schlegel: Seine (Shakespeare's) Darstellung ist nie objektiv, sondern durchgängig manierirt. Unter Manier verstehe ich in der Kunst eine individuelle Richtung des Geistes und eine individuelle Stimmung der Sinnlichkeit, welche sich in Darstellungen, die idealisch sein sollen, äußert."

393. Er.

Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen in's Grab!

Vergl. Odyssee XI, 473, wo Achilleus zu Odysseus sagt:

Wie, Unglücklicher, wagst du noch größere That zu vollenden?
Welch' ein Muth, zum Ais herabzusteigen, wo Todte
Wohnen besinnungslos, die Gebild' ausruhender Menschen!

394. Ich.

Wegen Tiresias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den guten Geschmack fände, der nicht mehr zu sehn.

Statt „guten Geschmack“ heißt es in der Gedichtsammlung: „alten Kothurn“. — „Tiresias“, Lessing. — Vergl. Odyssee XI, 479:

Wegen Tiresias kam ich aus Noth her, ob er mir Rathschluß
Oeffnete, heimzukehren in Ithaka's felsiges Eiland.

395. Er.

Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.

396. Ich.

O die Natur, die zeigt auf unseren Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

„Kläglich läßt der Affekt sich auf unsern tragischen Bühnen hören, welcher anstatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geistlosen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht; so daß es uns nach einem solchen Thränenmahle gerade zu Muth ist, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt, oder Salzmann's menschliches Elend gelesen hätten.“ (Ueber naive und sentimentale Dichtung.)

397. Er.

Wie? So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?

Der Pentameter sagt wohl: Um der Tragödie das Erhabene des alten Kothurns (des antiken Trauerspiels) zu geben, führte ich selbst Verstorbene in das Drama ein.

398. Ich.

Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.

„Geharnischter Geist" des alten Hamlet in Shakespeare's Trauerspiel: Hamlet.

399. Er.

Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt.

400. Ich.

Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.

401. Er.

Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia,
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?

Eine Verbindung komischer Scenen mit einem tragischen Ganzen wie sie in Shakespeare's Dramen nichts Seltenes ist.

402. Ich.

Keines von Beiden. Uns kann nur das Christlich-Moralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.

Als Reaktion gegen die Ueberkräftigkeit der lärmenden Ritterschauspiele, die Göthe's Götz hervorgerufen, entwickelte sich seit Gemmingen's deutschem Hausvater immermehr das erschlaffende Jammer- und Thränenspiel, welches sich besonders gern in bürgerlichen und Familienkreisen bewegte. Schröder's und Iffland's Dramen gehören dieser Richtung an.

403. Er.

Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen?
Kein Anton, kein Orest, keine Andromache mehr?

Stoffe, wie Shakespeare und die Alten sie behandelten.

404. Ich.

Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretärs oder Husaren-Majors.

Personal aus Schröder'schen und vorzüglich aus Kotzebue'schen Stücken. In einem Briefe an Goethe vom 31. Juli 1796 schrieb Schiller, er wolle Iffland in dem Dialog mit Shakespeare, „um ihm nicht wehe zu thun," unberührt lassen, und bat, ihm eine Abschrift des Personen-Verzeichnisses von fünf oder sechs Kotzebue'schen Stücken zukommen zu lassen, um darauf anspielen zu können. Indeß blieb auch Iffland nicht ganz verschont. S. X. 406.

405. Er.

Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?

Misère bezeichnet auch eine Bagatelle, ein unbedeutendes, werthloses Ding. Auf Personen, wie hier, wird es von den Franzosen schwerlich angewandt.

406. Ich.

Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

„Sie machen Kabale" könnte man vielleicht als Selbstpersiflage betrachten und auf des Dichters „Kabale und Liebe" beziehen, womit er jener weichlichen Richtung auch einen kleinen Tribut

brachte. Dann wäre unter den „Sekretärs" in X. 404 auch der Haussekretär des Präsidenten, Wurm, mitbegriffen. — „Sie leihen auf Pfänder" in Ifflands Hagestolzen. — „Sie stecken silberne Löffel ein" in Schröder's Fähndrich. „Wagen den Pranger und mehr" in Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht und Kotzebue's Kind der Liebe.

407. Er.

Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

408. Ich.

Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.

409. Er.

Aber, das habt ihr ja Alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?

410. Ich.

Nimm's nicht übel, mein Heros. Das ist ein verschiedener Casus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.

411. Er.

Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?

412. Ich.

Der Poet ist der Wirth, und der letzte Aktus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

413. Muse zu den Xenien.

Aber jetzt rath' ich euch, geht! Sonst kommt noch gar der Gorgona
Fratze, oder ein Band Oden von Haschka hervor.

Oden von Lorenz Leop. Haschka (geb. 1749, gest. 1829). — Unter den Gorgonen ist Medusa, deren Anblick in Stein verwandelte, die bekannteste. Die Furcht vor ihr trieb auch den Odysseus aus der Unterwelt fort, s. Odyssee XI, 683:

. . . . . . Es faßte mich bleiches Entsetzen,
Ob mir jetzt die Schreckensgestalt des gorgoischen Unholds
Send' aus Ais Palast die furchtbare Persephoneia.
Schnell drum eilt' ich zum Schiffe zurück u. s. w.

414. An die Freier.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch Alle;
Hier ist der Bogen, und hier ist zu dem Ringen der Platz.

S. die Anmerkung S. 290.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Schiller, Friedrich, 1759-1805

Schiller's Gedichte

Bd.: 2

Stuttgart 1856